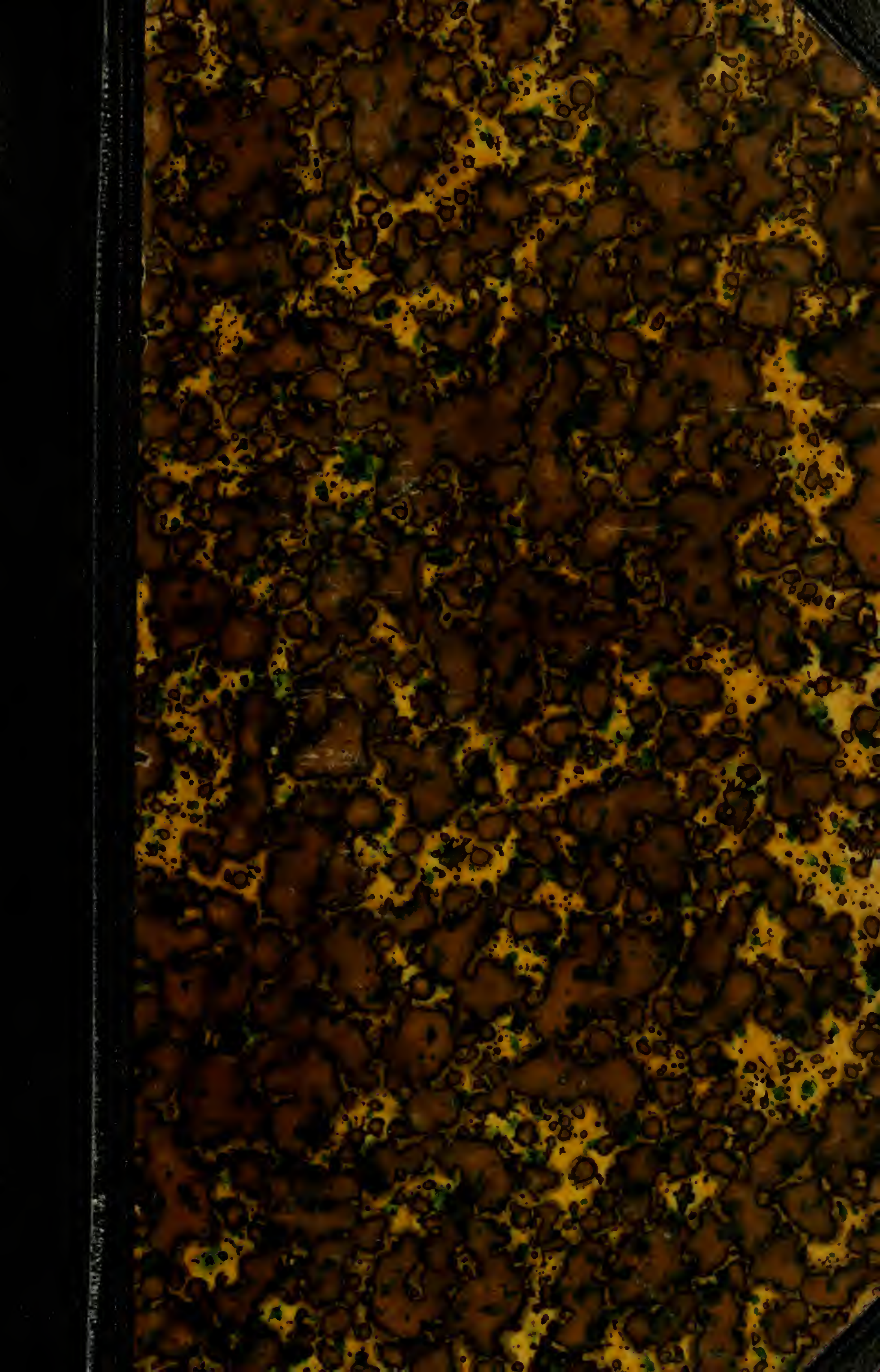
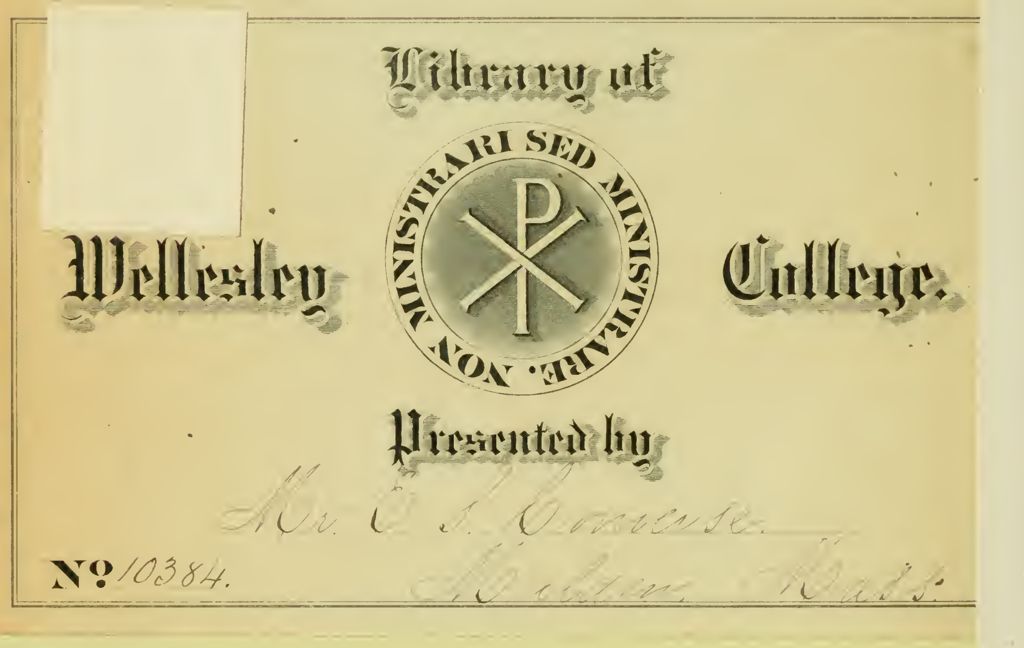



Library of
Wellesley
NON MINISTRARI SED MINISTRARE.
College.
Presented by
No 10384.



Die Erlöserin.

Erster Band.

Die Erlöserin.

Roman

von

Fanny Lewald.

Erster Band.



Berlin, 1873.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Frau Emma Lobedan

und

ihren lieben Töchtern

widmet dieses Buch

zur Erinnerung an die gemeinsame Heimath

in alter treuer Freundschaft

Fanny Lewald-Stahr.

Berlin, im März 1873.

Erstes Capitel.

Was Einsamkeit ist? wer weiß das noch, seit die Dampfschiffe und die Lokomotiven den Erdball umsausen, seit der elektrische Funke auf dem die Erde umspannenden Drahte die Welttheile mit einander verbindet, seit die Begriffe von Raum und Zeit sich in einer Weise verwandelt haben, daß Diejenigen, die noch unter anderen Lebensbedingungen geboren worden sind, Mühe haben, sich dareinzufinden.

Aber in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, da konnte man noch in gar vielen Gegenden unseres Vaterlandes von tiefer Einsamkeit sprechen. Und vollends in den nördlichsten Theilen von Ost-Preußen, da, wo die Fluthen des Baltischen Meeres den Strand bespülen, da war es einsam, sehr einsam, vor jenen fünfzig Jahren in dem Dorfe am Strande und in dem Pfarrhause desselben.

Das Pfarrhaus war sehr klein und eng und niedrig, und das Leben, welches der Pfarrer und die Seinen in demselben führten, war ebenso beschränkt. Indeß schon der Großvater und der Vater des Pfarrers

hatten die Pfarre inne gehabt und hatten das Pfarrhaus ganz in demselben Zustande bewohnt, in welchem es sich noch befand. Das weitete für das Bewußtsein der Familie die engen Räume aus, und der Pfarrer fühlte sich in seinem Hause ebenso fest eingewurzelt, wie die Grafen, die seine Patrone waren und seiner Väter Patrone gewesen waren, in ihrem alten Schlosse, das eine halbe Stunde von dem Dorfe und von dem Meere, auf der einzigen Erhöhung des Landes, auf der bewaldeten Düne gelegen war, von der man die beiden Wasser, die Ostsee und das Kurische Haff, und zugleich die Landenge, man nennt sie die Kurische Nehrung, übersehen konnte, welche die beiden Wasser trennt.

Auch das Dorf war nur klein und die Kirche war klein, aber für die öde und menschenarme Gegend war sie groß genug, und obgleich sie unschön und nur aus rohen Feldsteinen aufgerichtet war, galt sie für eine der Merkwürdigkeiten des Landes und wurde hoch in Ehren gehalten. Es hieß, der heilige Bischof Adalbert, der Bekehrer der heidnischen Preußen, habe sie erbaut und mit seiner Predigt eingeweiht. Durch Dokumente zu erweisen war das freilich nicht; aber alt war die Kirche wirklich. Und wem that es denn zu nahe, wenn den Pfarrer in seiner Einsamkeit und Armuth die Vorstellung beglückte und erhob, das Wort des Herrn an einer besonders geheiligten Stelle zu verkünden?

Die Gegend um das Dorf herum war nur schwach bevölkert, des schlechten Bodens wegen spärlich an-

gebaut, und in den ohnehin armseligen, am Meeresstrande liegenden Fischerdörfern hatten die einander folgenden Durchzüge der Franzosen und der Russen noch verwüstet, was dort irgend zu verwüsten gewesen war.

Man konnte lange fahren, ohne an ein Dorf zu kommen, selbst die Posthaltereien waren immer drei Meilen weit von einander entfernt. Nur zweimal in der Woche legte die sogenannte Reitpost, ein Postillon, welcher mit einem Pferde einen Briefkarren fuhr, den Weg zwischen der Hauptstadt und der Grenze über die Nehrung zurück, und kein Herbst und kein Frühling vergingen, in denen man nicht davon sprechen hörte, daß wieder ein Postillon bei der Fahrt am Ufer auf Triebsand gerathen, und mit Pferd und Wagen spurlos verschwunden sei.

Im Frühjahr und im Herbste jagt der Sturm dort wildschnaubend über die schmale Sandscholle von Meer zu Meer, und die Winter sind oft unbarmherzig kalt. Das Haff bedeckt sich fest mit Eis, selbst das Meer gefriert eine Strecke weit hinein, und nur über die beschneite Eisfläche hinweg, sieht man dann den dunklen Streif des Wassers oder das Funkeln des Sonnenlichtes auf demselben, in der Ferne den Horizont begrenzen.

Unter diesen Umständen wurde der Verkehr mit der Umgegend und mit der Hauptstadt zu jenen Zeiten im Winter für Monate und Monate ein sehr seltener. Selbst die Post kam dann nicht mehr durch das Dorf,

sondern wurde zu Schlitten über das gefrorene Haff befördert; und so gleichförmig wurde dann das Leben, daß es in dem Pfarrhause in solchen Tagen zu den Ereignissen gehörte, wenn man bisweilen die langen Reihen kleiner Transport-Schlitten, von kurischen Bauern oder von polnischen Juden geführt, in weiter Ferne durch die mühsam aufgethauten Fensterscheiben vorüberziehen sah. Fuhr dazwischen einmal eine Extra-Post durch das Dorf, hatten in der nächsten Post-halterei, die weit genug von dem Pfarrhause entfernt war, Reisende sich ein paar Stunden aufgehalten oder gar bei besonders schlechtem Wetter eine Nacht dort zugebracht, so kam gewiß nach einigen Tagen der Posthalter, ein lahmer und als Hauptmann entlassener Offizier, in die Pfarre zum Besuch, um von der Begebenheit zu erzählen, und zu berichten, was er über die Reisenden, oder von ihnen erfahren hatte.

Das gab dann immer einen schönen Abend. Der Pfarrer und der Hauptmann zündeten ihre Pfeifen an, und wenn die außerordentlichen Neuigkeiten abgethan waren, ging man weiter und weiter auf frühere Ereignisse zurück. Der Hauptmann erzählte von den Feldzügen und von Paris, wo er nach dem Einzuge der Alliirten als Verwundeter viele Monate lang gewesen war, von seinen Verwandten, die am Rheine lebten. Der Pfarrer, der schon ein Mann in Jahren war, sprach von den Zeiten, in denen er auf der Universität gewesen, und von seinem Leben als Lehrer in der gräflichen Familie, und die Pfarrerin und des

Pfarrers einzige Tochter hörten diesen Erzählungen immer wieder zu, als hätten sie sie nicht schon wer weiß wie oft vernommen. Sie waren ihnen jedesmal ein neuer poetischer Genuß, weil sie sie in ferne und ihnen völlig fremde Zustände versetzten.

Zweites Capitel.

Alles im Pfarrhause war alt, Alles war so gewesen und geblieben seit drei Menschenaltern und darüber. Alles hatte seinen immer gleichen täglichen Verlauf.

Der Pfarrer und sein Vater und sein Großvater, der eines gräflichen Jägers Sohn gewesen war, hatten alle Drei mit gräflichen Stipendien in Königsberg studirt, und nachdem der jetzige Pfarrer seine theologischen Prüfungen bestanden, hatte er der gräflichen Familie als Erzieher des ältesten Sohnes gedient, so daß der gegenwärtige Majoratsherr und Kirchenpatron einst durch Jahre sein Schüler gewesen war. Daß es ihm vergönnt gewesen war, diese lange Zeit in völliger Sorgenfreiheit, in dem vornehmsten Hause der Hauptstadt zu verleben, sich dort in den Wissenschaften zu vervollkommnen und sich daneben in der gräflichen Familie eine Bildung anzueignen, wie nicht viele seiner Standesgenossen ihrer theilhaftig wurden, das sah des Pfarrers fromme Seele als eine der besonderen Gnaden Gottes an, für die er und die Seinen dem Herrn alltäglich noch zu danken hatten.

Es war in den Zeiten seiner Hauslehrerschaft Sitte gewesen, die jungen adeligen Herren mit ihren Erziehern auf Reisen gehen zu lassen, und weil man mit dem Kandidaten und Gouverneur im gräflichen Hause so wohl zufrieden gewesen war, und Zutrauen zu ihm gehegt, hatte man beabsichtigt, ihn dem jungen Grafen bei der großen Reise als Begleiter beizugeben. Aber, pflegte der Pfarrer zu sagen, Gott hatte es anders über ihn bestimmt. Sein Vater war in einer Weise erkrankt, die ihm einen Adjunktus nöthig gemacht hatte. Der Graf hatte also, um die Einkünfte der Pfarrers-Familie nicht zu schmälern, den Sohn des Pfarrers zu dessen Gehilfen ernannt, und wie große Hoffnungen der damalige Kandidat auch auf die Reise mit seinem Zöglinge gebaut haben mochte, war er doch bereitwillig und freudig in die Einsamkeit seines Geburtsortes zurückgekehrt. Sein bescheidener Sinn und sein ergebenes Herz hatten nie einen eigenen Willen neben dem Glauben an die göttliche Allweisheit gekannt, und sein festes Vertrauen in die Wege der Vorsehung war auch die Quelle geblieben, aus welcher durch sein ganzes Leben seine immer gleiche Zufriedenheit entsprungeu war.

Trotz seiner unheilbaren Krankheit hatte des Pfarr-Adjuncten Vater aber noch lange gelebt, und erst nach dessen Tode, als er selber die Pfarre angetreten, hatte der Sohn daran denken können, sich eine Frau zu nehmen, denn die Einkünfte der Pfarre waren sehr gering. Damals hatte er schon in seinem sechsunddreißigsten Jahre gestanden, und die schöne Simonene,

auf die sich sein Auge und seine heimlichen Wünsche gerichtet, seit er sie im Konfirmanden-Unterrichte gehabt und sie eingesegnet hatte, war bedeutend jünger gewesen als er. Sie war auf den Familiengütern der Gräfin in Litthauen zu Hause, war armer Leute Kind gewesen, war frühzeitig verwaist, und weil sie ungewöhnlich schön gewesen war, hatte die Herrschaft sich ihrer angenommen und sie dem Amtmanne zu erziehen gegeben, der im Amtshause neben dem gräflichen Schlosse mit seiner Schwester haushielt.

Daß ihr Lehrer, daß der Herr Pfarrer sie zur Ehe begehren könne, das hatte die schöne Simonene nie für möglich gehalten, und auch nachdem sie seine Frau geworden war, sah sie zu ihm immer wie zu einem höheren Wesen empor, obschon er, des Lehrens und Erziehens sehr gewohnt, sie liebevoll zu sich herangebildet hatte.

Zwei Kinder, welche sie ihrem Manne, in den ersten Jahren der Ehre geboren hatte, waren bald gestorben, und man hatte kaum gehofft, diesen Verlust ersetzt zu sehen, als die Pfarrerin zehn Jahre später noch einer Tochter genesen war. In der Einsamkeit, in welcher die Gatten lebten, und bei der bedeutenden Altersverschiedenheit, welche zwischen ihnen herrschte, war das besonders für die Mutter ein großes Glück gewesen. Als daher der Pfarrer in seinem Dankgebete für die Wöchnerin der Huld und Gnade gedachte, mit welcher der Himmel ihnen diesen Ersatz für die verlorenen Kinder gewährt, hatte er seiner Neugeborenen neben dem Namen der Mutter, den sie

eigentlich hatte tragen sollen, in der freudigen Aufwallung seines Herzens noch den Namen Hulda zugelegt, bei dem man die Kleine dann auch rief.

War das Leben im Pfarrhause bis dahin sanft und friedlich gewesen, so wurde es nun noch glücklicher, und wie in der milden Wärme eines von beständigem Lichte überglänzten Frühlingstages, wuchs das einzige Kind des Hauses schön heran. Was die Zärtlichkeit der Elternliebe ihr in den beengten Verhältnissen gewähren konnte, wurde Hulda unausgesetzt zu Theil. Ein Tag ging gleich dem andern hin. Sie hatte ihre Unterrichtsstunden von dem Vater, lernte es frühzeitig, der Mutter geschickt zur Hand zu sein, half im Sommer den Eltern Beiden in der Bestellung und Pflege ihres Gartens, und las zur Winterszeit, als sie herangewachsen war, am Abende, wenn der Vater studirte und sie mit der Mutter an dem großen, grünen Kachelofen saß, in dem die Abendsuppe kochte, eine Stunde aus denjenigen Büchern und Dichterwerken vor, welche die Pfarrerin unter ihrer besonderen Obhut hielt. Der Vater hatte sie in den guten Zeiten angeschafft, in denen er, in der gräflichen Familie lebend, Geld für solche Ausgaben hatte verwenden können, und später hatten die Herrschaften bei anderen besonderen Anlässen den bescheidenen Büchervorrath ihres Pfarrers mit einem oder dem anderen guten Dichterwerke bedacht.

Es war Hulda's Ehrenamt, diese Dichterwerke, die auf einem eigenen, mit einem Vorhange von grünem Rasch geschützten Borde in der Wohnstube

über der Komode der Pfarrerin hingen, allwöchentlich vom Staube zu säubern; und in einem dieser Bücher, welche selbst die Mutter immer nur mit einer Art von Ehrfurcht in die Hand nahm, allein und nach Belieben lesen zu können, war an des Winters Sonn- und Feiertagen Hulda's größte Freude. Schon sie in Händen zu haben, war ihr ein Genuß; und wenn draußen der grause Schneesturm die dicken weißen Flocken gegen die niederen Fenster trieb, daß die bleichgelbe Nachmittagssonne kaum hineindrang, während das Meer in dumpf rollenden Schlägen auf die zu Eis gefrorenen Ufer niederfiel, konnte sie oft lange sitzen, und ohne zu lesen die aufgeschlagenen Bände ansehen, als müßte aus dem rauhen grauen Papiere und zwischen seinen Linien noch etwas ganz Anderes herauszulesen sein, als was darin gedruckt stand. Es schien ihr immer, als wäre ein Zauber darin verborgen, zu dem sie nur den Schlüssel aufzufinden brauchte, um — sie wußte selber nicht, welcher Herrlichkeit theilhaftig zu werden.

Man besaß überhaupt im Pfarrhause noch jene Liebe für die Bücher und jenen wahren unbewußten Cultus des Genius, der nur von den Armen und von den Einsamen in seiner ganzen Reinheit ausgeübt wird. Wenn es sich aber einmal fügte, daß nach solchem stillen Sinnen der Postmeister sich zufällig in der Pfarre einstellte, wenn er wie immer auf die Vergangenheit und auf seine Erlebnisse zu sprechen kam, so tauchten vor des jungen Mädchens Geist unbestimmte und doch verlockende Bilder einer Welt

auf, die ihm fern und fremd war, wie die Sterne, die am Himmel leuchteten, und zu der es hinaufsah wie zu den Gestirnen: neugierig danach verlangend und sicher, sie nicht erreichen zu können.

War dann der Winter wieder einmal überstanden, kam der Sommer heran, die Menschen aus den Ketten und Banden des Eises und der Kälte zu erlösen, zogen am fernen Horizonte wieder die Segelschiffe wie Riesenschwäne auf den Fluthen, und die Schwalben und die wilden Gänse wieder durch die blauen Lüfte hin, senkten des Pfarrers Störche sich wieder auf das Dach der Sakristei herab, dann kam auch neues Leben in das Dorf. Dann stachen die Kähne wieder in See, dann ging die Pfarrerin mit ihrer Tochter sehen, was der Fang gebracht hatte, dann fuhren die Fischer, die so glücklich waren, ein Pferdchen zu besitzen, in den hellen Nächten bis nach der Hauptstadt hin, ihre frischen und geräucherten Fische zu Markte zu bringen; und sie waren es dann auch, die des Pfarrers Haushalt mit manchem Nothwendigen versahen. Denn ein Pferd zu halten, reichten die Einkünfte des Pfarrers weit nicht aus, und in dem Dorfe konnte man Nichts kaufen und Nichts haben, was man nicht selber dem Boden abgewann. Der brachte aber, so hart am Meere, außer den gewöhnlichsten Kräutern, außer der Stachelbeere, der Johannisbeere und der kleinen sauren Kirsche, in seinem Dünensande Nichts hervor.

Die vier Kiefern in dem Pfarrhofe, die Hollunder-Büsche, welche vor der Thüre die Bank beschatteten,

der Sonnenglanz, das Tausendschön und der Lavendel, das waren des Pfarrers und der Seinen ganze Freude. Die beiden Rosenstöcke, welche Mamsell Ulrike, des Amtmanns Schwester, ihrer Pflegetochter aus dem Amtsgarten in die Pfarre mit gegeben hatte, kamen nicht in jedem Jahre zu ihrer vollen Blüthe, weil der Garten dem Seewinde zu sehr offen lag, und nicht in jedem Jahre genoß die schöne Hulda den Triumph, mit einem Strauß von Rosen vor der Brust, zur Kirche gehen zu können, und sich dabei in einer poetischen Verklärung zu empfinden, die ihr noch das Herz erwärmte, wenn der Duft der welken Rosenblätter ihr im Winter bei dem Oeffnen ihrer Lade, des Sommers und der Rose Pracht in das Gedächtniß rief.

Drittes Capitel.

Der Frühling, in welchem der Pfarrer seine Tochter eingesegnet hatte, versprach durch seine Wärme ein fruchtreiches Jahr, und mit den Pfingsten, die vor der Thüre waren, stand der Familie das große Ereigniß jedes Sommers, der Tag bevor, an welchem alljährlich der Amtman und seine Schwester, man hieß sie in der ganzen Umgegend nur Mamsell Ulrike oder schlechtweg die Mamsell, zum Essen in die Pfarre kamen. Freilich sprachen der Amtmann und die Mamsell auch sonst bisweilen nach der Kirche bei der Pfarrerin vor, denn sie hatten sie ja erzogen, hatten also bei der Tochter auch Gevatter gestanden, aber das waren doch immer nur kurze Besuche. Sie hielten außer dem Hause überhaupt nicht viel Verkehr, obschon sie überall sehr hoch in Ansehen standen, und im Amte die Thüre immer offen und der Tisch für Gäste stets gedeckt war.

In der Gegend legte man dem Amtmanne und seiner Schwester diese Zurückhaltung als Hochmuth aus, und zu leugnen war es nicht, daß sie auf sich hielten, als wären sie die Herrschaft selber. Das war

im Grunde aber ganz natürlich. Der Graf lebte seit vielen Jahren auswärts als Gesandter, war seit dem Tilsiter Frieden nicht wieder auf das Schloß gekommen, und Mamsell Ulrike hatte Recht, zu sagen, sie wisse nicht, weßhalb sie Besuche machen sollte, die Leute kämen ja zu ihr, wenn sie dieselben haben wolle. Dazu gebe es immer irgend wie Verdruß, wenn sie ihre Wirthschaft im Stich lasse, und besser als in ihrem Hause finde sie es nirgends.

Sie hatte überhaupt ihre Wunderlichkeiten, und es ging allerlei Gerede über sie, weil in ihrer Wirthschaft keiner von den üblen Zufällen vorzukommen pflegte, die doch sonst nicht leicht in einem Hause fehlen. Was sie in die Hand nahm, schlug ihr ein. Sie hatte Glück mit Menschen und mit Vieh, sie wußte in Krankheiten besser Rath als selbst der Doktor, und auf das Wetter verstand sie sich besser als irgend ein anderer Mensch. Der Amtmann behauptete, das komme, weil sie die Augen überall und immer offen habe; die Leute aber sagten, sie schlafe auch mit offenen Augen, und sehe deshalb ganz besondere Dinge, von denen sie nicht rede und von denen auch nicht gut zu reden sei. War man in Noth, so wendete man sich an sie; beliebt aber war sie deshalb nicht, und sie wußte das auch selber und machte sich gar Nichts daraus.

Gerade deshalb wurde aber in der Pfarre für den Pfingstsonntag Alles aufgeboten, was der dürftige Haushalt nur zu leisten im Stande war. Für die Pfingsten wurde aufgespart, was man als seltenen

Leckerbissen erachtete, und von dem Pfingstsonntage rechnete die Pfarrerin vorwärts und rückwärts wie von des Heilandes Geburt.

In dem Jahre fielen die Pfingsten ganz besonders spät. Das Wetter war sehr schön. Man hatte die ganze Woche hindurch im Hause gescheuert und geputzt, und Hulda's weißes Kleid, das zu dem Tage zum erstenmale wieder angezogen werden sollte, weil Tante Ulrike die weißen Kleider liebte, flatterte bedeutend verlängert und wohlgewaschen auf der Leine zwischen den blühenden Kirschbäumen im frischen Frühlingswinde. Es war Freitag gegen Abend, der Pfarrer studirte seine Predigt ein, die Pfarrerin schnitzte neue Lichtmanschetten zu den beiden Leuchtern, die immer auf ihrer Komode vor dem Spiegel standen und deren Lichter niemals angezündet wurden, und Hulda fältelte, ihr gegenüber an dem Nähtisch sitzend, die Tüllstreifen um ihrer Mutter Sonntagshaube, als sie, von der Arbeit aufblickend, von ferne einen Wagen in raschem Trabe auf das Dorf zufahren sah.

Des Mädchens scharfe Augen erkannten ihn sofort. „Amtmann's Wagen!" rief sie, indem sie aufstehend die Arbeit niederlegte. Die Mutter wollte es nicht glauben. Als der Wagen jedoch näher herankam, erkannte auch sie des Amtmanns kleine Lithauer Falben, und Mamsell Ulrike, die im Wagen saß.

„Da muß Etwas geschehen sein," rief sie. „Die Mamsell so dicht vor den Feiertagen unterwegs und von der Wirthschaft fort! Was kann das nur bedeuten?"

Aber es blieb den Beiden keine lange Zeit zum Ueberlegen. Der Wagen hatte dazwischen in dem tiefen Sande lautlos das Haus erreicht, der Kutscher ließ die lange Peitsche kunstgerecht im Doppelzuge durch die Luft sausen, damit Niemand daran zweifeln könne, daß der Christian vom Herrn Amtmann da sei; und von dem Peitschenknalle aus seinen Betrachtungen aufgestört, trat der Pfarrer fast gleichzeitig mit den beiden Frauenzimmern vor die Thüre hinaus, zu sehen, was es gäbe.

Indeß gleich der erste Anblick von Mamsell Ulrike bestätigte die Vermuthung der Mutter, daß etwas ganz Außerordentliches, daß ein Unglück geschehen sein müsse. Die Mamsell — sie war klein und mager und trotz ihrer vorgerückten Jahre noch berührsam wie die Jüngste — war schon aus dem Wagen heraus, ehe man ihr nur die Hand zum Aussteigen hatte bieten können, und die Pfarrerin bemerkte, daß Ulrike sich nicht einmal die Zeit genommen hatte, sich, nach ihrer Redeweise, reputirlich anzuziehen, was zu thun sie sonst nie versäumte, ehe sie ihr Haus verließ. Sie war in ihrem Hausrock von gestreiftem, selbstgewirktem Leinen, nicht einmal eine von den großen Hauben hatte sie aufgesetzt, ohne die sie den Bereich des Hofes sonst nicht überschritt, weil es sich gehörte, daß des Amtmanns Schwester sich vor den Leuten nur wie sich's gebührte sehen ließ.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Pfarrer,“ rief sie, sowie sie des Pfarrers nur ansichtig wurde, „erschrecken Sie ja nicht und wundere Dich nicht, Simonene,“

sagte sie zur Pfarrerin, „daß ich gekommen bin, so wie ich ging und stand. Aber es wird Ihnen gerade so in die Glieder fahren wie dem Bruder und wie mir —"

„Also, dem Herrn Amtmann ist kein Unglück zugestoßen?" unterbrach sie der Pfarrer, dessen sanfte, würdevolle Haltung Mamsell Ulrike doch sonst immer zu einer verhältnißmäßigen Ruhe nöthigte.

„Nein, Gott sei gedankt, nein, Herr Pfarrer! Der Herr Bruder ist ganz wohl. Aber ich kann Ihnen den Schrecken einmal nicht ersparen, und Ihnen wird's noch doppelt nahe gehen, weil er ja Ihr Schüler und zehn Jahre jünger gewesen ist als Sie!"

„Der Herr Graf ist doch nicht todt?" fragte der Pfarrer tonlos und erbleichend.

„Ja, leider, ja leider, werthester Herr Pfarrer! Sie haben es getroffen! Der Herr Graf sind todt! Gestern früh ist die Staffette an den Herrn Bruder der Frau Gräfin, an den Herr Baron Emanuel nach Königsberg gekommen, und heute hat der Herr Baron einen Reitenden hieher geschickt. Er hat Alles ganz genau geschrieben, ganz genau! Nur ein paar Tage sind der Herr Graf zu Bette und krank gewesen. Es ist gekommen, sie wußten selbst nicht wie. Und einbalsamirt haben sie ihn, weil er doch hierher muß, auf das Gut, in die Familiengruft. Der bleierne Sarg ist jetzt schon unterweges. Auch die Herrschaften haben sich schon aufgemacht. Der Herr Baron ist ihnen gleich gestern entgegengereist. Sie kommen Alle sammt und

sonders: die Frau Gräfin und Comtesse Clara und der Herr Baron Emanuel, der jüngste Bruder der Frau Gräfin. Der war seit seiner frühesten Kindheit nicht mehr hier. Auch die ganze Dienerschaft kommt mit. Sogar der Koch und die alte englische Miß, die immer noch bei der Herrschaft ist, und die auch bleiben wird bis an ihren Tod. Nur der Bräutigam unserer Comtesse, der kommt erst später, und der junge Herr Graf muß noch auf seinem Posten bleiben und kann dem Vater nicht einmal die letzte Ehre anthun."

Sie hätte noch lange fortsprechen können, denn die Pfarrer-Familie war wie verstummt im Schrecken und in dem Schmerze über das jäh hereingebrochene Geschick. Erst als Mamsell Ulrike innehielt, stieß die Pfarrerin mit einem Seufzer den Ausruf hervor: „Die arme Frau Gräfin! Die arme Comtesse Clarisse!"

„Freilich, freilich!" fiel Mamsell Ulrike augenblicklich wieder ein, „es ist gar zu schrecklich. So plötzlich, wie aus der Pistole geschossen! Indeß die Herrschaften, die sitzen nun im Wagen und können sich ausweinen und sich besinnen in aller Ruhe. Aber ich? Im Schloß und in der Gruft soll Alles fix und fertig sein, Alles soll parat gehalten werden. In vier Wochen spätestens treffen sie hier ein. Mit den Pfingsten, mit übermorgen Mittag ist es also Nichts. Ich kann vom Hause jetzt nicht fort. Ich bekomme morgen schon das Haus voll Leute!"

Sie sprach so heftig, daß ihr die hageren Wangen brannten und die Augen funkelten. Man nöthigte sie

einzutreten, bat, sie möge doch wenigstens Platz nehmen, aber sie ließ sich nicht dazu bewegen, und ohne auf die Bestürzung ihrer Freunde, auf des Pfarrers Schmerz zu achten, ohne irgend wem die Möglichkeit zu einer Frage zu vergönneu, erzählte sie stehenden Fußes, wie viel Männer und Frauen sie zur Arbeit in dem Garten und in dem Hause angenommen habe, wie der Hofmann fortgeschickt worden sei, gleich morgen die nöthigen Handwerker herbeizuholen und in der Umgegend von Geflügel aufzukaufen, was nur zu haben sei. Sie rechnete darauf ihrer ehemaligen Pflegetochter noch in aller Eile vor, was das Amt trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit noch an Vorräthen enthielt, und war eingestiegen und wieder fortgefahren, ehe man sich deß versah.

Der Pfarrer ging still in das Haus zurück. Als die Seinen ihm dorthin folgten, fanden sie ihn in seiner Stube an dem Fenster stehen. Er schaute gedankenvoll auf das Meer hinaus, in dessen leise wogende Fluthen die Sonne eben niedertauchte. Die Mutter trat an ihn heran. Er legte seinen Arm um ihren Hals und gab der Tochter die andere Hand. Sein Antlitz war ruhig, aber von Traurigkeit beschattet.

„Seinen Vater habe ich gebettet zu der ewigen Ruhe," sprach er wie zu sich selber, „und meinen Vater; seine beiden ältesten Söhne und den meinen — und nun ist er auch dahingegangen!" Er fuhr sich mit der Hand über die thränenschweren Augen, und langsam das Haupt bewegend, sagte er: „Unser Leben

fährt dahin wie ein Traum und wie ein Rauch! So steht es geschrieben, und das wissen wir; und doch ist er uns immer überraschend, immer geheimnißvoll, des Menschen Tod! Doch ist er uns ein Gegenstand der Trauer, wie dort drüben der Sonne Niedertauchen in das Meer, so gewiß wir auch ihrer strahlenden Wiederkehr und unserer verklärten Auferstehung sind."

Er versank in ein tiefes langes Schweigen, dann sprach er seufzend: „Ich hätte ihn noch wiedersehen mögen hienieden! Gern, sehr gern! Auf ihn hatte ich für Euch gehofft. Es hat nicht sein sollen!" Er ließ Frau und Tochter aus seinen Armen, nahm sein Käppchen ab, faltete die Hände und sprach: „Der Herr hat es nicht gewollt, sein Wille sei gepriesen immerdar!" Darauf blieb er im stillen Gebete noch eine Weile stehen. Dann ging er fort und setzte sich still an seinen Arbeitstisch.

Die Mutter hatte den Kopf gegen die Scheiben gelehnt und blickte in die beginnende Dämmerung hinaus, Hulda mußte weinen. So ergriffen hatte sie den Vater nie zuvor gesehen, so lebhaft war die Vorstellung ihr noch nie gekommen, daß ihr Vater schon bejahrt sei, daß auch er bald sterben könne, daß dies alte kleine Haus einmal plötzlich aufhören werde, ihre Heimath zu sein, und daß sie und ihre Mutter dann würden fortziehen müssen, arm und ganz allein, sich eine neue Heimath aufzusuchen.

Sie klammerte sich an die Mutter fest, in deren Seele sich Aehnliches bewegen mochte, denn sie küßte

ihre Tochter und drückte sie zärtlich an das Herz. Aber sie sprach kein Wort, als fürchtete sie, das lebendige Wort könne das Unglück heraufbeschwören, das, näher oder ferner, doch unabweislich über ihren Häuptern schwebte.

Viertes Capitel.

Es war von der Stunde an im Pfarrhause nur noch von den Herrschaften die Rede, von den Grafen und von den Brüdern der Frau Gräfin, von den Baronen, die auch, wie die Grafen, vor jenen Jahrhunderten mit den deutschen Rittern nach Preußen gekommen, und also alte Adelsgeschlechter waren.

Der Pfarrer sprach zum Oefteren von dem schönen Hause mit dem schönen Garten, welches die Grafen in der Stadt besaßen, und von der prachtvollen Karosse, in welcher des jetzt verstorbenen Herrn Grafen Vater bei feierlichen Gelegenheiten zu fahren gepflegt hatte, mit zwei Heyduken auf dem Wagentritte und zwei Läufern dicht voraus. Er erzählte dann auch, wie der Graf ein gelehrter, in der Latinität sehr wohl beschlagener Herr gewesen sei, in dessen Hause die Professoren von der Universität viel aus- und eingegangen wären. Wie er eben deßhalb Sorge dafür getragen habe, seinem Sohne die gründlichste Bildung zu verschaffen, und er ließ es dann niemals unerwähnt, wie schöne Manieren der jetzt verstorbene Herr Graf gehabt, wie er von Jugend auf das verbindlichste Wesen

und eine solche Feinheit des Betragens besessen habe, daß man schon früh gesehen, er sei geboren zum Diplomaten. Die Frau Gräfin ihrerseits, eine Tochter aus dem alten und reich begüterten Hause der Freiherren von Falkenhorst, sei denn aber auch die Frau gewesen, wie sie für einen solchen Herrn sich gepaßt habe.

Ebenso sprach man von der Familie Derer von Falkenhorst, auf deren Gütern die Pfarrerin geboren war. Es wurde dann jedesmal erwähnt, wie stattlich und zahlreich das Geschlecht gewesen sei, wie aber jetzt von den fünf Brüdern der Frau Gräfin nur noch der leider kinderlose Majoratsherr und der Jüngste, Baron Emanuel, am Leben wären, der seiner schwankenden Gesundheit wegen sich meist im Süden aufgehalten habe und auf dessen Verheiratung doch die Hoffnung für das Fortbestehen des Geschlechtes beruhe.

Man lebte und webte in der Pfarre nur in dem Gedanken an die Herrschaften, und in dem Amtshause war es natürlich auch nicht anders.

Dort hatten alle Hände mit den Vorkehrungen für die Ankunft der gräflichen Besitzer unter Mamsell Ulrikens Aufsicht immerfort zu thun. Nicht einmal den gewohnten sonntäglichen Kirchenbesuch gönnte sich nach Pfingsten die Unermüdliche, und es waren nahezu drei Wochen seit dem Feste hingegangen, als die Pfarrerin sich eines Tages entschloß, mit ihrer Tochter ihren früheren Pflege-Eltern einen Besuch zu machen, um zu hören, wie weit man in dem Schlosse mit den Vorbereitungen gekommen sei.

Ein Besuch im Amthause, das war an und für sich ein Ereigniß, welches unaufgefordert selten genug und auch dann nur an einem Sonntage stattzufinden pflegte. Man hatte mehr als eine halbe Stunde weit von der Pfarre nach dem Schlosse zu gehen; es hatte am Wochentage in seiner Wirthschaft Jeder vollauf zu thun, und besondere Freunde waren die Mamsell und ihre frühere Pflegetochter nicht. Ulrike hielt nicht viel von Kindern und hatte seiner Zeit die schöne kleine Simonene nur im Amte aufgenommen, weil die Gräfin es also befohlen. Sie hatte dem Mädchen in ihrem Hause das Leben auch nicht leicht gemacht, und Simonene's Heirath hatte später nicht dazu beigetragen, ihr dieselbe lieber oder werther zu machen. Es war immer das Gerede unter den Leuten gegangen, die Mamsell habe selber ihre Absichten auf den Pastor gerichtet gehabt, und Hehl hatte sie es bis auf diese Stunde nicht, daß nach ihrer Ansicht der Pfarrer seiner Zeit nicht klug daran gethan habe, ein so junges und so armes Mädchen in sein Haus zu führen, da er ja Besseres hätte haben können. Wen sie damit meinte, das sprach sie niemals aus, so daß es sich ein Jeder auf seine Weise deuten konnte, und die Leute thaten es denn auch.

Diesmal aber war Mamsell Ulrike durch die Ankunft der Pfarrerin offenbar erfreut. Sie hatte so viel gearbeitet, hatte in kürzester Zeit so viel geleistet und geschafft, daß sie eine wahre Genugthuung darüber fühlte, es der sachverständigen Pfarrerin in allen Einzelheiten vorzuführen und zu erklären. Die Pfarrerin

verstand es doch besser zu würdigen und wärmer anzuerkennen als die Frau Gräfin, welche es nach der Gewohnheit solcher Herrschaften immer nur natürlich fand, wenn Alles für ihren Dienst und für das Bedürfen ihrer Familie in jedem Augenblicke bereit war, ohne daß sie jemals daran dachte, wie viel Mühe es gekostet hatte, das Geforderte zur rechten Zeit herzustellen und zu leisten.

Hulda war nur ein einziges Mal, und zwar als kleines Kind, in dem Schlosse gewesen, denn man hatte es in all den Jahren nur betreten, um es zu lüften und zu reinigen, und das war natürlich nicht an den Sonntagen geschehen. Sie hatte also von jenem Besuche nur die Erinnerung an eine Reihe großer, dunkler Zimmer in ihrem Gedächtnisse bewahrt, in welche durch die einzelnen geöffneten Fensterladen das Tageslicht mit langen gelben Strahlen grell hineingefallen war. Nun sah das freilich anders aus.

Die Fenster standen offen, der helle Sonnenschein und die warme Sommerluft zogen durch alle Räume. Hulda hatte nie etwas Anderes gesehen als hie und da einmal die Wohnungen von ihres Vaters Amtsbrüdern, oder von einem der Gutsbesitzer in des Vaters Sprengel, unter denen sich damals keine besonders wohlhabenden Leute befanden. Das allerdings sehr stattliche Schloß kam ihr also wie ein Königspalast vor, und die hastigen Bemerkungen, mit denen die Mamsell die beiden Gäste durch die Zimmerreihe der beiden Stockwerke geleitete, vollendeten den Zau-

ber, den das Schloß auf die Phantasie des jungen Mädchens übte.

Alles dünkte ihr in dem Schlosse merkwürdig, und Vieles hatte in der That eine historische Bedeutung. Unten in dem Gartenzimmer der ovale Tisch, das war der Tisch, an welchem der König und die verklärte Königin mit ihren Kindern das Frühstück eingenommen, als sie, vor den siegreichen Franzosen fliehend, sich nach der äußersten Grenze des Reiches begeben hatten. In dem anstoßenden Kabinete hatte die schöne Königin auf dem kleinen Kanapee geruht, an dem Ankleidetische sich von ihrer Kammerfrau ihr blondes Haar feststecken lassen. Oben in der großen Stube, in welcher das Hochzeitsbett der Herrschaften sich mit den rothseidenen Gardinen prächtig wie ein Thron erhob, hatte der französische Marschall, der nur ein Mensch von ganz niedriger Herkunft gewesen war, auf dem Zuge nach Rußland drei Nächte geschlafen; und so hart es Mamsell Ulrike angekommen war, sogar dies Bett für solch einen Menschen, und was nur im Hause gewesen war, für die Feinde hergeben zu müssen, war des Marschalls Anwesenheit doch noch ein Glück gewesen, denn sie hatte das Schloß vor der Ausraubung bewahrt.

An jedes Zimmer, an jedes Kämmerchen knüpfte sich eine Erinnerung, und obschon von all den Ereignissen wer weiß wie oft die Rede gewesen war, meinte Hulda heute lauter Neues zu erfahren, da sie an Ort und Stelle von ihnen sprechen hörte, da sie Alles nun mit ihren eigenen Augen sah. Sie konnte gar nicht

vorwärts kommen, und vollends von dem großen Saale, in dem die Familienbilder hingen, vermochte sie sich nicht loszureißen. Es gab da des Sehenswerthen gar zu viel.

Als Mamsell Ulrike die Mutter nach den Erker- und Bodenstuben hinaufführte, um ihr zu zeigen, wie sie da oben für die Dienerschaft gesorgt habe, blieb Hulda unbemerkt zurück; aber sie bereute es beinahe, denn die ernsten und feierlichen Gestalten der Grafen mit den Rüstungen und mit den großen Allonge-Perrücken, die vornehmen Mienen der gräflichen Frauen, die in ihren steifen Halskragen und mit den kleinen Kronen in den thurmhohen Frisuren so kalten Blickes auf sie niederschauten, als wollten sie sie fragen, wer sie sei und was sie hier zu suchen habe, wurden ihr allmälig unheimlich. Sogar die Bilder der Kinder, der Knaben wie der Mädchen, schienen sie verwundert anzusehen; und wie sie dann vollends um sich blickte und sich selber in all den kleinen Wandspiegeln, die zwischen den Bildern hingen, von allen Seiten auf einmal zu sehen bekam, überfiel sie eine solche unruhige Scheu, daß sie eben zum Saale hinauseilen wollte, als unweit der Thüre, durch welche die beiden Anderen sich entfernt hatten, ein Jünglingsbild ihre Blicke auf sich zog.

Es war im Gegensatze zu den übrigen Familienporträts, die alle in Lebensgröße aufgenommen waren, nur ein Kopf in rundem Rahmen, und noch dazu hörte das Bild kurz unter dem Halse auf, so daß man es nicht einmal ein Brustbild nennen konnte. Aber

der Kopf war so schön, das lange schwarze Haar wallte in so weichem, natürlichem Flusse von dem Scheitel an den feinen, bleichen Wangen nieder, die großen dunkelblauen Augen sahen so tiefsinnig, der Mund so freundlich aus, daß das junge Mädchen es anfangs gar nicht merkte, welch ein schwermüthiger Ausdruck auf der Stirne des schönen Jünglings lagerte.

„Der ist schön!" rief sie unwillkürlich, und als sie den Ton ihrer Stimme in dem weiten Raume wiederhallen hörte, schoß ihr das Blut in das Gesicht, daß sie sich umsah, ob die Mutter und Mamsell Ulrike nicht schon wieder in ihrer Nähe wären und sie vernommen haben könnten. Sie schämte sich des Ausrufes, aber ihre Scheu vor den feierlichen Bildern der anderen Herrschaften, und die Furcht vor der Wiederspieglung ihrer eigenen Gestalt, waren über dem Verlangen, zu wissen, wen dies Bildniß darstelle, mit einemmale verschwunden. Oben über dem Kopfe des Bildes da stand es geschrieben; indeß das Bild hing ziemlich hoch, und auf dem dunkeln Hintergrunde war die Schrift nicht recht erkennbar.

Sie ging nach rechts und ging nach links, und konnte es doch nicht herausbringen, weil das Glänzen des Firnisses sie hinderte. Wissen mußte sie es aber, denn die geheimnißvollen Augen ließen ihr keine Ruhe. Vorsichtig horchte sie, ob sie keine Schritte hörte, dann stieg sie mit einem Bewußtsein, als beginge sie einen Kirchenraub, auf einen der großen alterthümlichen Sessel rasch hinauf — und nun konnte sie es lesen,

nun wußte sie, wer das war. Es war Baron Emanuel, der Gräfin jüngster Bruder.

Der Name und das Jahr, in welchem das Bild gemalt worden war, und das damalige Alter des Barons standen, wie es sich gebührte, über dem Bilde verzeichnet. Als sie dem schönen Kopfe so nahe war, da sahen die großen Augen sie noch viel ergreifender an. Der Blick prägte sich ihr ganz unvergeßlich ein, und sie wußte in dem Augenblicke nicht, ob es die Freude an dem Bilde oder der Schrecken über das Herankommen der Mutter und Mamsell Ulrikens war, die ihr das Herz so schlagen machten.

Sie sprang von dem Sessel hinunter, denn sie wollte sich nicht vor dem Bilde betreffen lassen, und um recht sicher zu sein — sie fragte sich freilich nicht, wovor sie sicher zu sein wünschte — trat sie weit weg von dem Bilde, an das letzte der geöffneten Fenster heran, und sah in die Allee hinunter, die sich eine ganze Strecke weit von dem Schlosse landeinwärts, bis zu den Feldern hinzog.

Die Mutter fragte, wonach sie sähe, Hulda blieb ihr die Antwort schuldig. Sie konnte doch unmöglich sagen, was sie dachte: „Durch diese Allee wird er bald kommen!“ — Glücklicherweise bemerkten die beiden Frauen aber des Mädchens Schweigen nicht, da eben auf einem Braunen ein Reitknecht, der ein Handpferd führte, in den Baumgang einritt.

„Der hat sich schon seit drei Tagen bei uns eingefunden,“ sagte die Mamsell, als sie des Reiters ansichtig wurde. „Es ist der Reitknecht des Herrn Barons.

Er behauptet, sein Herr hätte ihm befohlen, vorauszugehen, damit er bei seiner Ankunft die Pferde gehörig ausgeruht im Stalle fände, denn der Herr Baron soll ein passionirter Reiter sein. Geschrieben stand von dem Befehle in dem Briefe freilich nichts — aber man kennt das ja! Fremder Hafer macht fett, die Pferde und den Kutscher!"

Sie ging damit an das obere Ende des Saales und fing an, die Fenster desselben zu schließen, damit von dem aufsteigenden Nebel die Vergoldung an den Spiegel- und Bilderrahmen nicht leide. Die Pfarrerin und Hulda gingen ihr dabei zur Hand. Dann machte sie auch die Laden nach der Morgenseite zu und das schöne Bild verschwand dadurch im Dunkel. Aber nicht für Hulda. Sie sah die wunderbaren Augen fort und fort.

Sie sah dieselben, während sie an der Mutter Seite durch die thauige Dämmerung nach Hause wanderte, sie sah die schönen Augen auch in ihrem Traume in der Nacht, und sie wartete den folgenden ganzen Tag von Stunde zu Stunde gespannt darauf, ob nicht der Vater oder die Mutter auf den Baron zu sprechen kommen würden. Aber von der ganzen Familie, von allen Schicksalen derselben war die Rede, nur von Baron Emanuel sagten sie kein Wort. Drei-, viermal setzte sie an, nach ihm zu fragen? und immer wieder unterließ sie es.

Was sollte sie auch fragen. — Wie alt er sei? Das hatte sie in der Nacht gleich nachgerechnet. Er war nach ihren Begriffen nicht mehr jung, denn

er stand schon im Anfange der Dreißiger. — Wie er aussähe? Das wußte sie ja. So schwärmerisch, wie sie sich den Tasso und den Posa dachte; anders als alle anderen Männer, und so schön! — Ja, der mußte, wie ihr Vater es einmal ausgesprochen hatte, eine edle Seele haben, der mußte die Musik und Dichtkunst lieben, und, wie es in dem Dichter hieß, der Liebe der Edlen werth sein! Diese großen, schönen Augen konnten gar nicht lügen.

Fünftes Capitel.

Der Pfarrer hatte den Amtmann ersuchen lassen, ihn sofort von dem Eintreffen der Herrschaften zu benachrichtigen, und man wartete in der Pfarre täglich auf die Botschaft. Die Anzeige wollte jedoch nicht kommen, und doch dachte Hulda an jedem Morgen, heute müsse man sie bringen.

Sie hatte noch in ihrem Leben auf Nichts so sehnsüchtig gewartet, und obschon ihre täglichen Beschäftigungen in regelmäßiger Reihenfolge ihre Stunden ausfüllten, wollte es sie plötzlich bedünken, als nähmen die Tage gar kein Ende. Die Zeit währte ihr zum erstenmale lang, und als wieder an einem Abende die Sonne sich niederzusenken begann, litt es sie vor innerer Ungeduld nicht in dem Hause. Sie war gewiß, heute müsse der Bote endlich kommen, sie mußte sehen, ob er nicht schon auf dem Wege wäre.

Sie trat in das Gärtchen hinaus, es ließ sich Niemand blicken. Sie öffnete das Gitter aber das half auch nichts; und wie sie dann erst draußen war, meinte sie, sie brauche nur einmal um den Garten herum und nach dem Landwege zu gehen, dann könne

es nicht fehlen. Und sie ging. Das Gehen war weit besser, weit lustiger, als immerfort in der Stube still sitzend zu warten. Der Abend war so schön!

Der frische Luftzug, der von dem Meere kam und ihre Kleider und ihre Locken durchzog, trieb sie fast landeinwärts. Ihr langer Schatten lief ihr dabei weit voraus. Er flimmerte in dem funkelnden Sonnenlichte so vergnüglich, daß sie ihm nachlief, als könnte sie ihn einholen, oder als hoffte sie irgendwo mit ihm anlangen zu können, wo es ihnen Beiden wohl werden sollte. So war sie rasch und fröhlich eine Strecke vorwärts gegangen, als sie an die ersten Roggenfelder kam.

Die Aehren hatten schon abgeblüht, aber das Feld war voll Kornblumen, und als wäre dies ihres Weges Zweck gewesen, fing sie an, die schönen blauen Blumen zu pflücken, bis sie deren genug für einen Kranz beisammen hatte. Der Vater liebte die Kornblume mit ihrem sanften, an das künftige nährende Mehl erinnernden Geruche, und die Seinen ließen es ihm in dieser Jahreszeit an einem Strauße oder Kranze von Kornblumen auch nie fehlen.

Um die Hände für weiteres Pflücken frei zu bekommen, setzte sie sich unter einem blühenden Hagebuttenbusche an dem Raine nieder, flocht mit eiliger Hand den Kranz zusammen, knüpfte ihn mit Halmen zu, drückte ihn sich auf den Kopf, und fing auf's Neue zu suchen und zu pflücken an. Sie hatte auch schon wieder eine tüchtige Handvoll Kornblumen eingesam=

melt, hatte auch ein paar Zweige von wilden Rosen abgebrochen, und wollte eben sich zum Heimgehen wenden, als sie das helle Wiehern eines Pferdes wahrnahm und ein Reiter auf einem Braunen in raschem Trabe sich der Stelle nahte, an der sie sich befand.

Den Braunen hatte sie neulich schon gesehen, als der Reitknecht ihn in der Schloß-Allee geritten, und neugierig ging sie ein paar Schrite vorwärts, um sich zu erkundigen, ob die Herrschaften gekommen wären. Aber zu ihrem Erstaunen war es nicht der Reitknecht, der dieses Mal den Braunen ritt.

Es war ein Mann in einem Kleide von schwarzem Tuche, mit kleiner Pelerine, mit schwarzen Klappenstiefeln und schwarzem Flor um seinen Hut. Er war groß und hager. Dunkles Haar umrahmte sein feines blatternarbiges Gesicht, und trotz der kleinen Pelerine, welche damals nach englischer Sitte einen wesentlichen Bestandtheil eines vornehmen Reitanzuges machte, sah man, daß die eine Schulter des Reiters höher als die andere, daß er etwas verwachsen war.

Hulda blieb erschreckend stehen, nachdem sie fast bis an das Pferd herangegangen war. Auch der Reiter hielt an, um das Mädchen zu betrachten, das sich ihm so unerwartet in den Weg gestellt hatte, und den Hut leicht abziehend, fragte er, ob es das Pfarrdorf sei, das dort vor ihm läge. Sie bejahte es.

„Sie sind vermuthlich dort zu Hause, Mademoiselle?“ erkundigte er sich.

„Ja! In der Pfarre!“ gab sie ihm zur Antwort und wollte gehen, um der Verlegenheit und der quä-

lenden Empfindung loszuwerden, die ihr den Hals zuschnürte. Aber sie hatte die Worte eben nur ausgesprochen, als der Reiter sich aus dem Sattel schwang.

„So will ich Sie begleiten," sagte er, „denn das Pfarrhaus ist mein Ziel. Werde ich den Herrn Pastor jetzt zu Hause finden?"

Sie bejahte auch dieses, und der Reiter, der sich wohl sagen mochte, daß sie vor Schüchternheit nicht sprechen könne, schien ihr Muth machen zu wollen. „Ich bin schon am Mittage in dem Schlosse angekommen," erzählte er, „und der Gräfin geflissentlich vorausgeeilt, denn es ist traurig bei der Ankunft in der Heimat, von Keinem der Seinen empfangen zu werden. Treffen meine Schwester und meine Nichte morgen nun hier ein —"

„Also, Sie sind doch der Bruder der Frau Gräfin?" rief Hulda achtlos, und konnte es in ihrer plötzlichen Enttäuschung nicht unterlassen, ihn darauf anzusehen. Aber in demselben Augenblicke fühlte sie auch, was sie mit dem unwillkürlichen Ausrufe gethan hatte, und sie wußte nicht, wohin sie sich mit ihren Blicken wenden oder was sie sagen sollte.

Dem Baron entging ihre Bestürzung nicht. Er trat näher an sie heran, und den Blick freundlich auf sie gerichtet, fragte er: „Für wen hatten Sie mich denn gehalten, oder was fällt Ihnen dabei auf?"

Der schöne, seelenvolle Blick nahm ihr den letzten Rest der Fassung. Sie war keines Wortes mächtig, so sehr schämte sie sich und so unglücklich fühlte sie sich mit einemmale. Sie mußte sich zusammennehmen,

um nicht zu weinen. So ging sie neben ihm, ohne auch nur die Augen aufzuschlagen.

Er hatte die Zügel des Pferdes um den Arm geschlungen und obschon Hulda die Augen nicht aufzuheben wagte, fühlte sie, daß der Baron sie aufmerksam betrachtete. Mit einemmale sagte er: „Ich muß doch aber ergründen, was mit Ihnen vorgeht, liebes Mädchen? Sie waren so fröhlich, als ich Sie zuerst erblickte. Sie sahen mir mit Ihrem Kranze und mit dem Rosenschmuck an Ihrer Brust wie die schöne Tochter der Ceres selber aus. Sie kamen mir so frei entgegen, daß es mich hier, wo ich noch ein Fremder bin, wie ein gutes Omen anmuthete und freute; und nun Sie meinen Namen kennen, wenden Sie sich von mir." Er ergriff ihre Hand, und sich zu ihr neigend, fragte er: „Hat man Ihnen Uebles von mir gesagt, oder was fürchten Sie von mir?"

„O, Nichts, Nichts!" rief sie aus, und wie sie den klaren, melodischen Ton seiner Stimme und seine sanften Worte hörte, konnte sie ihre Herzbeklemmung nicht bemeistern. Die Thränen traten ihr in die Augen, sie wollte ihre Hand aus der seinen lösen, und da er sie festhielt, zog sie seine Hand an ihre Lippen und küßte sie. Sie hatte ein Schuldbewußtsein gegen ihn, sie wollte ihn um Verzeihung bitten, und konnte es ihm nicht sagen.

Der Baron hielt sie zurück. „Mädchen, um Gotteswillen, liebes Mädchen, was thust Du?" rief er. „Du zitterst. Was hast Du? Wie soll ich das verstehen? Soll ich an Zauber, an gute oder böse Geister

glauben? Es muß doch Etwas vorgegangen sein, das Dich so aufregt und ergreift? Rede, ich bitte Dich, Du mußt es wirklich sagen, damit ich Dich verstehe. Was hast Du, liebes Kind?"

Aber jedes seiner Worte, wie wohlgemeint sie waren, steigerte nur ihre Verwirrung, und ihrer nicht mehr mächtig, sagte sie: „Nichts, nichts! Ich hatte nur im Schlosse Ihr Bild gesehen." Kaum jedoch waren diese Worte über ihre Lippen gekommen, so wurde ihre Herzensangst noch stärker, und sie empfand das schmerzliche Lächeln, das über sein ernstes Antsitz glitt, als eine schwere Strafe.

„Ja so!" sagte er, indem er ihre Hand frei gab, nun kann ich Dich verstehen. Ist es mir dereinst doch selber so ergangen. Ich war auch erschrocken und kannte mich kaum wieder, als ich, von den Blattern auferstehend, mich zum erstenmale betrachtete. Nun begreife ich Ihr Erstaunen, armes Kind!"

Er brach in seiner Rede ab, und sie konnte kein Wort sprechen, denn sie wußte selber nicht, was sie dachte oder wie ihr eigentlich zu Muthe war. Sie schwiegen alle beide. Als sie dem Pfarrhause schon nahe waren, hatte aber der Baron seinen Gleichmuth wiedergewonnen. Er sah Hulda hell und freundlich an und sagte scherzend: „Wir haben bereits ein Abenteuer mit einander erlebt, mein liebes Mädchen, und ich kennne Ihren Namen noch nicht einmal."

Sie nannte ihm denselben.

„Das ist ein schöner Name, der für Sie paßt, und dessen Trägerin nicht weinen sollte!" sprach er.

„Nun, ich hoffe, ich wenigstens presse Ihnen nicht wieder Thränen aus, und wenn Sie sich nur daran gewöhnen können, daß ich nicht mehr siebzehn Jahre, nicht mehr wie zu siebzehn Jahren bin, so wollen wir noch gute Freunde werden. Kommen Sie, mein Kind, sagen Sie mir, wo ich Jemanden finde, der mir das Pferd abnimmt; und dann melden Sie Ihrem Herrn Vater, daß ich ihn zu sprechen wünsche."

Sechstes Capitel.

Die Leiche des verstorbenen Grafen war mit großer Feierlichkeit bestattet worden, die Herrschaften suchten sich, wie sie es nannten, zu fassen und zu sammeln, und die Frau Gräfin sagte, daß die Stille und die Zurückgezogenheit in ihrem Schlosse sehr beruhigend auf sie wirkten.

Sie mußte aber von Stille und Zurückgezogenheit besondere Begriffe haben, denn schon zur Bestattung des Grafen hatten die beiderseitigen Verwandten sich zahlreich eingestellt. Als diese sich entfernten, waren nähere und fernere Bekannte herbeigekommen, ihre Theilnahme zu bezeigen; und wie dann erst die rechte Wärme und die Zeit der Seebäder begannen, fanden sich so Viele unter den alten guten Freunden der gräflichen Familie, für welche es eine nothwendige Erfrischung war, ein paar Wochen an dem Meere zuzubringen, daß es nach der Ansicht der Besitzerin ungastlich gewesen sein würde, ihnen die Bequemlichkeit in ihrem Schlosse zu versagen.

Das Schloß war also immerfort voll Menschen, und Mamsell Ulrike klagte bitterlich darüber, wie sie

mit ihrem alten Kopfe sich vor Arbeit und immer neuem Einrichten nicht mehr zu lassen wisse, wie die mitgebrachten Domestiken der Frau Gräfin und die Dienerschaft der Fremden überall das Unterste zu oberst kehrten, und Ansprüche erhöben, als wären die Franzosen wieder in das Land gekommmen,

Wer die Unermüdliche aber recht darauf ansah, konnte es wohl merken, daß sie bei all dem Kommen und Gehen, Schaffen und Befehlen recht eigentlich in ihrem Elemente schwamm, und welch ein Vergnügen ihr die geheimen Mittheilungen der verschiedenen Kammerjungfern, welch eine Genugthuung ihr das Lob gewährte, das die Herrschaften ihren achtsamen Dienstleistungen zu zollen nicht ermangelten. Sie kam trotz aller ihrer Arbeit jetzt auch viel häufiger als sonst in die Pfarre, denn es drängte sie, der Pfarrerin von den wichtigen Dingen zu erzählen, welche sie erlebte und erfuhr, und es war Hulda dabei stets zu Muthe, als sei das alte Pfarrhaus von seiner alten Stelle fortgerückt, von einem Zauberer plötzlich mitten in die große Welt versetzt.

Sie konnte gar nicht aufhören zu staunen und zu bewundern. Die schöne, gebietende Gestalt der Gräfin, die schlanke Tochter, die trotz der heißen Jahreszeit in den schweren Trauergewändern mit den schwarzen Schneppenhauben einhergingen, die Diener in den schwarzen Livreen, die alte, mit dem grauen Lockenköpfchen leise zitternde Engländerin, welche der Gräfin und dann auch deren Tochter Erzieherin gewesen war, und, wie die Mamsell behauptete, noch bis

auf diese Stunde die Vertraute und beständige Beratherin der beiden Frauen machte, beschäftigten unablässig die Phantasie der Pfarrerstochter. Es verging kein Tag, ohne daß ein äußerer Vorgang ihr sonst so einförmiges Leben unterbrach.

Bald ritt die schöne Gräfin Clarisse mit wehendem Schleier, von anderen vornehmen Fräulein und von vornehmen Männern begleitet, in der Abendkühle an dem Pfarrhause vorüber, bald sprengte ein Offizier in glänzender Uniform durch das Dorf. Dann wieder brachten die leichten Jagdwagen die ganze Schloßgesellschaft zu einer Wasserfahrt bis an das Meer hinunter, und die Bedienten bereiteten dann am Strande einen Imbiß für die Stunde der Rückkehr vor. Kurz, die Woche war vorüber, ehe man es merkte, der Sonntag schien weit häufiger heranzukommen als in anderen Zeiten, und am Sonntage versäumte die Gräfin es niemals, mit ihren Gästen die Kirche zu besuchen.

Hulda hatte sich von frühester Kindheit an die ganze Woche hindurch auf den Sonntag gefreut, und vollends während der Sommerszeit war er ihr stets ein doppelter Festtag gewesen. Mit einer herzerhebenden Rührung hatte sie neben der Mutter der Kanzel gegenüber in der Pfarrbank gesessen, wenn das helle Sonnenlicht durch die niederen Fenster in die Kirche fiel, und die goldene Taube an dem Kanzeldache über des Vaters Haupt beleuchtete, daß sein Antlitz von dem Widerscheine erglänzte, während das Anschlagen der sanft verfließenden Meereswellen seine Worte mit gleichmäßigem Takte begleitete, und der Hauch des Seewin=

des den gestreiften Vorhang an der Kirchenthüre hob und senkte, daß die Luft vom Meere frisch und feucht bis in das Gotteshaus hineindrang. Das war jetzt Alles noch wie sonst, aber Hulda empfand nicht mehr die frühere, in sich selbst begnügte Freude. Es war nicht mehr die Predigt, nicht mehr das Wiedersehen dieses und jenes bekannten Mädchens, auf die sie hoffte, wenn sie des Sonntages gedachte. Es war die Frage: wird Er in der Kirche sein? und sie wußte selber nicht, ob sie seine Anwesenheit erhoffte oder fürchtete.

Sie hatte den Baron seit jenem ersten Begegnen auf dem Wege nur bei der Bestattung des Grafen wiedergesehen, und wie sehr die feierliche Handlung mit ihrem düsteren Gepränge ihre Aufmerksamkeit sonst auch beschäftigt und ergriffen haben würde, hatte sie kalt gelassen, weil ihr Auge unverwandt auf den Baron gerichtet, ihre ganze Theilnahme darauf beschränkt gewesen war, ob er sie bemerken, ob er sie erkennen, sie begrüßen werde. Sie verlangte danach mit wahrer Sehnsucht, sie hoffte es in seinem Blicke zu lesen, daß er ihr nicht zürne. Sie warf es sich vor, ihn mit ihrem thörichten Ausrufe verletzt zu haben, und es lastete schwer auf ihrem Herzen, daß sie, die sie wissentlich noch keinem Menschen ein Leides zugefügt, gerade dem Baron, der wohl ohnehin nicht glücklich sein mochte, gerade ihm zu nahe getreten war.

Indeß, die Beerdigung war vorübergegangen, ohne daß ihre Hoffnung sich erfüllt. Die gräfliche Familie hatte, als man aus der Gruft gekommen war, einige

Worte mit dem Pfarrer gewechselt, dann hatten sie sammt und sonders die Kirche verlassen, und nur die Gräfin hatte im Vorübergehen der Pfarrerin leise mit dem Haupte zugenickt, ehe sie Alle in den Wagen gestiegen und davongefahren waren.

Später hatte die Gräfin den Pfarrer zu verschiedenenmalen zu sich kommen lassen, um mit ihm über die Angelegenheiten der Gemeinde und der Schule, und über die Ansuchen zu sprechen, welche von den Bedürftigen an sie gerichtet worden waren. Sie hatte ihn auch zu Tische geladen, ihn theilnehmend nach seinem und der Seinen Ergehen befragt und dabei verheißen, sie werde nächstens in das Pfarrhaus kommen, nach ihnen selbst zu sehen.

Der Pfarrer war dadurch wie neu belebt. Die Anwesenheit der Herrschaften erquickte ihn. Weil der Verkehr mit ihnen, ihm die Zeiten seiner Jugend in das Gedächtniß rief, in welchen es ihm vergönnt gewesen war, ihr Hausgenosse zu sein, kam er sich wieder ganz verjüngt vor, und der Wiederschein seiner Freude strahlte auf die Pfarrerin zurück. Es war eine Geschäftigkeit ohne Ende in dem sonst so stillen Hause, denn man hoffte an jedem Tage auf den Besuch der Gräfin. Man legte in der Woche die Kleider an, die man sonst nur an den Sonntagen zu tragen pflegte, und an jedem Morgen hielt sich Hulda die Frage heimlich vor, die sie nicht auszusprechen wagte, ob der Baron die Gräfin wohl begleiten würde, wenn sie endlich in das Pfarrhaus kommen würde.

Der Pfarrer hatte ausdrücklich erwähnt, wie sehr

die Gräfin diesen jüngsten Bruder liebte, wie glücklich es sie mache, daß seine Gesundheit jetzt so gut sei, und wie der Baron sich mit seiner festen Willenskraft in einer Weise abgehärtet habe, daß er sich mit vielen Stärkeren und Gesunderen messen dürfe. Er hatte ihn bei jedem seiner Besuche im Schlosse längere Zeit gesprochen, hatte in seinem Arbeitszimmer die Sammlung von Volksliedern gesehen, mit welcher der Baron sich beschäftigte, und es war auch die Rede davon gewesen, daß er einmal kommen werde, um die lithauischen und kurischen Lieder, welche die Frauen in der Pfarre kannten, von ihnen selber in der Originalsprache zu hören. Indeß, man hatte ihn bisher vergebens erwartet; sogar in der Kirche war er nicht erschienen wie die anderen Schloßbewohner.

So war man bis zu dem dritten Sonntage nach der Bestattung gelangt. Die Gräfin hatte mit den Ihren so wie immer ihren Platz in der mit Glasfenstern versehenen Herrenbank eingenommen, der Baron jedoch fehlte auch an diesem Sonntag wieder, und als die Predigt und das Singen vorüber waren, verließen die Herrschaften ihre Sitze und die Kirche. Im Hinausgehen aber gab die Gräfin der Pfarrerin ein Zeichen, daß sie ihr folgen sollte. Die Pfarrerin erhob sich augenblicklich, nahm, obschon der Pfarrer noch eine Taufe zu verrichten hatte, die Tochter mit sich, und traf an der Kirchenthüre mit ihrer gräflichen Wohlthäterin zusammen.

„Ich werde eine Weile bei Dir bleiben,“ sagte die Gräfin, als die Pfarrerin sich neigte, ihr die Hand

zu küssen. „Mein junges Volk will in das Meer hinausfahren und ich werde die Rückkehr des Wagens bei Dir abwarten. Nur mein Bruder fehlt noch.“

„Also sind der Herr Baron doch wenigstens nicht krank?“ fuhr die Pfarrerin unbedacht heraus.

„Woher hast Du das geglaubt?“ entgegnete die Gräfin in ihrer kurzen, bestimmten Weise, da sie es wie alle Vornehmen nicht liebte, von ihren Untergebenen, und als solche betrachtete sie die Pfarrerin, befragt zu werden. Das machte die Pfarrerin sogleich verlegen. „Ich meinte, weil der Herr Baron die ganze Zeit her nicht zur Kirche kamen,“ sagte sie entschuldigend.

„Er ist des Kirchenbesuches entwöhnt!“ versetzte die Gräfin, trat dann durch das Gärtchen in das Haus und in die Stube, sah sich, das Lorgnon vor das Auge haltend, in dem freundlichen Raume um und sagte, während die Pfarrerin, um ihrem Gaste Platz zu machen, hastig den Tisch zurückzog, der vor dem Sopha stand: „Wie ordentlich Du das Alles hältst, es sieht ganz artig bei Dir aus! Du hast Dich auch selber gut erhalten, und Ihr seid zufrieden, höre ich. Das freut mich. Auch Deine Tochter sieht sehr gut aus!“ fügte sie hinzu, indem sie das Mädchen achtsam durch ihr Augenglas betrachtete: „Wie alt ist sie und wie heißt sie?“

Sie hatte das Alles freundlich gesprochen, aber es besiegte weder die Befangenheit der Mutter, noch befreite es das Herz der Tochter. Als die Pfarrerin die Fragen der Gräfin beantwortet hatte, sagte diese:

„Das Mädchen ist so stattlich, daß man es für älter halten könnte. Hast Du Aussicht, es hier in Deiner Nähe zu versorgen?"

„Hulda ist ja noch so jung!" wendete die Pfarrerin ein, und ihre Miene verrieth es, wie fremd es ihr noch war, an irgend eine Selbstständigkeit für die Tochter zu denken. Aber entweder sah die Gräfin dieses nicht, oder sie fand es nicht angemessen, es zu beachten, denn sie entgegnete: „Freilich ist sie jung, aber Dein Mann ist in Jahren und Du hast deshalb allen Grund, an Deine und Deiner Tochter Zukunft ernst zu denken. Darum eben fragte ich: Hast Du Aussicht, sie in Deiner Nähe zu versorgen? Ist irgend ein junger Geistlicher in der Nachbarschaft, dem Du sie verheiraten möchtest? Man könnte einen Solchen Deinem Manne adjungiren, da Ihr keine Söhne habt. Mein theurer Verstorbener hat einmal davon mit mir gesprochen, hat ausdrücklich erwähnt, daß er in diesem Falle für die Dotation des Pfarrgehilfen sorgen, und damit überhaupt die Einkünfte der Stelle zu verbesseren gedenke. Er war Deinem Manne stets geneigt, und ich denke, in jeder Hinsicht nach des Grafen Absicht zu verfahren. Sprich Dich also unumwunden aus."

Das war Alles richtig, war gütig und großmüthiger, als die Pfarrerin es in ihren vielen sorgenvollen Stunden erwartet hatte, aber die einstige Verheiratung ihrer kaum der Kindheit entwachsenen Tochter zum Gegenstande der Berechnung zu machen, widerstrebte ihrem Herzen ebenso wie ihren religiösen Be-

griffen. Die kurze, rückhaltlose Weise der Gräfin erschreckte sie, und weil sie doch besorgt war, durch eine abweisende Aeußerung das Wohlwollen der Herrin zu verscherzen, sagte sie mit ausweichender Vorsicht: „Das liegt ja Alles in unseres lieben Herrgotts Hand!"

Die Gräfin lächelte. Sie gehörte zu jenen entschiedenen und rasch entscheidenden Naturen, welche immer nur das Ziel im Auge haben, und die, weil ihnen dadurch viel gelungen ist, sich schonungslos über die Bedenken Derjenigen hinwegzusetzen pflegen, deren Wollen und Handeln von ihren Empfindungen bestimmt wird.

„Freilich," sagte sie, „das liegt in Gottes Hand, so wie der Erfolg der Ernte und die Frucht des Jahres — vorausgesetzt, daß man zur rechten Zeit gesäet und das Seine für das Gedeihen der Frucht gethan hat. Du weißt es nun, wir möchten die Pfarre in der Familie belassen. Hulda sieht gut aus, und wenn die hiesige Stelle aufgebessert wird, ist das Mädchen für einen jungen Geistlichen eine vortheilhafte Heirath. Sieh Dich also, wenn Du nicht schon eine Aussicht für Deine Tochter hast, in dem Kreise Eurer Bekannten um, denn wie fest man auch an die weise Führung Gottes glauben mag, die Ehen, die nicht in dem Himmel der Liebe, sondern nach reiflicher Prüfung und vorsichtiger Ueberlegung geschlossen werden, pflegen am besten auszuschlagen. Inzwischen könnte man vielleicht für des Mädchens Ausbildung noch Etwas thun. Was kannst Du, Kind? Was hast

Du gelernt?" fragte sie, indem sie sich an Hulda wendete und sie zu sich heranwinkte.

Es war ein Glück, daß in dem Augenblicke der Pfarrer nach beendeter Amtshandlung in sein Haus und, da er von der Anwesenheit der Patronin erfahren hatte, noch im Ornate in das Zimmer trat. Es enthob das völlig verwirrte, fassungslose Mädchen der Nothwendigkeit, zu antworten, denn man war kaum über die erste Begrüßung hinaus, als die Gräfin dem Pfarrer ihre Anerbietungen wiederholte und ihm die Frage vorlegte, welche sie vorhin an seine Tochter gerichtet hatte.

Der Pfarrer beantwortete sie an ihrer Statt. Er wußte die Gunst, welche die Gräfin ihnen zu gewähren dachte, in ihrer Bedeutung besser als die Seinigen zu übersehen, und er sprach ihr seine Erkenntlichkeit mit jener Wärme aus, die der Vornehme und der Reiche von Denjenigen zu erwarten pflegen, denen sie unaufgefordert Hilfe bringen. Das befriedigte die Gräfin. Sie war aufgestanden und an Hulda herangetreten.

„Ei, da hast Du ja einen ganz hübschen Anfang gemacht," sagte sie. „Kenntnisse sind auch ein Kapital, das seine Zinsen trägt, und da man ja nicht voraussehen kann, wie bald sich eine Heirat für Dich findet, wollen wir überlegen, ob sich inzwischen nicht noch Etwas für Dich thun läßt. Das will indessen überlegt sein." Sie hielt wieder ihr Glas vor das Auge, musterte das Mädchen von Kopf bis Fuß und fragte dann: „Ist sie so gesund als sie den Anschein hat?"

Die Eltern bejahten es mit einem Danke gegen Gott. „Ist sie geduldig? Ist sie nicht empfindlich?“ erkundigte sich die Gräfin weiter. Der Vater meinte, man habe sie mit anständiger Gelassenheit gerecht behandelt, und also auch nicht Ursache gehabt, sich über ihr Verhalten zu beklagen.

Da legte die Gräfin ihre Hand auf seine Schulter, und den schönen Kopf langsam auf den stolzen Schultern wiegend, rief sie: „Mein lieber Pastor! Da wird sie aber noch sehr viel zu lernen haben. Denn mit der Vernunft und der Gerechtigkeit ist es nicht weit her in dieser Welt, in der wir doch zu leben haben.“

Sie brach darauf ganz plötzlich ab, denn der Wagen kam, von dem Baron begleitet, den Weg nach der Pfarre heran. Die Gräfin verließ das Haus. Unter der Thür reichte sie dem jungen Mädchen ihre Hand. Hulda neigte sich, die Hand zu küssen; die Gräfin klopfte ihr freundlich die Wange. „Sei unbesorgt, ich werde Dich nicht vergessen,“ sprach sie, „und Du sollst es bald erfahren, was ich über Dich beschlossen habe.“

Comtesse Clarisse und die beiden anderen in dem Wagen sitzenden Personen grüßten nach der Pfarre hinüber, der Baron kam mit seinem Pferde bis an den Garten heran. Er wechselte einige freundliche Worte mit dem Pfarrer, forderte ihn zum Besuche auf, erbot sich, ihm für diesen Fall den Wagen in das Dorf zu schicken, und sich danach zu Hulda wendend, fragte er: „Warum haben Sie denn heute keinen Kranz auf? Der Kranz gehört zu Ihnen.“

Danach grüßte er sie Alle mit der Hand, und ehe Hulda noch wußte, wie ihr geschehen, waren sie sammt und sonders schon verschwunden: die Gräfinnen, ihre Gäste und der Baron. Aber böse, das wußte sie jetzt, war der Baron ihr nicht.

Siebentes Capitel

An einem der folgenden Nachmittage war ein starkes Gewitter aufgestiegen. Es hatte lange gewährt und doch die Luft nicht abgekühlt. Es regnete leise fort, die Fenster in dem Wohngemach der Gräfin waren offen, aber kein frischer Luftzug drang hinein, und obschon man noch über eine Stunde bis zum Sonnenuntergange hatte, war es dunkel. Man konnte in dem dichten Regengeriesel nicht einmal das Meer erkennen.

Die Gräfin beschäftigte sich mit einer leichten Handarbeit, ihr Bruder saß lesend in einer der Fensternischen. Aus Clarissens Zimmer tönte Musik herüber. Mit einemmale legte der Baron das Buch aus der Hand.

„Sonderbar," sagte er, „der Rhythmus der Canzonetten ist dem Rhythmus der Gedichte, die ich eben las, so vollständig entgegen, daß ich es wie eine grelle Dissonanz empfinde."

„Es ist im Grunde auch nicht mehr hell genug, weder zum Lesen, noch für meine Arbeit!" meinte die Gräfin und legte die feinen Netzgewebe nieder. Dann sich nach dem Fenster wendend, fügte sie hinzu: Der

Wind kommt von Südost und ist schwül wie der Scirocco. In solchen Tagen sehnt man sich nach Italiens hohen kühlen Sälen, nach seinen Loggien zurück."

„Und wie mag erst drüben in den engen, niederen, von Menschen überfüllten Häusern und Hütten die Luft heut drückend sein!" bemerkte der Baron.

„Das ist Sache der Gewohnheit, ist auch Sache einer Art von Acclimatisirung," entgegnete die Gräfin, „sie empfinden das nicht wie wir. Aber ich glaube, die Enge, in welcher jene Leute leben, beengt ihren Blick und nimmt ihnen das freie, weite Denken. Es hat mich das neulich wieder einmal überrascht, als ich in der Pfarre gewesen bin. Namentlich die Frauen sind von einer wahrhaft kindlichen, um nicht zu sagen kindischen Sorglosigkeit. Sie nennen es Gottvertrauen; und sie haben es doch vor Augen, wie ihre Geschlechter rasch zu Grunde gehen, während die unseren sich durch die Jahrhunderte erhalten und wachsen und gedeihen."

„Doch auch mit Ausnahmen. Und wir haben andere Möglichkeiten als das Volk!" warf der Baron ihr ein, ohne zu wissen, welches besonderen Falles seine Schwester dabei gedachte.

„Freilich können solch traurige Ausnahmen vorkommen, wenn man die günstigen Möglichkeiten nicht benützen will!" fiel sie lebhaft ein.

Der Baron, der die ganze Unterhaltung bis dahin mit einer Art von Lässigkeit betrieben hatte, hob plötzlich den Kopf empor, und mit einem Lächeln,

das ihn sehr wohl kleidete, fragte er: „Sind diese Bemerkungen vielleicht nur die Einleitung zu einer neuen Variation des zwischen uns schon oft behandelten Motives?“

„Durchaus nicht!“ rief die Gräfin. „Wie kommst Du nur darauf?“

„Du hast mich argwöhnisch gemacht!“ versetzte er.

„Weil Du Dir selber Unrecht thust,“ entgegnete sie ihm, „weil Du mißtrauisch gegen Dich selber bist. Und ist denn die Vorsorge einer Schwester für den Bruder ein Angriff auf seine Freiheit?“

„Nicht ein Angriff auf seine Freiheit, aber vielleicht ein Mangel an Zutrauen in seine Einsicht; besonders, da das dem Menschen angeborene Glücksbedürfniß ihn schon von selber antreibt, Befriedigung zu suchen und die ihm dargebotenen günstigen Bedingungen zur Erreichung derselben zu benützen.“

Die Gräfin fühlte die Zurückweisung, ohne sich dagegen aufzulehnen, denn sie hatte, wie schon gesagt, für ihren jüngsten Bruder fast mehr Zärtlichkeit und weit mehr Nachsicht, als für die eigenen Kinder, und gleich ablenkend von einer Richtung, die ihm nicht willkommen zu sein schien, erklärte sie, daß sie bei jenem Ausspruche nicht ihn und ihre Wünsche für die Gestaltung seines Lebens, sondern nur das Schicksal der Pfarrerfamilie und namentlich der Pfarrerstochter im Sinne getragen habe. Sie gab darauf mit einigen Worten den Inhalt ihrer Verhandlungen mit der Pfarrerfamilie wieder und meinte dann, inzwischen sei ein anderer Gedanken ihr gekommen. Das Mäd=

chen sei wirklich noch sehr jung, und wenn man auch den Plan, die Zukunft der Pfarrerin durch die Versorgung der Tochter festzustellen, im Auge behalten müsse, so würde es daneben doch gerathen sein, auch für die weitere Erziehung und Ausbildung des Mädchens noch Etwas zu thun, um ihm damit für den Nothfall die Möglichkeit eines selbstständigen Fortkommens in der Welt zu bereiten.

Emanuel fragte, auf welche Weise die Schwester dies ins Werk zu setzen denke.

„Ich möchte sie vielleicht für einige Zeit in das Schloß nehmen!“ entgegnete sie ihm.

Ihr Bruder sagte, damit werde sie ihm ein Vergnügen machen.

„Dir?“ rief die Gräfin, „und wie das?“

„Das Mädchen ist sehr schön!“

„Es ist unser guter Volkstypus. Die Mutter ist auch eine hübsche Person gewesen,“ versetzte die Gräfin.

„Die Tochter hat mich neulich durch ihre Schönheit völlig überrascht,“ meinte der Baron. „Als ich zum erstenmale nach der Pfarre ritt, stand sie am Rande eines Kornfeldes plötzlich wie die leuchtende Göttin der Aehren vor mir da, als wäre sie mitten aus ihnen frisch emporgeschossen. Es war ein sehr anmuthiges Bild, ein reizender Eindruck; und danach hatte ich noch ein kleines Abenteuer mit dem Kinde, das mich auch gerührt hat.“

Die Gräfin wollte wissen, was das gewesen sei; der Bruder verweigerte ihr scherzend die Mittheilung.

Das machte sie dringender, und er sagte endlich, er habe der schönen Pfarrerstochter, ohne es zu wollen, vielleicht die erste Enttäuschung ihres jungen Lebens bereitet. Sie habe dabei ein liebenswürdiges Gemüth enthüllt, es würde ihn also freuen, wenn ihr Gutes dafür widerfahre.

Die Gräfin entgegnete ihm darauf weiter Nichts, aber sie erhob sich von ihrem Sessel und nahm ihm gegenüber in der Fensterbrüstung Platz.

Sein Verhalten gegen die Frauen war schon häufig ein Gegenstand der Erörterungen zwischen ihm und ihr gewesen. Er bewunderte die weibliche Schönheit mit der ganzen Wärme seines Herzens und seiner für Schönheit in ungewöhnlichem Grade empfänglichen Natur. Weil er sich aber durch die Blattern und durch seinen Wuchs weit mehr beeinträchtigt glaubte, als es in der That der Fall war, und weil er den Abstand zwischen der Schönheit seiner frühen Jugend und seiner jetzigen Erscheinung nicht vergessen konnte, hatte er sich in den Gedanken hineingelebt, um seiner selbst willen die Neigung der Frauen nicht gewinnen zu können. Diese Ueberzeugung hatte ihn bewogen, sich von den Frauen fern zu halten, wie sie ihn dazu gebracht hatte, dem Andrängen seiner Familie zu widerstehen, die ihn zu verheirathen, und durch ihn das dem Erlöschen nahe freiherrliche Geschlecht fortgepflanzt zu sehen wünschte.

Daß Emanuel ihr von dem kleinen Abenteuer, welches ihm doch einen angenehmen Eindruck hinterlassen, nicht früher schon gesprochen hatte, da er solcher

Dinge sonst gerne zu erwähnen pflegte, fiel der Gräfin auf; noch mehr aber wunderte es sie, daß er, der täglich ein paar Stunden zu Pferde zubrachte, nicht längst einmal nach der Pfarre hinübergeritten war, das Mädchen wiederzusehen, das ihm so wohl gefallen hatte. War dies eine Zurückhaltung gewesen, die auf einen besonderen Eindruck schließen ließ, oder war es Gleichgiltigkeit, und hatten nur ihre Worte ihm jenes erste Begegnen wieder zufällig in die Erinnerung gerufen? — Darüber mußte die Gräfin in das Klare kommen, denn nach dieser Seite hin war die Gemüthsverfassung ihres Bruders ihr von Wichtigkeit.

„Ich habe gestern schon des Amtmanns Schwester kommen lassen,“ sagte sie, „und ihr angezeigt, daß ich ihr das Mädchen, wie früher dessen Mutter, zur Schulung übergeben wolle, und nebenher soll meine Kenney sich der jungen Person in ihrer Weise annehmen. Die Mutter ist unter der Leitung von Ulrike wohlgerathen, und da die Tochter eine andere, und wie ich sicher bin, eine gute Vorbereitung erhalten hat, auch durch die kultivirtere Familie des Vaters eine feinere Natur besitzen mag, wird vielleicht mehr aus ihr zu machen sein.“

„Mehr? was nennst Du mehr in diesem Falle?“ fragte sie der Bruder.

Die Gräfin hielt ein wenig inne, denn sie liebte es, selbst in kleinen Dingen nicht ihre Absichten im Voraus völlig kundzugeben, um dadurch bei späteren Meinungsänderungen nicht behindert zu werden; doch wich sie diesesmal von ihrem Grundsatz ab.

„Ich finde, daß die Kenney altert," sagte sie. „Sie war bei dieser letzten Reise angegriffener, als ihre Jahre es nöthig machten, und ich könnte nach Clarissens Verheiratung vielleicht mehr als bisher zu einem Reiseleben Anlaß haben. Die Kenney hat mich seit meiner frühesten Kindheit nicht verlassen, hat uns immerdar begleitet. Sie kann sich also ein Leben ohne uns kaum denken, und doch kann ich es vor mir selber nicht verantworten, sie immer auf das Neue unnöthigen Anstrengungen auszusetzen. Das Reisen und der Aufenthalt im Süden sind ihr schon seit Jahren nicht bekommen, dagegen sagt ihr, wie allen Engländerinnen, die Seeluft zu —"

„Du willst sie also künftig nicht mehr mit Dir nehmen, willst ihr einen Ruhesitz im Schlosse geben!" unterbrach sie der Bruder.

„Sage nicht, daß ich sie nicht mit mir nehmen will," entgegnete die Gräfin. „Ich fürchte vielmehr, daß ich mich um ihretwillen früher oder später werde entschließen müssen, sie hier zurückzulassen. Sie wird mir freilich fehlen, denn ich bin an sie gewöhnt, und auch ihr wird es zuerst wohl hart erscheinen, hier zu bleiben, wenn es mir nicht gelingt, hier einen Beruf für sie zu finden, der sie mit dem Gedanken aussöhnt. Noch habe ich ihr nicht davon gesprochen, da die Zeit mich noch nicht drängt, und ich habe es schon seit langen Jahren gelernt, die Zeit und den Tag als meine Meister zu erkennen, deren Geboten und Anforderungen ich mich füge."

Sie stützte bei den Worten das Haupt auf ihre

Hand und blickte wie in schwermüthigem Sinnen in die Ferne. Der Baron sah das mit einem Lächeln, weil es gegen ihre Art war.

„Du bist über diesen Betrachtungen von Deinen Planen für die schöne Pfarrerstochter abgekommen!“ sagte er.

„Durchaus nicht!“ versetzte die Gräfin, die es nicht besser verlangte, als den Faden der Unterhaltung wieder aufnehmen zu können. „Meine Absichten mit der Kenney hängen mit denen für die Pfarrersfamilie genau zusammen, doch kann und mag ich Nichts entscheiden, ehe ich das Mädchen beobachtet habe. Ich muß sehen, wozu es sich am besten eignen wird. Daß es den Haushalt erlernt, ist ihm in jedem Falle von Nutzen; hat es Anlagen besserer Art, so mag die Kenney diese in ihm entwickeln. Sie findet ja Befriedigung im Lehren und Erziehen, wie Jedem Freude macht, was er als Meister übt. Gefällt ihr Hulda, gewöhnt sie sich an dieselbe, so würde ich sie ihr dauernd als Gesellschaft geben; und später fände dann Clarisse in dem Mädchen eine gutgeschulte, in der Anhänglichkeit für unsere Familie geborene und erzogene Vertrauenspersrn, die ein Bedürfniß und ein Segen für eine Frau ist, welche in der Welt zu leben hat. Sollte sich inzwischen in der Pfarre eine Versorgung für das Mädchen bieten, nun, so entläßt man es, und hat in seiner Erziehung ein gutes Werk gethan.“

Der Baron fragte, ob Hulda's Eltern, ob das

Mädchen selber mit den Absichten der Gräfin einverstanden wären.

Die Gräfin entgegnete, Leuten, welche wie die Pfarrerfamilie selten in die Lage kämen, Entschlüsse fassen zu müssen, dürfe man nicht mit Vorschlägen, sondern nur mit bestimmten Anordnungen entgegentreten. Sie habe das neulich wieder beobachten können. Jeder unerwartete Vorschlag mache solche Leute zuerst stutzig, dann bedenklich und scheu. Vor Bedenken und Mißtrauen versäumten sie das Zugreifen und kämen deshalb zu Nichts; während sie, durch ihre Verhältnisse an Unterordnung überhaupt gewöhnt, sich sehr bald glücklich zu schätzen pflegten, wenn man sie, ohne ihnen die Nothwendigkeit einer Wahl aufzuerlegen, an den ihnen angemessenen Platz hingestellt habe.

Da ihr Bruder zu dieser Bemerkung schwieg, wurde die Gräfin ungeduldig. „Dir mißfällt Etwas in meinem Vorhaben," sagte sie, „und doch hast Du mir eben ausgesprochen, daß des Mädchens Anwesenheit im Schlosse Dir selbst Vergnügen machen würde."

„Das war eine sehr harmlose Aeußerung, wie der gelegentliche Anblick des Mädchens mir sicherlich eine sehr harmlose Freude bereiten würde!" gab er ihr zur Antwort. „Aber die Leute haben nur das Eine Kind, der Pfarrer ist ein alter Mann und ich weiß es aus seinem Munde, daß in ihrer Weltabgeschiedenheit die Tochter ihre ganze Freude ist. Ich finde es auch gewagt, in solcher Weise über das Schicksal eines Mädchens, einer Familie zu verfügen; und härter noch,

ein solch armes Kind den sicherlich sehr widersprechenden Erziehungsversuchen der Kenney und der Wirthschafterin zu überantworten."

„Wenn es nichts weiter ist, so bin ich unbesorgt!" rief die Gräfin, „denn das freie Selbstbestimmungsrecht des in abhängigen Verhältnissen Geborenen will und kann nicht viel bedeuten; und wie Du Dir die Zukunft der Menschheit auch in idealen Farben ausmalen magst, Du hebst das Grundgesetz nicht auf, daß in der ganzen Natur das Niedere dem Höheren bewußt oder unbewußt zu dienen hat."

„Gewiß nicht! Nur daß ich mich nicht als eines jener höheren Geschöpfe betrachte, weil Rang und Besitz mir zufällig angeboren wurden, während die Natur mich —"

Die Gräfin wollte ihn hindern, seine Gedanken auszusprechen. „Ich möchte es erleben," sagte sie, ihm in die Rede fallend, „wie Du in dem Falle handeln würdest, wenn das Verlangen der Selbstbefriedigung und Deine Theorien einmal in Widerspruch geriethen."

„Sei gewiß, daß ich versuchen würde, den Letzteren gerecht zu sein!" behauptete der Baron.

„Ich zweifle nicht daran," entgegnete die Gräfin, „Du würdest es versuchen, und Dich dann, wie wir Alle, damit beruhigen, daß Du es versuchtest."

„Mahne mich daran, wenn Du das an mir erlebst!" rief Emanuel mit ruhiger Selbstgewißheit.

„Die Weisung will ich nicht vergessen!" versicherte die Schwester, „denn nach meinen Ueberzeugungen werde ich Dich nur zu loben haben, wenn Du aus

der Welt der Ideale in die wahre Welt zurückgekehrt, es einsehen solltest, daß wir und unsere Geschlechter nicht bestehen könnten, wenn wir daran dächten, uns philantropisch in der Allgemeinheit zu verlieren. Das Alleinstehen, Bester, macht Dich träumerisch. Hättest Du, wie wir es wünschen müssen, Dich verheiratet, hättest Du Kinder, so würdest Du es lernen, wie man zunächst das Fortbestehen und das Wohlbefinden des eigenen Geschlechtes begehren muß."

Der Baron sah sie freundlich an. Sie fragte, was er habe. „Oh!" antwortete er, „ich freute mich darüber, wie Dir das diplomatische Verhandeln zur Natur geworden ist, und wie für den Kundigen alle Wege nach Rom hinführen."

Sie nahm das so heiter auf, wie es gesagt ward, und Beide begaben sich in bester Stimmung zu den Anderen.

Achtes Capitel.

Die Gräfin hatte die Pfarrerfamilie richtig beurtheilt. Ihr Besuch und die Erörterungen über Hulda's Zukunft hatten die stillbefriedete Ruhe im Pfarrhause, ja selbst die bisher ungetrübte Einigkeit seiner Bewohner, und ihre Zufriedenheit mit einander, angetastet.

Der Pfarrer machte es seiner Frau zum Vorwurfe, daß sie die Vorsorge der Gräfin nicht dankbar genug erkenne, daß sie die Gnade des Himmels, welche ihnen die Theilnahme der Gräfin zugewendet, nicht nach Gebühr würdige; und während die Pfarrerin unabläßig darüber nachsann, ob und wo in dem Kreise der ihr bekannten Familien etwa der junge Theologe zu finden sein möchte, der sich zum Adjunktus ihres Mannes und zum Gatten ihrer Tochter eignete, konnte sie es nicht verhehlen, wie ihr der Gedanke widerstrebe, ihr einziges Kind als Einsatz zu brauchen, um damit ihre eigene Zukunft sicherzustellen. Ihre Empfindung und ihre Einsicht blieben in einem beständigen Zwiespalte, und noch mehr als sie, war Hulda

die durch Aussichten, welche die Gräfin für sie eröffnet hatte, aufgeregt, um nicht zu sagen erschreckt worden.

Die Anwesenheit der Schloßbewohner hatte alle ihre Vorstellnngen verwandelt, hatte den unbestimmten Träumen und Wünschen ihrer jungen Seele eine festere Gestalt verliehen, und ihr altes Begehren, vom Leben mehr zu sehen, als der enge Bereich des Vaterhauses ihr vergönnte, zu einem so unruhigen Verlangen aufgestachelt, daß ihr wie durch einen bösen Zauber plötzlich Alles werthlos dünkte, was sie bisher befriedigt und erfreut hatte. Der Gedanke, daß sie mit all der Lebenslust im Herzen dazu bestimmt sein sollte, ihr ganzes Dasein in den niederen Mauern des alten Pfarrhauses abzuspinnen, das seit nahezu einem Jahrhundert Wiege und Sarg der Ihrigen umschlossen hatte, wurde ihr zu einer Herzensangst. Sie liebte den kleinen Garten und seine vier alten Kiefern nicht mehr, in denen sie bis dahin so viel Genuß gefunden hatte; sie hatte keine Ruhe mehr in ihrem Vaterhause. Ihre Gedanken waren immerfort im Schlosse. Alltäglich wartete sie darauf, daß irgend Jemand von seinen Bewohnern sich in dem Dorfe blicken lasse, aber die Herrschaften waren zu einer verwandten Familie weiter in das Land hineingefahren, und auch aus dem Amte hatte man mehr als acht Tage lang Nichts gesehen und gehört. Da kam endlich eines Abends der Amtmann vor das Haus geritten, band sein Pferd an dem Gitterzaune fest, und trat wuchtigen Schrittes in das Haus hinein.

Als die Frauen ihm entgegengingen, ihn zu be=

grüßen, erkundigte er sich mit Geflissenheit, ob der Pfarrer nicht zu Hause sei, und da dieser inzwischen auch hinzugekommen war, sagte der Amtmann, nachdem man ihn in die Studir-Stube hineingenöthigt und er seinen Platz genommen hatte, auf die Frage, was er Gutes bringe, er bringe allerdings Etwas, und er wolle hoffen, daß es etwas Gutes sei.

„Ich hätte schon vor acht Tagen kommen sollen,“ sagte er, „und ich komme nicht von meinetwegen. Die Hulda soll in's Schloß!“

„In das Schloß?“ fragten wie aus Einem Munde der Pfarrer und die beiden Frauen, während eine helle Freude in der Tochter Antlitz aufleuchtete.

„Ja! In's Schloß oder vielmehr zu mir in's Amt!“ bestätigte der Amtmann. „Sie sollte gleich den Tag nach der Abreise der Herrschaften hinüber,“ fügte er, gegen die Pfarrerin gewendet, hinzu, „aber Du kennst ja die Schwester von altersher. Was sie nicht selber in ihrem Kopfe ausheckt, das ist ihr niemals recht, und so hat sie denn zuerst auch nicht herangewollt, die Hulda in das Haus zu nehmen.“

Der Pfarrer sah den Amtmann, sah seine Frau und Tochter mit unverkennbarem Erstaunen an, und meinte, nicht ohne eine gewisse Empfindlichkeit, es scheine sich hier um einen Plan oder um eine Verabredung zu handeln, von denen er nicht unterrichtet sei. Er wenigstens erinnere sich nicht, jemals eine solche Anforderung an die Madmoiselle Schwester gerichtet zu haben.“

„Bewahre! bewahre!“ rief der Amtmann, „es ist

zwischen uns die Rede nicht davon gewesen; es ist die Frau Gräfin, die es angeordnet hat."

Dem Pfarrer fiel das auf. „Die Frau Gräfin hat doch neulich eine andere Ansicht über die Zukunft unserer Tochter an den Tag gelegt," meinte er.

Der Amtmann sagte, er wisse davon Nichts. Die Gräfin habe ihn rufen lassen, habe ihm gesagt, sie wolle Hulda, wie früher deren Mutter, bei Ulriken die Wirthschaft lernen lassen, und wenn sie nach Hause käme, solle das Mädchen im Amte eingerichtet sein.

Des Pfarrers Ueberraschung wurde dadurch nicht vermindert, sein Mißfallen an dem Vorschlage nicht beseitigt. Er kannte Ulrikens Eigenart, er wußte, wie manche bittere Stunde diese einst seiner Frau bereitet hatte; er kannte auch, was ihm noch bedenklicher erschien, den abergläubischen Zug in Ulrikens Wesen, das thörichte Gerede, das eben deßhalb über sie im Schwange war, und das er beständig unter seinen Eingepfarrten zu bekämpfen hatte. Es war ihm daher völlig aus der Seele gesprochen, als die Mutter den Ausruf that: „Aber was bringt denn die Frau Gräfin auf diesen neuen Einfall, und wie kommt sie nur darauf, sich so viel mit Hulda zu beschäftigen?"

Der Amtmann, von dessen offenem, treuherzigem Gesichte die selbstzufriedene Heiterkeit nur selten wich, lachte über diesen Ausruf. „Was sie darauf bringt? Ja, frage sie das einmal selbst! Das kommt denn so bei ihnen. Darin sind sie Alle gleich! — Lieber Gott! Sie ist gewohnt, alle Tage etwas Neues zu haben, alle

Tage was zu thun. Hier auf dem Lande hat sie das jetzt nicht. Da verfällt sie denn auf Dies und Das: auf das Bauen, auf die Schulen, auf das Glücklichmachen, wie's just trifft. Aber sie hat einen festen Kopf, geht frisch drauf los und meint es gewiß auch gut. Man muß ihr nicht dawider sein."

Der Ausspruch des immer besonnenen und wackeren Mannes beruhigte den Pfarrer, der ohnehin die beste Meinung von der Gräfin hegte und dem nur das ihr sonst fremde Schwanken in ihren Anordnungen aufgefallen war. Der Mutter gingen andere Bedenken durch den Sinn. Es war ihr unvergessen, was sie in ihrer Jugend von der Leichtfertigkeit der jungen Edelleute in dem Schlosse zu erdulden gehabt hatte, und ihre Lage war doch eine andere gewesen als die der Tochter. Sie, das Kind armer höriger Leute, hatte niemals an eine Heirat mit einem Edelmanne denken können. Wer aber bürgte ihr dafür, daß Hulda nicht den Worten eines Solchen Glauben schenkte, daß nicht einmal Wünsche und Hoffnungen in ihr rege wurden, die ohnehin in ihrer Seele lagen, und die doch befriedigt zu sehen keine Aussicht vorhanden war? Was sollte das Mädchen in dem Schlosse und bei Mamsell Ulrike, da die Gräfin es in der Pfarre zu versorgen gedachte? — Sie versuchte es, Einwendungen zu machen; da sie aber ihre eigentlichen Befürchtungen nicht aussprach, schlug der Amtmann ihre Einwände einen um den anderen nieder; und gewohnt, rasch zu verhandeln, fragte er, sich an Hulda wendend, die mit wachsender Spannung der ganzen Unterhaltung gefolgt war:

„Nun sprich Du auch einmal ein Wort, Mädchen! Willst Du mit mir in das Schloß?"

Hulda wurde roth vor Freude. Sie sah den Vater, sah die Mutter an. Es lag nichts Ermuthigendes in ihren Mienen, aber ihre Sehnsucht, in das Leben hinauszukommen, war mächtiger als die Fügsamkeit, die sie bisher bewiesen hatte, und von der natürlichen Selbstsucht der Jugend fortgerissen, sagte sie, während ihr ganzes Antlitz lachte: „Ich habe mir es ja so sehr gewünscht, Herr Amtmann!"

„Nun denn, Herr Gevatter!" rief der Amtmann, der sich diese Anrede gegen den Pfarrer nur in besonders vertraulicher Stunde erlaubte, „nun, dann sind wir einig und Alle einverstanden. Morgen lasse ich sie holen, Sonntags soll sie immer in die Kirche kommen. — Es ist ja gerade, als wäre sie noch zu Hause. Und verhungern thut bei mir im Amte Niemand. Darüber sind Sie ja auch nicht besorgt."

Er stand damit auf und wollte sich entfernen, denn er sagte, sein Fuchs stehe nicht lange ruhig, und er müsse auch nach Hause; aber die Pfarrerin hielt darauf, daß er vorher Etwas genießen müsse, und während sie die Tochter fortschickte, den kleinen Imbiß herbeizuschaffen, wurde die Stunde verabredet, in welcher sich Hulda fertig und zur Fahrt nach dem Schlosse bereit zu halten habe. Dann nahm der Amtmann ein paar Bissen, trank rasch sein Glas aus, klopfte Hulda auf die Schultern und meinte: „Nun, ich denke, es soll Dein Schaden nicht bei uns sein, denn nun sie sich's bedacht hat, ist es der Schwester Recht.

Sie kann auch Hilfe brauchen in dieser Zeit, und im Grunde hält sie von Dir mehr als von sonst Einem.“

Er stieg mit der Wiederholung, daß er morgen am Nachmittage den Wagen schicken werde, auf sein Pferd, grüßte noch, ehe er um die Ecke bog, und die Eltern und die Tochter standen an der Gartenthüre und sahen ihm nach.

„Da wirst Du nun also morgen auch hinausfahren, um Deine ersten Schritte unter Fremden und unter eigener Verantwortung zu versuchen!“ sprach der Vater mit seinem feierlichen Ernste, indem er der Tochter prüfend in das Auge schaute. Aber selbst diese Mahnung vermochte den Ausdruck des Vergnügens und der freudigen Erwartung von ihrem Antlitze nicht zu verscheuchen. Sie küßte dem Vater die Hand, sie fiel der Mutter um den Hals, sie versicherte, daß sie sich gewiß bemühen werde, Tante Ulriken's Zufriedenheit zu erlangen, und während es die Eltern still bewegte, die Tochter, die noch keine Stunde ihres Lebens von ihnen fern gewesen war, jetzt für eine unbestimmte Zeit entbehren zu sollen, während die Mutter überdachte, was bis morgen für Hulda noch zu beschaffen nöthig sei, hatte diese nur den einen sie ganz ausfüllenden Gedanken: In das Schloß!

In das Schloß zu kommen, darauf hatte ihr Verlangen gestanden, seit sie im Frühjahre zuerst die großen Säle desselben durchwandelt hatte; und wie ihr Herz auch bisher den Eltern zu eigen gewesen war, sie konnte jetzt die Stunde kaum erwarten, bis der

Wagen, der sie holen sollte, vor dem Pfarrhause erscheinen würde.

Die Furcht, es könne irgend ein Hinderniß dazwischentreten, die Ungeduld ließen sie kaum schlafen. Die Stunden des Tages entflohen ihr zum erstenmale nicht schnell genug. Und wie dann das kleine Wägelchen gegen den Abend hin, am Gitter des Gartens hielt, wie sie endlich in dem kleinen Einspänner saß und das Gefährte sich in Bewegung setzte, fühlte sie eine Freude, wie sie sie bis auf diese Stunde noch nicht gekannt hatte. Sie kniete auf den Sitz des Wagens, sie warf den Eltern über das niedere, zurückgeschlagene Verdeck desselben mit beiden Händen ihre Grüße und ihre Küsse zu; dann aber lehnte sie sich weit zurück, wie sie es von den Herrschaften hatte machen sehen, und wie eine Schaar von Genien schwebten zwischen dem goldig schimmernden Gewölke des Sonnenunterganges die freudigsten Erwartungen verlockend vor ihr her.

Wie sollte ihre Lebenslust der Wehmuth denken, mit welcher die Eltern nun zum erstenmale allein auf der Bank im Gärtchen saßen? Wie konnte sie ahnen, mit welch tiefer Inbrunst die Pfarrerin in ihrem Abendgebete ihr Kind für alle Zeit dem Schutze Gottes und seiner Barmherzigkeit empfahl.

Neuntes Capitel.

In jenen Gegenden ist das Wetter, wie überall am Meere, auch in der guten Jahreszeit sehr wechselnd, und dem klarsten Abende folgt oft ein trüber Tag. Die Sterne hatten hell gefunkelt, als Hulda nach dem Abendessen in ihr Stübchen eingetreten war; am Morgen fiel ein dichter Regen nieder und eine ganze Reihe von nassen, kalten Tagen folgte diesem Morgen. Alle Fenster waren im Amte geschlossen, der Amtmann, dem das plötzliche Regenwettter Sorge machte, weil das Getreide noch Alles in Garben auf dem Felde stand, ging mißmuthig in dem Hause hin und her. Die Wirthschafter kamen verregnet aus den Scheunen und Ställen in die Schreiberstube, der Schäfer lehnte unter der offenen Thüre des Stalles und sah zur Rechten und zur Linken nach den Wolken; und Tante Ulrike, wie sie ausdrücklich von ihrer neuen Hausgenossin genannt zu werden forderte, war noch verdrießlicher als ihr Bruder, denn sie hatte eben in diesen Tagen für ihre Haushalts-Verrichtungen gutes Wetter nöthig, und der Regen machte ihre ganze Zeiteintheilung nun mit einemmale zu Wasser. Alles ge-

rieth in Stillstand. Und, sagte die Tante, „Stillstand ist der Tod.“

Von Stunde zu Stunde traten der Amtmann und die Schwester an das Fenster und klopften an das Wetterglas, um sich zu überführen, ob das Quecksilber noch nicht steigen, ob das trockene Wetter nicht bald kommen wolle; und Hulda ging der Tante nach und sah auch nach dem Wetterglase, denn die Herrschaften hatten einen Boten geschickt und melden lassen, daß sie nicht wiederzukehren gedächten, bis die Regentage vorüber wären.

Das gab denn neue Unterbrechung in den Anordnungen und Maßnahmen der Tante, aber es verursachte auch Arbeit aller Art, und für das in der Enge und in der stillen Einfömigkeit des Pfarrhauses herangewachsene Mädchen hatte das Umhergehen in dem weiten Hause, hatte die wechselnde Thätigkeit, ja selbst das laute Wesen, mit dem der Amtmann und die Mamsell in dem Hause und in dem Hofe schalteten und walteten, um des Lebens und der Neuheit willen ihren Reiz. Freilich merkte es Hulda jetzt sehr bald, daß nicht nur die langen Korridore den Flügel des Schlosses, den der Amtmann innehatte, von dem Schlosse selber trennten; indeß sie konnte aus dem Stübchen, das Ulrike für sie hergerichtet hatte, weit hineinsehen in den Park, der sich an der hinteren Seite des Schlosses ausdehnte; sie konnte auch hinübersehen in die Fenster des Schlosses, und wenn die Herrschaften nur erst nach Hause kamen, mußte ja Alles noch ganz anders werden, mußte alltäglich Neues und Besonderes geschehen.

Aber nicht nur, daß Hulda sich mit der Leichtigkeit der Jugend schnell in dem Amthause zurechtgesetzt hatte, auch Ulrike war mit ihrer Anwesenheit schon nach wenig Tagen sehr zufrieden. Das sichtliche Vergnügen, mit welchem das junge Mädchen zu ihr und in ihr Haus gekommen war, hatte ihr wohl gefallen, denn trotz der Gastfreiheit, auf die ihr Bruder hielt, war die Mamsell sich's wohl bewußt, daß die Leute kein rechtes, offenes Zutrauen zu ihr hegten, und sie hatte auch immer viel zu viel mit ihrem Haushalte zu thun gehabt, um sich mit den Menschen nachhaltig zu beschäftigen, die in ihre Nähe kamen und in ihrem Hause lebten. Sie hatte für Jeden das Nöthige beschafft, Jedem seine Arbeit zugewiesen; hatte eisern darauf gehalten, daß diese Arbeit auch geleistet ward, hatte eben so eisern auf Zucht und Recht gesehen, und es war ihr nie daran gelegen gewesen, was die Leute von ihr sagten und dachten, wenn sie nur gehorchten und thaten, was sie sollten. Daß sie es besser, Alles besser als die Anderen verstand, dessen war sie ganz unfehlbar sicher. Sie fand es deßhalb nur natürlich, daß man ihr mehr zutraute als jedem Anderen, daß man meinte, sie wisse ganz besondere Dinge und könne noch weit mehr, als sie kundzugeben nöthig finde. Daß man sie scheute, daß man sie fürchtete und sie reden ließ, das war ihr eben recht. So war es gehalten worden zwischen ihr und ihren Leuten von altersher; so war es auch gehalten worden mit der Simonene, die immer eine geheime Scheu vor ihr gehabt hatte. Ulrike war daher verwundert und erstaunt, als sie nach

wenigen Tagen es gewahrte, daß Hulda sie nicht fürchtete, daß sie frei und offen mit ihr umging, daß sie heiter ihren Tadel hinnahm, daß sie gern in ihrer Nähe war, sich freiwillig zu ihr hielt, und daß sie die Erzählungen, in denen die Mamsell sich zu ergehen liebte und zu denen die Herrschaften und deren Gäste meist den Anlaß gaben, mit staunender und glaubensvoller Neugier in sich aufnahm.

Sonst, wenn man das Abendbrod gegessen, wenn der Amtmann sich mit den Wirthschaftern und den Hofleuten zur Abrechnung in die Schreiberstube begeben, und die Mamsell ihr großes Strickzeug in die Hand genommen hatte, war sie in den letzten Zeiten bisweilen eingenickt. Jetzt, seit Hulda mit ihr lebte, hielt sie sich aber wieder munter. Denn, meinte sie, „man kann mit Dir im Grunde weit besser reden als in früheren Jahren mit der Mutter. Die Mutter, Du mußt nicht denken, daß ich Etwas gegen Deine Mutter habe. Gott bewahre! das würde ich Dir ja gar nicht sagen, aber die Mutter war nicht herzhaft, hatte nicht Courage; und wenn es die Männer auch nicht wahr haben wollen, ohne Courage kommt ein Frauenzimmer nicht durch die Welt. Courage, das ist Alles! Das kann man ja an unserer Frau Gräfin bemerken. Die nimmt es mit einem Jeden auf, die ist so wie ich. Die weiß an jedem Morgen, was sie will, und hat's am Abend fix und fertig so wie ich. Und darum glückt ihr Alles."

Hulda hörte ihr ernsthaft zu. „Wenn Ihnen nie

Etwas mißlungen ist," sagte sie nach einer Weile, da müssen Sie doch eigentlich recht glücklich sein."

Ulrike sah Hulda mit ihren dunklen Augen forschend an, dann versetzte sie, langsamer und gemessener sprechend als sie sonst pflegte: „Freilich! Freilich! nur — und sie hielt eine Weile inne, und sagte danach, als müsse sie es doch einmal vom Herzen haben — nur einmal ist mir es nicht geglückt, und ist nicht geworden, wie es hätte sein müssen und wie es gut gewesen wäre für alle Theile; und das nur, weil ich nicht die richtige Courage gehabt und gesprochen und gehandelt habe, wie es an der Zeit gewesen wäre. Aber das ist nun einmal so, das ist nicht zu ändern, und Du sollst es nicht entgelten — nicht entgelten, da verlass' Dich fest darauf."

Sie schien zu glauben, daß das Mädchen sie verstehen werde; Das aber sah sie ganz verwundert an und sagte: „War ich denn schuld daran, daß Sie damals nicht die nöthige Courage hatten?"

Mamsell Ulrike wurde ärgerlich. „Gerade wie die Mutter!" rief sie und brach plötzlich ab.

Hulda fürchtete, daß sie böse sei. „Was ist Ihnen denn mißglückt und weßhalb hatten Sie denn das eine Mal nicht den rechten Muth?" fragte sie, um die Tante zu begütigen und die Unterhaltung wieder in den Gang zu bringen.

„Weil" — sie hielt inne — „weil," stieß sie dann hervor, „weil ich eine schwache Seite hatte."

Aber das erklärte für Hulda das Ereigniß vollends nicht, und die Mamsell, die es bemerkte, daß das

Mädchen sie immer weniger verstand, und die es gar nicht besser verlangte, als immer wieder von sich selber sprechen zu können, sagte: „Hat denn die Frau Gräfin nicht ihre schwache Seite, so wie ich? Geht es ihr mit dem Bruder, mit dem Baron Emanuel, denn anders? Kann sie denn den, wie alle Anderen, zu ihren Absichten bewegen? — Aber mit dem Herrn Baron hat es freilich auch sein Bewandtniß, und die alte Miß hat Recht: der Baron Emanuel ist nicht wie ein Anderer, der Baron ist heilig.“

Hulda horchte freudig auf. Wie ein Stern, der durch die Trübe wirrer Nebel aufblickt, tauchte dieser Name endlich aus den ihr völlig räthselhaften Worten der Tante auf; wenngleich diese letzte Aeußerung ihr ebenfalls ein Räthsel blieb. Weßhalb sollte gerade der Baron, der einzige von allen Schloßbewohnern, der den Gottesdienst versäumte, besonders heilig sein? Sie konnte nicht umhin, den Zweifel auszusprechen.

„Ach!“ rief die Mamsell, „wenn ich sagte heilig, so heißt das ja nicht heilig, wie es Dein Vater von der Kanzel nennt, sondern heilig! — heilig, wie ein altes Erbstück oder wie die gräfliche Familiengruft.“ Sie besann sich, weil sie mit all ihrer Beredtsamkeit das rechte Wort nicht finden konnte, und sagte dann leise und geheimnißvoll: „Hast Du denn nie davon gehört? Hast Du es denn nicht gesehen? Auf ihm ruht ja der Fluch!“

Hulda fuhr erschrocken auf. „Tante!“ rief sie voll Entsetzen, „doch nicht auf Baron Emanuel?

Das kann ja gar nicht sein. Was kann der denn verbrochen haben?"

„Er?" wiederholte die Mamsell und ihre Blicke wurden immer ernster und ihre Redeweise langsamer, „er hat Nichts verbrochen, gar Nichts auf der Welt. Du hast es ja gesehen drüben in dem Saale. Er ist schön gewesen wie ein Engel, und ein Leben und eine Heiterkeit, wie er als kleiner Knabe mit der Mutter hier gewesen ist! Gar nichts ist zu merken gewesen an ihm und seinen Gliedern; und gekommen ist es doch. Denn kommen thut es immer bei Einem aus dem Geschlechte. Die Kleinen lassen nicht mit sich spaßen und spaßen selber nicht. Das weiß Baron Emanuel und darum allein kann die Gräfin ihn nicht bewegen, eine Frau zu nehmen. Das Geschlecht stirbt mit ihm aus."

Die Stimme der Mamsell klang fremd und wie von fern an Hulda's Ohr. Es überlief sie heiß und kalt. Die Tante, die Stube, das Schloß und der Baron wurden ihr mit einemmale unheimlich. Sie hatte das größte Verlangen, zu erfahren, was das Alles heißen solle, und sie scheute sich doch, danach zu fragen, denn jetzt begriff sie, was ihr Vater damit gemeint hatte, als er sie an dem Abende vor ihrer Uebersiedlung in der Tante Haus nachdrücklich davor gewarnt, auf Mamsell Ulrikens abergläubige Phantasien und Grillen nicht zu achten und sich davon fernzuhalten.

Aber, als läse diese in des Mädchens Seele, rückte sie ihren alten Lehnstuhl näher an die Erbangende heran, und ihre schmale, magere Hand auf Hulda's

Arm legend, so daß diese nicht entweichen konnte, sprach sie, sich nahe zu ihr überneigend: „Gehört wirst Du schon von ihnen haben, wenn das dumme Menschenpack jetzt auch behauptet, sie wären weggezogen, über das Wasser hinweg, seit die Kirchen hier im Lande stehen, und diesseits der See gäbe es jetzt keine kleinen Leute mehr. Die brauchen sich aber vor den Kirchen nicht zu fürchten, denn sie glauben an Gott und sind nicht gottlos. Aber sie gehen nicht über das Wasser und gehen nicht weg, wo sie sich angesessen haben, so lange man sie in Frieden läßt. Die sind hier im Lande gewesen von Anfang an, und vor wem sie sich blicken lassen, mit dem meinen sie es gut. Es ist fester Verlaß auf sie, wenn man sich mit ihnen stellt. Nur reizen und schädigen muß man sie nicht, denn bei ihnen ist kein Verzeihen und kein Vergeben."

„Aber Tante!" rief Hulda ungläubig und doch von dem geheimnißvollen Ernste der Erzählerin wider ihren Willen so erfaßt, daß sie nicht zu lachen wagte, „Tante, das sind ja doch nur Kindermärchen! Das ist ja Alles Aberglauben!"

„Meinst Du?" entgegnete die Mamsell, und ihre Augen richteten sich fest auf die Ecke, in welcher seit Urväter Zeiten der große grüne Kachelofen stand, mit der breiten Bank dahinter, die an dem Boden festgenagelt war. „Meinst Du?" wiederholte sie. „Ja, es meinen Viele, daß das Alles nur Märchen wären, weil sie auch an das dumme Sprichwort glauben, das aus den Städten stammt, die voller Menschen sind, an das Sprichwort: „Die Nacht ist keines Menschen Freund!"

Wenn man jedoch hierzulande und in den alten Schlössern lebt, in denen und unter denen noch die weit älteren Keller und Mauern liegen, und wenn man denn doch seine Schuldigkeit thut, und ab und zu auch bei nachtschlafender Zeit einmal herumgeht, um nachzuhören und nachzusehen, ob Alles so ist, wie es sein soll, dann kann man mehr davon erfahren, wie die Kleinen ihr gutes, stilles Wesen treiben und Wache halten und warnen, wenn die Menschen sie in den schweigenden Stunden schweigend walten lassen und ihnen das Bischen Nahrung gönnen, das sie brauchen: die paar Tropfen Milch, die man ihnen am Abende in die Ecken setzt, und das Bischen Baum- und Feldfrucht, das sie nehmen."

Hulda wurde von den Worten der Erzählerin mehr und mehr befangen. Sie mußte unwillkürlich ihren Blicken folgen, die nicht von der dunklen Ecke wichen, indeß sie konnte in derselben Nichts entdecken als die beiden großen gelben Katzen, die dort an jedem Abende ihr Lager suchten; und um sich aus dem Banne herauszureißen, der trotz ihres Widerstrebens ihre Vernunft gefangenzunehmen drohte, sagte sie: „Was hat denn das Alles aber mit dem Herrn Baron zu schaffen?"

„Was es mit dem Baron zu schaffen hat, das könnte Deine Mutter Dir am besten sagen, wenn sie wollte, denn sie ist auf den Gütern der Herren von Falkenhorst geboren, und dort weiß es jedes Kind, daß in der alten Preußenburg, die schon gestanden hat, als die Herren von Falkenhorst mit den Deutschen

in das Land gekommen sind, die kleinen Leute gehaust haben und mit den Baronen in das neue Schloß gezogen sind, das sie über den Trümmern des alten Schlosses aufgerichtet haben. Die Falkenhorst haben die Kleinen hundert Jahre lang und darüber als Freunde gehalten und sich gut dabei gestanden. Ihr Geschlecht ist gediehen und es sind lauter schöne Menschen gewesen, die Männer wie die Frauen; Einer immer schöner als der Andere, daß sie dafür berühmt worden sind allerwegen in der Welt. Die Kleinen haben sich still gehalten, daß man von ihnen Nichts gehört und gesehen, und nur überall ihren Segen gemerkt hat. Mit einemmale, zu den Zeiten des Barons Wildebrand, welcher der Urgroßvater von unserer Frau Gräfin gewesen ist, hat man ab und zu, bei Tage wie bei Nacht, allerlei ungewohntes Geräusch in dem Schlosse vernommen. Die Einen haben gesagt, es hätten sich Fledermäuse in den Schloten verfangen; die Anderen haben gedacht, weil es ein kalter Winter gewesen war, so hätten die Marder sich in den alten Mauern festgesetzt. Es ist aber nirgend ein Schaden zu bemerken gewesen, und der Herr Baron, der ein sehr kluger Herr gewesen ist, hat gleich seine besonderen Gedanken darüber gehabt. Er hat Alles ruhig gehen lassen. Darüber ist der Tag vor Johanni herangekommen, und an dem Mittage sitzt der Baron unter der Linde in seinem Garten, welche die größte und älteste in unserem ganzen Lande ist. Es war keine lebendige Seele außer ihm in dem ganzen Garten, denn es war Alles zum Essen gegangen und es war

im Garten Nichts zu sehen und zu hören als die Käfer und die Bienen. Mit einemmale kommt es ihm vor, als hörte er es rund um sich ganz leise klingen. Er blickt auf, da hebt sich zwischen den großen Wurzelarmen der Linde die Erde auf, als wenn ein Maulwurf darunter arbeitete. Der Baron sieht hin, die Erde fällt nach beiden Seiten von den Wurzeln zurück, und ein kleines Männchen steigt daraus hervor, als wenn es von unten in die Höhe gehoben würde. So klein es war, sah der Baron es ihm gleich an, daß es ein König war. Der Kleine hatte eine kleine Königskrone auf dem Kopfe, einen goldenen Mantel um die Schultern und ein Scepter in der Hand; und das Alles leuchtete und funkelte, daß der Baron sich darüber erschreckte und verwunderte. Der Kleine nickte ihm aber mit dem kleinen Köpfchen freundlich zu und sagte, er solle ganz unbesorgt sein, er und seine Leute wären doch nicht erst von gestern in dem Schlosse, und die Barone wüßten es ja, daß sie ihre guten Freunde wären. Er käme auch nur, um einen Freundschaftsdienst von ihm zu fordern. Seine junge, schöne Königin sei ihm gestorben, er müsse nun eine andere nehmen. Dazu habe er sich das schöne, fünfzehnjährige Küchenmädchen ausgewählt. Mit dem wolle er morgen Mittag, am Johannistage, wenn die Sonne am höchsten stehe im ganzen Jahre, in dem großen Saale seine Hochzeit halten. „Sieh' also darauf," hat er zum Baron gesagt, „daß ich um diese Zeit die junge Magd in Deinem Saale finde, daß kein anderes lebendes Wesen in die Nähe

des Saales kommt und keines Menschen Auge sieht, was dort geschieht. Wenn Du das thust, so soll es nicht Dein Schaden sein. Aber wehe Dir, wenn Du uns verräthst, denn wir sind treu im Lohnen und im Strafen." — Wie er das gesagt hat, ist er verschwunden, wie er gekommen war; und so schnell ist es gegangen, daß der Baron geglaubt hat, er sei vielleicht bei der Mittagshitze ein wenig eingeschlafen und hätte das Alles nur geträumt. Er war aber ein vorsichtiger Mann und beschloß Alles zu thun und zu machen, wie der Kleine es gefordert hatte. Er sah selbst darauf, daß seine Leute um die bestimmte Stunde alle bei ihrem Essen in den Häusern oder auf dem Felde waren, er befahl der Baronin, bei ihren Kindern zu bleiben und darauf zu achten, daß keines derselben die Stube verlasse, ehe die Mittagsstunde nicht ganz vorüber sei, denn ihm habe geträumt, um Mittag am Johannistage werde ein Unglück geschehen. Wie er denn das Alles angeordnet hatte, schickte er das Küchenmädchen in den Saal hinauf, schloß hinter ihm die Thüre zu und steckte den Schlüssel in seine Tasche, wonach er sich in sein Gemach begab. Darüber kam die Sonne hoch am Himmel hinauf, und wie die Baronin so allein bei ihren Kindern saß und Alles still blieb, und auf der weiten Gotteswelt und in dem Schlosse Nichts, gar Nichts geschah, fiel ihr das schwer auf das Herz, und es kam eine Angst und ein Mißtrauen über sie, weil ihr Mann sonst keine Geheimnisse vor ihr hatte und ihr Nichts verborgen hielt. Sie

schloß deshalb ihre Kinder, es waren ihrer drei, zwei Töchter und ein Sohn, und das vierte war im Anzuge, in die Kinderstube ein und schlich sich vorsichtig nach ihres Mannes Zimmer, um durch das Schlüsselloch zu gucken. Verwundert sah sie, daß ihr Mann allein sei, es war auch sonst nichts Besonderes zu sehen. Nun wußte sie sich aus dem Verbote vollends keinen Vers zu machen, und ging von Thüre zu Thüre, bis sie an den großen Saal kam. Aber wie sie sich da niederbückte und wieder durch das Schlüsselloch hindurchguckte, fuhr es ihr plötzlich durch das Herz und sie fiel mit solchem Schlage zu Boden, daß ihr Mann es in dem stillen Schlosse unten in seinem Zimmer hörte und die Treppe rasch hinauflief. Was er da gesehen und gehört hat, das hat er nie mit Worten ausgesprochen; jedoch es steht von seiner Hand geschrieben noch heute in einem alten Pergament zu lesen. Die Thüren des Saales standen offen; mitten in dem großen Saale lag starr und todt das junge Küchenmädchen, wie eine Königin angezogen, zu den Füßen eines scharlachrothen Thrones. Auf dem Throne saß der König, und so klein er war, war er schrecklich anzusehen. Er streckte zornig und mit finsterem Blicke sein flammendes Scepter gegen den Baron aus. „Weil Du nicht Herr gewesen bist in Deinem eigenen Hause," sprach er mit lauter vernehmlicher Stimme, „wollen wir nicht mehr unter Deinem Dache wohnen. Weil Du die Augen Deiner Frau nicht in Zucht gehalten hast, sollen meine Augen nicht mehr über Deinem Hause wachen, und weil Deine falsche Frau mir

die Hochzeit mit meiner jungen Königin nicht gegönnt hat, soll Dein Geschlecht nicht mehr wachsen wie bisher, wenn ihr es nicht mit jungem, frischem Blute erlöst. Der Sohn, den Deine Frau jetzt unter ihrem Herzen trägt, soll so krumm werden, wie sie sich vor dieser Thüre gebückt hat. Wie viel Söhne die Männer Deines Hauses zeugen mögen, es sollen Eures Namens nie wieder sieben auf einmal leben so wie jetzt, und Einer von ihnen soll, so lange Euer Name fortbesteht, zur Erinnerung an Deiner Frauen Missethat einen Höcker mit sich durch das Leben tragen! Damit Ihr aber meiner Worte eingedenk bleibt, nimm hier den Ring! — Den Ring soll immer der Verwachsene tragen, und wehe Euch Allen, wenn er ihn jemals von sich thut!" — Damit ist der Kleine und sein Thron und das Küchenmädchen verschwunden. Ein Blitz aber ist aus hellem Himmel niedergefahren in das Schloß und in den Saal, daß er gleich in lichten Flammen gestanden hat, und man die größte Noth gehabt hat, des Feuers Herr zu werden. Der Baron und seine Frau haben, wie Du Dir denken kannst, zu Niemandem ein Wort von dem gesprochen, was eigentlich geschehen war. Es hat im ganzen Lande geheißen, der Blitz habe eingeschlagen und das Küchenmädchen sei verbrannt. Als die Baronin dann aber mit einem Knaben niederkam, und an dem nämlichen Tage der eine Bruder des Barons ganz plötzlich mit dem Tode abging, und vollends, als der Neugeborene zu verwachsen anfing, da hat der Baron Alles in dem pergamentenen Familienbuche für ewige Zeiten auf=

geschrieben und auch wegen des Ringes Alles festgesetzt. Es ist auch Alles so gekommen, wie der Kleine prophezeit hat. Es haben nie wieder sieben Herren von Falkenhorst zu gleicher Zeit gelebt, und unter ihnen ist immer ein Verwachsener gewesen, der den Ring getragen hat. Ja, es sind mit jedem Menschenalter der Falkenhorste immer weniger geworden, bis nun nur ihrer Zweie noch am Leben sind: der kinderlose Majoratsherr und der Baron Emanuel, an dessen kleinem Finger den Ring ein Jeder sehen kann. Er trägt ihn an der linken Hand, und sein Diener sagt, er lege ihn selbst bei Nacht nicht ab, denn er ist eng und ist ihm wie angewachsen an dem kleinen Finger.

Sie erhob sich bei den Worten, fing in dem Zimmer in dem großen Schranke aufzuräumen an, ging dann wie an jedem Abende noch durch ihre ganze Wirthschaft, wobei Hulda sie zu begleiten und die nöthigen Handreichungen zu machen hatte, und sie bemerkte es gar nicht, wie stumm das Mädchen war, wie ängstlich es sich heute in ihrer Nähe hielt, wie es geflissentlich vermied, allein in die dunkeln Wölbungen des Kellers, allein den Korridor entlang zu gehen.

Hulda schämte sich vor sich selber, aber sie hätte viel darum gegeben, hätte sie an dem Abende nicht in dem Amthause gewohnt, sondern in dem engen Kämmerchen des Pfarrhauses neben ihrer Eltern Stube zur Ruhe gehen können. Ihr war angst und bange, als sie sich allein in ihrer Stube fand. Es war vergebens, daß sie sich diese Furcht als eine Thor-

heit vorhielt, daß sie sich sagte, die Erzählung von Mamsell Ulrike sei im Grunde gar Nichts weiter als das Märchen von Schneewittchen und den Zwergen, das sie wer weiß wie oft vernommen hatte. Es klang ihr heute nun einmal Alles anders, Alles wunderbarer und doch viel wahrscheinlicher als sonst. Es war ihr nahegerückt, so nahe, daß — es huschte Etwas an der Außenmauer hin und schlug wie mit breitem, leisem Flügelschlage gegen die kleinen in Blei gefaßten Scheiben, daß sie, sich schwingend, klirrten. — Was war das? — Auch auf dem Boden huschte etwas hin. Was war das? — Sie stand vor dem kleinen Spiegel und zog die Nadeln aus den reichen blonden Flechten, daß sie ihr tief und lang an dem schlanken Rücken niederfielen. Wenn es nun nach ihren Flechten griffe — oder wenn sie jetzt in ihrem Spiegel das Gesicht des kleinen Königs oder das bleiche Antlitz des kleinen todten Mädchens sehen würde? Sie fuhr erschreckt zusammen. Sie sah sich um, es war Alles still, es war Alles dunkel in der Stube, und als wäre sie in demselben geborgen, warf sie sich auf ihr Bett und hüllte sich tief in ihre Decke ein.

Indeß der Schlaf, der treue Gefährte der gesunden Jugend, ließ sie zum ersten Male auch im Stiche. Sie lag und lag und horchte und horchte, obschon sie sich sagte, nicht in diesem Schlosse, sondern viele Meilen weit von hier, in dem Stammschlosse der Gräfin, hätten, nach der Tante Berichten, die Kleinen gehaust. Für wen füllte aber die sonst so sparsame Ulrike in der Kammer das kleine Näpfchen allabend-

lich mit Milch? Für wen streute sie, der sonst jedes Stäubchen im Wege ein Aergerniß gab, die Körnchen auf die Kellertreppe, wenn es nicht für die Kleinen war? Wer konnte es denn auch wissen, ob sie nicht dem Verfluchten durch das Leben folgten, über den Ring zu wachen, der ihn und seine Brüder an sie band?

Sie schauderte zusammen bei der Vorstellung, sie wollte sie gewaltsam von sich weisen, aber sie konnte sich nicht losmachen von der Frage: Was wird aus ihm, wenn er den Ring verliert? — Nicht einmal beten konnte sie, sie hatte über ihre Gedanken nicht Gewalt. Es flogen lauter fremde Bilder unfaßbar durch ihren Sinn. Sie glaubte zu wachen und fuhr erschreckend aus wirrem Traume auf, um bald wieder in neues Träumen zu versinken; und immer und immer wieder sah sie den Baron und seinen Ring, bis der helle Morgen ihr in die Augen schien und allem Spuk und Nachtgebild ein Ende machte.

Und doch, auch am Tage dachte sie daran, auch am Tage konnte sie es nicht vergessen, daß ein böser Zauber auf ihm ruhte, dem er schuldlos unterlegen war.

Zehntes Capitel.

Um Bartholomäi beginnt in jenen Gegenden die Jagd; drei Tage vor Bartholomäi traf deshalb die Herrschaft, und zwar gleich mit verschiedenen Gästen, in dem Schlosse wieder ein. Man erwartete für den nächsten Abend den jungen Fürsten, den Verlobten der Gräfin Clarisse, deren Hochzeit durch den Tod ihres Vaters hinausgeschoben worden war, und erst gegen das Neujahr hin in dem Schlosse vollzogen werden sollte. Wenn man nun auch der Trauer wegen zu keinen lauten Festlichkeiten sich aufgelegt fand, so waren doch alle Theile voll freudiger Erwartung. Die Gräfin wünschte, daß ihr Schwiegersohn, der noch niemals auf ihren Besitzungen gewesen war, von dem Schlosse am Meeresstrande einen guten Eindruck empfange, daß der Stammsitz seiner künftigen Frau ihm in seiner ganzen Würdigkeit erscheine, und sie wollte daneben, daß der Tochter die letzten Tage und Wochen, die sie als Mädchen in ihrem Vaterhause zu verleben hatte, als freundliche Erinnerung im Gedächtnisse bleiben möchten.

Es war ein klarer Nachmittag, die Sonne schien sehr hell, die rothen Früchte der Ebereschen, die den Wirthschaftshof einfaßten, glänzten feurig zwischen ihren grünen Blättern, als des Fürsten Wagen durch das weit geöffnete Eingangsthor hereingefahren kam. Die Gräfin und ihre Tochter standen an dem Fenster, Clarissens weißes Tuch wehte dem Ersehnten schon aus der Ferne ihre Grüße zu, und begleitet von dem Baron, der dem Erwarteten eine Strecke entgegengeritten war, fuhr er freundlich grüßend an dem Amthause vorüber.

Hulda war neugierig vor die Thüre hinaus getreten. Sie sah, wie der Fürst den Wagen rasch verließ, wie Clarisse ihrem Bräutigam auf der Rampe des Schlosses entgegentrat, wie er sie umfaßte und an seinem Arme in das Schloß hineingeleitete, wie die Diener das Gepäck vom Wagen nahmen und wie Baron Emanuel's Augen den Reitknecht suchten, der nicht gleich zur Stelle war. Ohne sich zu besinnen, eilte sie über den Hof, ihn herbeizurufen; aber in demselben Augenblicke war auch der Reiter schon an ihrer Seite, und sich freundlich zu ihr niederbeugend, während er stille hielt, um dem herankommenden Knechte sein Thier zu übergeben, sagte er: „Müssen Sie mich denn immer durch Ihr Erscheinen so liebenswürdig überraschen?"

Er war abgestiegen, zog den Handschuh ab und nahm die Erröthende freundlich bei der Hand. So ging er mit ihr über den Hof und dem Amte zu. Er fragte sie, seit wann sie in dem Schlosse sei und

wie es ihr in demselben gefalle; aber sie antwortete ihm verlegen und verwirrt, denn ihre Augen suchten den Ring an seiner Hand und brauchten ihn nicht lange zu suchen. Der schmale Goldreif mit dem dunkelrothen Steine war der einzige, den er trug. Es ward ihr sonderbar zu Muthe, als sie ihn berührte. Sie zuckte zusammen und hob ihre Augen zu denen des Barons empor, daß sie seinem schönen Blicke begegneten.

„Wie Sie in diesen letzten Monaten gewachsen sind!“ sagte der Baron. „Als ich Ihnen zuerst begegnete, reichten Sie mir noch nicht so Aug' in Auge. Sie werden bald die stattliche Höhe meiner Nichte haben. Auch kräftiger und blühender sind Sie noch geworden. Nun, ich hoffe, das Leben hier im Schlosse soll Ihnen Nichts anhaben. Wenn aber,“ fügte er mit einem so vertraulichen Lächeln hinzu, daß er ihr jung wie sie selber und wie ein alter Freund erschien, „wenn Ihnen aber dennoch von dem Einen oder von dem Anderen hier einmal zu viel geschieht, so geben Sie mir nur ein Zeichen, irgend eines — ich werde es schon merken, und dann komme ich und schaffe Rath und Luft. Ich muß Ihnen doch den Dienst vergelten, den Sie mir heute leisten wollten.“ Er schüttelte ihr mit Herzlichkeit die Hand und ging davon, ohne daß sie nur den Muth gewonnen hätte, ihm zu danken. Es war für sie eben Alles so besonders, was er sagte und wie er's sagte, daß sie darüber jedes Mal das Antworten vergaß.

Während sie aber in Küche und Keller hantierte und der Mamsell beim Vorbereiten für die Lieferungen zur Seite stand, welche jetzt reichlicher als je in die Hände des Koches abgegeben werden mußten, dachte sie an den Baron. Was hatte er nur damit gemeint, daß er ihr Hilfe bringen wollte? Was konnte ihr denn geschehen oder was konnte man von ihr begehren, das über ihre Kräfte gehen möchte? Sie fühlte sich zu jeder Arbeit fähig, und wie sie sich darauf im Spiegel ansah, bemerkte sie es selber, daß sie groß und stark geworden war.

Sie freute sich darüber, sie war überhaupt so fröhlich und so munter, daß sie an das Schlafengehen gar nicht dachte. Die Nacht war noch so warm. Sie machte das Fenster noch einmal auf, um Luft zu schöpfen. Aus dem Schlosse tönte Musik zu ihr herüber. Es war die schwermüthig pathetische Polonaise, welche der polnische Graf Oginski der schönen Königin von Preußen zugeeignet hatte. Man sagte, er habe seine Augen in verschwiegener Liebe bis zu ihr erhoben und sei gestorben bald nach ihr.

Hulda hatte diese Polonaise immer gern gehört und gern gespielt. Der Vater hatte sie mit ihr studirt, sie kannte sie genau, indeß so wie heute war sie ihr überhaupt noch nicht in's Herz gedrungen. Sie meinte es zum ersten Male zu empfinden, wie die Musik zum Menschen spricht; und zum ersten Male dachte sie mit Rührung an den Schöpfer dieser Polonaise. Die Lichter verschwanden, die Bogenfenster des Saales wurden dunkel. Dafür begann es aus den Seitenfenstern herüber zu leuchten.

Auch in den Stuben des Barons wurde es hell, bis endlich die Lichter in dem ganzen Schlosse erloschen waren und der spätaufgehende Mond langsam über den Bäumen emporzukommen und zwischen dem aufgestiegenen Gewölk seine sichere Bahn zu wandeln anfing. Die vorüberziehenden Wolken warfen leichte Schatten auf die Rasenplätze des weiten Gartens. Aus der großen Kieferngruppe flog Nachtgevögel auf, das Käuzchen rief vom Thurme, aus dem Weiher klagten die Unken, und hie und da huschte wieder eine Fledermaus dicht an dem Fenster hin wie gestern. Aber heute erschreckte sie kein Naturlaut mehr, es störte sie nichts in ihrer stillen Glücksempfindung, keine Furcht, auch nicht ein Bangen nach dem Vaterhause.

Sie war ja nicht allein, sie hatte den Beschützer hier in ihrer Nähe; und mit der Frage, ob sie ihn morgen wiedersehen werde, machte sie ihr Fenster zu, als der Mond schon um das Schloß herum gezogen war und sich zum Niedergange neigte.

Elftes Capitel.

Am Morgen, als die Sonne noch nicht völlig über die Nebel Herr geworden war, welche um diese Jahreszeit in den Nächten von der See aufsteigen, ritt Clarisse mit ihrem Verlobten, von dem Baron begleitet, schon über den Hof und zum Portal desselben hinaus. Man wollte ihm die Gegend bis zum Meere zeigen, ehe der Tag zu heiß ward. Wer nur abkommen konnte von der Arbeit, trat auf den Hof hinaus, den Bräutigam zu sehen, und es war der Mühe werth, denn er saß wie angewachsen auf dem Pferde und blickte mit den großen Augen so lebensfroh umher, daß es eine Lust war, ihn zu betrachten. Die Gräfin winkte den Reitern ihre Grüße nach, die alte Engländerin stand mit ihr am Fenster.

Während die Gräfin so wohlgefällig ihrer Tochter nachblickte, streifte ihr Auge Hulda, und sich zu der Kenney wendend, sagte sie: „Ich sehe die Pfarrerstochter drüben in dem Amte, hast Du sie schon rufen lassen?“

Miß Kenney verneinte es mit Hinweis auf ihr

übeles Befinden während der Abwesenheit der Herrschaften.

„Du hast recht gethan, Dich zu schonen, denn Deine Gesundheit ist wirklich schwach geworden, aber da Du Dich jetzt besser fühlst, so lasse das Mädchen kommen und zwar gleich, damit wir dann das Weitere besprechen," beschied die Gräfin sie und begab sich darauf in ihr Arbeitszimmer, da es mit der Ankunft des jungen Fürsten zugleich auf die Regelung der Erbschafts-Angelegenheiten abgesehen war, und man Vieles zu thun hatte, was in nicht zu langer Zeit beendet sein sollte.

Auch Miß Kenney machte sich sofort daran, der Weisung zu gehorchen. Man hatte ihr, weil sie sich gern im Freien aufhielt, nach der Gartenseite hin zu ebener Erde zwei Stuben eingeräumt, vor deren Fenstern sich ein kleiner Blumengarten hinzog, und ihr ein Zeltdach hergerichtet, unter dessen Schatten sie selbst am Mittage der Luft genießen konnte. Dorthin ließ sie Hulda rufen.

In dem Glauben, daß es sich nur um irgend ein Bedürfniß für die Bequemlichkeit der alten Dame handeln könne, eilte diese rasch nach dem Gartenflügel und trat mit ihrem besten Knixe und mit der Frage, was sie befehle, vor Miß Kenney hin.

„Ich befehle Nichts, mein Kind, ich wünschte nur, Sie einmal zu sehen. Setzen Sie sich nieder. Da Sie die Pathe der Frau Gräfin sind, so sind Sie mir willkommen." Sie sprach das leise, mit sanftem Tone, und ihr ganzes Wesen stimmte damit ganz zu-

sammen. Es war Alles an ihr angenehm und wohlgefällig. Sie war nicht groß, nicht klein, und noch so schlank und aufrecht, daß es aus der Ferne über ihr Alter täuschen konnte. Ihre Gesichtszüge waren fein, ihre Farben so frisch, daß man darüber all die vielen feinen Fältchen übersah, welche das Alter und ihre Empfindungen ihrem Antlitz eingeprägt hatten, und die Menge grauer Löckchen, welche ihre Schläfen und ihre Wangen einfaßten, verdeckten es, daß diesen Wangen und Schläfen die Rundung der Jugend schon seit vielen langen Jahren fehlen mußte. Der weiße Ueberrock, das Häubchen mit den wasserblauen Bändern, das blaßblaue türkische Shawltuch, das sie umgeschlagen hatte, sahen hübsch an ihr aus, und die völlig mädchenhafte Anmuth, welche der Greisin eigen geblieben war, machte auf Hulda einen seltsamen, aber herzgewinnenden Eindruck, der durch die Leichtigkeit, mit welcher Miß Kenney es verstand, sie zum Sprechen zu bewegen, noch gesteigert ward.

Ohne daß Hulda es bemerkte, wußte die weltgewandte und erfahrene Erzieherin sich ein Bild von dem Wissen und dem allgemeinen Bildungsgrade ihres arglos antwortenden Gastes zu machen, und als Hulda dabei erwähnte, daß sie unter des Vaters Leitung viel Musik getrieben habe, daß sie ihr Klavier im Amtshause vermisse und sich mit der Guitarre, welche der Vater ihr mitgegeben habe, so gut es gehen wolle, schadlos halte, sagte Miß Kenney, sie habe Vorliebe für dieses Instrument, Hulda möge gegen den Abend, wenn sie ihre Geschäfte für Mamsell Ulrike abgethan

habe, mit ihrer Guitarre immer zu ihr kommen. Und wenn sie sich im Klavierspiele üben wolle, so könne sie das Instrument benutzen, das in ihrer Stube stehe. ja sie selber wolle sich gelegentlich wohl mit ihr noch in vierhändigem Zusammenspiele versuchen. Sie stand dann auf, führte das Mädchen in ihre kleine Wohnung hinein, ließ sie ein wenig präludiren auf dem Klaviere, das offen stand, und da Hulda dabei eine der lithauischen Melodien anschlug, die sie liebte, machte es sich wie von selber, daß Miß Kenney sie aufforderte, das Lied zu singen.

Hulda ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie kannte in ihrer Unbefangenheit keine Furcht und Scheu, und nachdem sie ihr kleines Vorspiel noch einmal wiederholt hatte, sang sie:

Ich will, ich arme Dirne,
Im Lenze, wenn im Garten
Die Rauten um die Beete,
Die Lilien in der Mitten,
In ihrer Blüthe stehen,
Ich will sodann ein Sträußchen,
Ein Pfand der Liebe, binden,
Und will es in die Ferne,
Ihm, den ich liebe, senden;
Nicht kann ich's selber bringen
Und nicht durch And're spenden;
Ich will die Stürme bitten,
Daß sie's hinüber weh'n!

Das Lied bewegte sich mit elegischer Klage in sanften Molltönen, aber selbst diese gewannen durch des Mädchens frische volle Bruststimme etwas Kräf=

tiges, und als bei der Bitte in den letzten beiden Versen die Haltung des Liedes sich zu hoffender Zuversicht erhob und die Sängerin diese Endverse zum zweiten und dritten Male mit leiser Variation wiederholte, wie die Volksweise es mit sich brachte, scholl ihr von außerhalb ein Händeklatschen und ein mehrstimmiges Bravo entgegen.

Sie fuhr von ihrem Sitze auf und trat erschrocken zurück, denn draußen vor dem Fenster standen die Gräfin Clarisse mit dem Fürsten Severin und der Baron; und Clarisse meinte, das sei eine der lieblichsten lithauischen Melodien, die sie je gehört habe. Hulda solle ihr die Noten gleich hinüberschicken. Auch der Fürst lobte die Melodie, nannte sie sanfter als die Melodien seiner Heimat und lobte noch mehr die liebliche Stimme der Sängerin. Einer um den Andern fragte sie, ob sie schon Unterricht gehabt habe. Man nahm ihre Antworten freundlich auf. Clarisse erkundigte sich, seit wann sie in das Schloß gekommen sei, und wie es ihren Eltern ergehe? Nur der Baron war still und fragte Nichts.

Sie waren alle Drei noch in ihrem Reitanzuge, waren, wie Clarisse sagte, eben erst vom Pferde abgestiegen und hungrig und durstig zu Miß Kenney gekommen, denn," sagte sie zum Fürsten, „seit ich denken kann, habe ich mein zweites Frühstück immer bei und mit der guten Kenney eingenommen, und ich bin sicher, es steht auch heute schon etwas Gutes hier auf dem Tische für mich hergerichtet."

Indeß diesmal hatte sie sich in ihrer Voraussetzung geirrt. Miß Kenney hatte nicht erwartet, daß Clarisse auch nach der Ankunft ihres Verlobten an der alten Gewohnheit festzuhalten denke, und sie hatte den Besuchern zu ihrem Bedauern also Nichts zu bieten. Hulda aber hatte das kaum gehört, als sie es für eine Kleinigkeit erklärte, aus der Wirthschaft der Mamsell, die weit näher gelegen sei, als die herrschaftliche Küche, sofort das Nöthige herbeizuholen; und sie war schon auf dem Wege, noch ehe man es ausgesprochen hatte, daß es willkommen sein werde. Auch dauerte es nicht lange, bis sie, von einer Magd gefolgt, wieder in dem Gärtchen anlangte, und auf dem Tische, der unter dem Zeltdache stand, mit rascher Sicherheit das Tischtuch aufdeckte, die Teller und Schüsseln, die Weinflasche, die Gläser und den kalten Imbiß ordnete, und dann sich freundlich und schnell, wie sie gekommen war, entfernte.

Clarisse und ihre Begleiter hatten von dem Ritte einen tüchtigen Hunger mitgebracht, sie nannten das Frühstück unvergleichlich. Ihre gute Laune wurde durch die bescheidene Umgebung wie durch die Freude ihrer Wirthin belebt, und in ihrer Heiterkeit verlangte die glückliche Braut, der Fürst solle in dem Schlosse, das er gewöhnlich zu bewohnen pflege, in irgend einem hübschen Theile seines Gartens eine solche Wohnung mit solchem Gärtchen für ihre alte Freundin herstellen lassen, denn auf dem Lande so ganz in nächster Nähe zu Gaste gehen zu können, sei gar zu angenehm, und bei der Kenney sei es ein= für allemal hübscher als an jedem anderen Orte.

Der Fürst versprach Alles, was Clarisse wünschte. Miß Kenney war voll dankbarer Rührung über die Anhänglichkeit der jungen Gräfin wie über die Geneigtheit des Fürsten, und weil sie in ihrer Bescheidenheit jedem lebhaften Lobe gerne auswich, meinte sie: „Dann müssen Durchlaucht aber auch Sorge dafür tragen, daß ein Mädchen wie die Pfarrerstochter das Mahl aufträgt, denn das gehört gewiß mit zu dem Wohlbehagen, das Sie heute hier empfinden."

Der Fürst nahm ihren Einfall auf. „Sie haben Recht," entgegnete er. „Es ist durchaus nicht gleichgiltig, wer uns das Essen zuträgt, den Wein kredenzt. Die Fürsten und Herren früherer Jahrhunderte, die sich von schönen Edelknaben bedienen ließen, standen uns in richtiger Einsicht nach dieser Seite weit voraus. Es giebt ja auch in der That nichts Lästigeres als unsere sogenannte Dienerschaft: rohe Bursche, die alle unsere Fehler von uns annehmen, ohne sie durch unsere Bildung auszugleichen; Beobachter, die uns oftmals feindlich sind, und vor denen wir uns dennoch gehen lassen. — Es ist das ein großer Uebelstand, der mir immer doppelt einleuchtend gewesen ist, wenn ich auf meinen Reisen in der Schweiz oder in Tirol mich wieder einmal von den artigen und verhältnißmäßig auch gebildeten Töchtern der Wirthe bedient gefunden habe. Sollte man denn dies hübsche Mädchen nicht für unsern Dienst gewinnen können?"

„Oh!" rief Clarisse, „die Pfarrerstochter? Daran ist nicht zu denken, und was würde uns das eine Mädchen helfen?"

„Man müßte es nur für unsere persönliche Bedienung verwenden," meinte der Fürst, „so wäre man wenigstens in dem engen Beisammensein die galonnirten Horcher los."

Clarisse gefiel der Gedanke; auch die Kenney, deren Herz an der jungen Gräfin hing, so daß sie sich nichts Besseres denken konnte, als dauernd mit ihr beisammen zu sein und ihr zu dienen, nannte ihn sehr glücklich, und sie bemerkte dabei, so viel sie es heute in den paar Stunden habe beobachten können, besitze Hulda eine Bildung, wie man sie selbst in den bevorzugten Ständen nicht eben häufig finde. Der sehr unterrichtete Vater habe die Tochter offenbar mit dem Einzigen ausgestattet, das er ihr mitzugeben im Stande gewesen sei. Sie sei für ihre Jugend sehr wohl belesen in der guten deutschen Poesie, sei des Französischen ziemlich mächtig, habe eine recht hübsche Fertigkeit in der Musik, und ihr gutes Organ, das besonders im Sprechen wohlklinge, sei auch eine angenehme Zugabe.

Die junge Gräfin lachte. „Ach, die gute Kenney! die gute Kenney!" rief sie; sie ist schon wieder auf dem besten Wege, sich in ihre Schülerin zu verlieben! Sie ist grade wie Jean Paul."

Der Baron, der bis dahin keinen Antheil an der Unterhaltung über die Pfarrerstochter genommen hatte, fragte, was sie mit diesem Ausruf meine.

„Jean Paul sagt irgendwo," versetzte sie: „Gieb mir einen Tag und eine Nacht, und ich will lieben, wen Du willst!" Bei unserer Kenney heißt es:

„Gieb mir zu unterrichten, wen Du willst, und ich will ihn gleich von Herzen lieben.“ Die Mutter hat sie aufgefordert, sich des Mädchens ein wenig anzunehmen, und die Gute hat nun nichts Eiligeres zu thun, als sich gleich beim ersten vorbereitenden Versuche für die neue Schülerin zu entflammen. Weißt Du, Liebe, daß Du mich eifersüchtig machen wirst? Du bist viel schneller als Pygmalion. Du wartest nicht erst, bis das Kunstwerk fertig ist, Du beginnst gleich mit der Anbetung.“

„Hast Du niemals einen wahren Künstler vor seinem Marmorblocke oder vor seiner leeren Leinwand stehen und sie liebevoll betrachten sehen?“ fragte scherzend der Baron. „Er schaut sie schon mit den Augen seines Geistes, die Schönheit, die er schaffen wird, wo unsere weniger seherische Natur nur das rohe Material erblickt. Das soll aber auf Hulda keine Anwendung haben, denn sie hat auch mich gleich das erstemal, als ich sie sah, für sich gewonnen, und daß Deine Mutter dies schöne Geschöpf den Händen der grillenhaften Mamsell Ulrike überantwortet hat, das finde ich nicht wohl gethan.“

Die Kenney, welche jede Anordnung der Gräfin aufrecht hielt, vertrat Ulrike, da sie dieselbe angegriffen sah; aber in ihrer fröhlichen Laune gefiel die junge Gräfin sich darin, ihrem Verlobten die abenteuerlichsten Schilderungen von der Mamsell zu machen, bis auch sie zu der Behauptung kam, daß Hulda durchaus nicht bei ihr bleiben dürfe; und da sie wußte, wie bereitwillig man ihr in den meisten Fällen nach-

gab, sagte sie plötzlich, gegen ihre Erzieherin gewendet: „Nimm sie doch zu Dir hinüber! Zu Dir gehört sie hin. Hier kann sie uns, so lange wir noch hier verweilen, unser Frühstück besorgen, uns ihre lithauischen Lieder singen, sich an unsere Bedienung gewöhnen, denn ich finde den Gedanken, sie für unseren besonderen Dienst mit uns zu nehmen, um so glücklicher, als es mich freuen, ja einen geheimnißvollen Reiz für mich besitzen würde, Jemanden von unseren Gütern in der neuen Heimath neben mir zu haben."

Trotz ihrer Gefügigkeit machte die Kenney mit der vorsichtigen und schwerfälligen Bedenklichkeit des Alters Einwendungen gegen diesen Plan Clarissens, soweit derselbe sie und ihre kleine Häuslichkeit betraf. Clarisse jedoch war ihrer Mutter Kind und besaß die ganze unbefangene Rücksichtslosigkeit der an das Befehlen gewohnten alten Geschlechter. Sie wollte es nicht gelten lassen, daß in dem kleinen Stübchen nicht hinlänglich Platz für Hulda sei, daß es in der Schlafstube an Raum zu einem zweiten Bette fehle.

Scherzend und neckend führte sie den Fürsten, wie sie es nannte, in den Vestatempel ein, und da man sich in die fröhlichste Laune hineingeplaudert hatte, fing der Fürst an, die Wände des kleinen Schlafzimmers abzuschreiten, während er, da er musikalisch war und trefflich sang, das erste Duett des Figaro, das: „Zehne, zwanzig, dreißig! ja, ja es geht!" mit heller Stimme lachend intonirte. Clarisse fiel augenblicklich mit der Partie der Susanne ein, man schob das eine, dann das andere Möbel auf einen an=

deren Platz. Je lebhafter Miß Kenney sich dagegen auflehnte, je fassungsloser der Vorgang sie machte, je rathloser sie der Zerstörung ihrer gewohnten Ordnung gegenüberstand, um so herzlicher lachten die Störenfriede; und die alte Freundin mit der Versicherung umarmend, daß die ganze Einrichtung durchaus zu ihrem Besten ausschlagen und daß Niemand mehr damit zufrieden sein werde als gerade die gute Kenney selber, eilte die junge Gräfin endlich davon, um sich für die Mittagstafel anzukleiden.

Zwölftes Capitel.

Es kam der Gräfin sehr gelegen, daß ihre Tochter in der fröhlichen Laune jener Morgenstunden eine Einrichtung vorbereitet hatte, die zu treffen sie selber willens gewesen war, und die gute Kenney war keine von den Naturen, bei denen man auf einen ernstgemeinten Widerstand gegen die Wünsche der beiden Gräfinnen zu rechnen hatte. Sie wagte freilich ihre kleinen Einwendungen, erhob verschiedene Bedenken, machte auf mancherlei Schwierigkeiten aufmerksam, aber da die Gräfin von vornherein entschlossen war, sie sammt und sonders nicht anzuerkennen, und da Clarisse, weil sie durch Hulda's rasche Dienstwilligkeit einen angenehmen Morgen genossen hatte, für dieselbe mit großer Wärme eintrat, ja sie als ihren Schützling erklärte, ward die Sache noch an dem nämlichen Tage abgemacht, und Mamsell Ulriken der Befehl gesendet, Hulda zu Miß Kenney hinüberziehen zu lassen.

Indeß Mamsell Ulrike faßte die Dinge auf ihre Weise auf. Sie wollte sich nicht vergebens überwunden, nicht vergebens das Zugeständniß gemacht haben, Hulda bei sich aufzunehmen. Sie hatte sich in den wenigen

Wochen daran gewöhnt, das Mädchen, das man ihr als Stütze zugewiesen hatte, um sich zu haben, und Hulda war ihr so zu sagen lieb geworden. Sie empfand es daher als einen Eingriff in ihre Rechte, ja geradezu als eine Beleidigung, die sie sich nicht gefallen lassen wollte, als man ihr ohne Weiteres sagen ließ, ihre neue Pflegetochter solle fortan Miß Kenney zugetheilt und zu dieser übergesiedelt werden, und sie ließ sich sofort bei der Gräfin melden, um ihr vorzustellen, daß dies ganz unmöglich sei. Ihr habe der Pfarrer seine Tochter anvertraut, damit sie bei ihr den Haushalt erlerne und ihr zur Hand gehe, denn sie brauche jetzt, wo das Schloß voll Menschen sei, und die Hochzeit noch mehr Gäste bringen werde, eine Hilfe. Ohne daß sie mit dem Pfarrer gesprochen habe, könne und dürfe sie das Mädchen so wenig von sich lassen, wie sie etwas von dem Inventarium, das ihr übergeben sei, aus der Wirthschaft in fremde Hände überweisen könne. Aber sie wolle noch am selbigen Abende in das Pfarrhaus fahren, und wenn der Vater damit zufrieden sei, so möge Hulda in Gottes Namen zu der Engländerin ziehen, obschon es, nach ihrer bescheidenen Meinung für ein Mädchen, das auf der Gotteswelt Nichts habe und besitze, weit besser sei, ordentlich in der Wirthschaft Bescheid zu wissen und bei Leuten zu sein, die hierorts heimisch wären, als feine Manieren und eine Sprache zu erlernen, die hier herum kein Mensch rede, nach der auch weit weniger Nachfrage zu erwarten sei, als nach einer Wirthin, die

ihr Fach verstehe, und obendrein zu einer Person gethan zu werden, die doch wieder bald von dannen gehe.

Die Gräfin hatte sie ruhig sprechen, hatte sie alle ihre Einwendungen völlig erschöpfen lassen, und weit entfernt, sich ungehalten darüber zu zeigen, sagte sie sehr freundlich: „Ich hatte das nicht anders von Dir erwartet und Deine Gewissenhaftigkeit, die sich auch hier bewährt, erfreut mich. Aber sei unbesorgt. Mit dem Pfarrer werde ich selber sprechen. Wird Dir zu schwer, was Du zu leisten hast, so kannst Du Dich zur Ruhe setzen, sobald ich jemand Anderes für Dich gefunden habe. Im Uebrigen ist es noch nicht gesagt, ob Miß Kenney nicht für längere Zeit hier in dem Schlosse bleiben wird. Mache Dir also keine unnöthigen Gedanken um das Mädchen, sondern sieh zu, daß ich es morgen bei Miß Kenney finde, die ich eben heute damit beauftragt habe, Hulda fortan in ihre ausschließliche Obhut und Aufsicht zu nehmen."

Sie fügte darauf mit freundlichem Worte eine Anerkennung für Ulrikens bisher geleistete Dienste hinzu. Die Betroffene war also genöthigt, sich dafür zu bedanken; aber die Andeutung, daß sie allenfalls zu ersetzen sein würde, die Aussicht, daß Miß Kenney länger als die Herrschaften auf dem Gute weilen könne, hatten ihren schwersten Zorn erregt. Und wem Anderes als Hulda hatte sie es zu verdanken, daß die Frau Gräfin ihr sozusagen den Stuhl vor die Thüre gesetzt, und sie auf die Seite geschoben hatte, als ob nicht sie und sie allein den ganzen Haushalt so im Gange gehalten hätte, alle die langen Jahre und Jahre hindurch.

Die Lippen fest aufeinandergepreßt, die Zähne zusammengebissen, und Allem aus dem Wege gehend, was ihr begegnete, so kam sie nach der Amtswohnung, um sich mitten in der Stube auf einen Stuhl zu setzen und bitterlich und laut zu weinen.

Hulda und der Amtmann eilten erschreckend zu ihr. Der Bruder wußte es, daß keine Rührung jemals der Schwester Augen feuchtete, daß nur der bittere Zorn sie weinen machte, aber es war lange Zeit vergebens, daß man in sie drang, nur wenigstens zu sagen, was ihr widerfahren sei.

Mit harter Hand stieß sie Hulda von sich, als diese sich ihr zu nahen wagte. Sie nannte sie scheltend ihrer Mutter wahres Kind. Sie betheuerte, daß sie sich ihr ganzes Leben lang von keinem Menschen, in dem auch nur ein Tropfen lithauischen Blutes sei, eines Anderen als der Falschheit zu versehen gehabt habe. Sie machte es dem Amtmanne zum schweren Vorwurfe, daß er sie überredet habe, der Gräfin zu Willen zu sein und der falschen heuchlerischen Simonene und des unüberlegten, undankbaren Pastors Kind in ihr redliches Haus aufzunehmen. Weder des Amtmanns Begütigen noch des Mädchens stummes, schmerzliches Erschrecken konnten die maßlose Empörung der Mamsell besänftigen. Der Amtmann schickte also endlich Hulda fort, und als sei damit ein Bann von ihr genommen, legte Ulrike mit einemmale beide Arme auf den Tisch, senkte ihr Haupt darauf nieder, als wolle sie die Welt, in der ihr so Etwas geboten werden konnte, keines Blickes weiter würdigen, und

wiederholte nur von Zeit zu Zeit ingrimmig: „Mir zu sagen, daß eine andere an meine Stelle kommen könnte! Mir das zu sagen, das ist mein Todesstoß!"

So hatte der Bruder sie noch nie gesehen. Kein Zureden, keine Vernunft fanden Eingang bei ihr, und was das Schlimmste war, der ganze Ingrimm, den sie gegen die Gräfin empfand und nicht zu äußern wagte, richtete sich gegen den armen Pfarrer und die Seinen. Sie verschwor sich hoch und heilig, die Kirche nie wieder zu betreten, selbst wenn ihr ewiges Seelenheil dabei verloren gehen sollte. Sie versicherte, daß weder der Pfarrer noch Simonene oder deren Tochter jemals wieder ihre Füße unter ihren Tisch setzen, oder auch nur über ihre Schwelle kommen sollten; und da ihr bei der Gewohnheit, thätig zu sein, der müßige Zorn bald beschwerlich zu werden anfing, sprang sie urplötzlich auf und erklärte, wenn man denn Hulda von ihr nehmen wolle, so solle es auch gleich geschehen. Noch an diesem Abende solle das Mädchen zu der englischen Mamsell hinüberziehen, bei der dasselbe es besser als bei ihr zu haben glaube.

Es half Nichts, daß der Amtmann, daß Hulda sie daran erinnerten, wie diese Letztere jar gar keine Schuld an den neuen Anordnungen der Gräfin trage. Es war vergebens, daß der Bruder ihr bedeutete, wie sie gar kein Recht habe, Hulda eher, als sie dort erwartet werde, zu der Engländerin hinüberzuschicken, wie sie damit dem Mädchen einen üblen Empfang und sich selber Verdruß mit der Gräfin bereiten könne.

Sie ging, ohne sich aufhalten zu lassen, in Hulda's

Zimmer, befahl ihr, ihre kleine Habe sofort zusammen=zupacken, und es blieb dem geängstigten Mädchen denn Nichts übrig, als nach einer flüchtigen Verständigung mit dem Amtmanne sich an Miß Kenney zu wenden, ihr das Geschehene mitzutheilen und sie zu bitten, ob sie ihr nicht schon für diese Nacht das Obdach gewähren möchte, das sie in Zukunft neben ihr finden sollte.

Hulda war sehr verzagt, als sie über die Schwelle des Amthauses hinausschritt. Es war die erste Ungerechtigkeit, die erste Härte, denen sie zu stehen hatte, und die ersten bitteren Erfahrungen sind schwer. Der kleine Weg, den sie zu machen hatte, kam ihr so weit vor, so weit, daß sie sich fragte, ob es nicht besser sei, sich nach der anderen Seite hin zu wenden und nach dem Elternhause zurückzugehen, wo warme Liebe, wo ein herzlicher Empfang ihr sicher waren, wo sie nicht zu bitten brauchte, um des zärtlichsten Willkomms theilhaftig zu werden. Das also war das Leben in dem Schlosse? Das war die Welt, in die einzutreten sie so sehr verlangt hatte? Jetzt verstand sie, was der Vater gemeint hatte, als er mit ihr, da sie fortgegangen war, von dem festen Herzen und dem bescheidenen Sinne gesprochen hatte, die man haben müsse, wenn man unter Fremden lebe. Nun erinnerte sie sich; was es auf sich gehabt habe, wenn die Mutter es bisweilen hervorgehoben, wie das trockene Brot im Elternhause ein Labsal und ein Glück sei gegen den Leckerbissen in fremder Dienstbarkeit. Sie konnte nicht vorwärts gehen, so schwer fiel ihr der Gang. Es war ihr gar zu bitter, so auf die Straße gestoßen zu werden;

und weil sie trotz ihrer Stattlichkeit doch noch ein unerfahrenes Kind war, setzte sie sich nieder und weinte inbrünstig. Sie ward sich selber rührend, es kam ihr vor, als sei sie von einem schweren Schicksal schwer verfolgt, und tief aufathmend rief sie plötzlich aus: „Ach! Er hat es wohl gewußt! Er hat es ja Alles vorausgesehen! Er hat mir es ja gesagt, wenn mir einmal zu viel geschähe, solle ich ihm ein Zeichen geben, dann werde er kommen, dann werde er mir helfen!“

Kaum aber hatten ihre Gedanken diese Richtung eingeschlagen, als sie sich sofort ermuthigt und, wie sie es in der unschuldigen Phantastik ihrer Jugend nannte, entschlossen fühlte, auf dem Platze auszuharren und zu dulden, auf den der Wille Gottes sie gestellt. Sie kam sich damit plötzlich wie verwandelt vor. Sie hatte keine Ahnung von dem raschen Selbstbetruge, mit welchem sie ihr eigenes Sein und Wesen zu einer Romanfigur verklärt, um es arglos bewundern zu können. Sie ahnte es ebensowenig, daß damit eine neue bewegende Kraft in ihr rege und zugleich Herr über sie geworden war.

Als sie an die Thüre von Miß Kenney klopfte, als diese Hulda's Augen von Thränen geröthet fand, als sie, deren weiche Seele Niemanden weinen sehen konnte, die Frage an sie richtete, was ihr geschehen sei und was sie zu dieser ungewohnten Stunde zu ihr führe, da kam jenes phantastische Empfinden des Verstoßenseins auf's Neue über Hulda, und die Arme um den Hals der Greisin werfend, während sie das schöne Antlitz an der Brust derselben barg, bat sie dieselbe

so dringend um ihren Schutz, als stünde ihr nicht in nächster Nähe das liebevollste Vaterhaus noch offen.

Auch Miß Kenney schien daran nicht zu denken. Der Anblick, die Lage, die Bitte des Mädchens gingen ihr zu Herzen. Sie verlangte es ja im Grunde gar nicht besser als helfen, trösten, lieben und sich in Sorge für Andere selbst vergessen zu können. Alle ihre kleinen Bedenken, alle ihre Scheu vor unbequemer Störung ihrer Ruhe traten schnell davor zurück. Sie umfaßte Hulda, sie schloß sie mit Zärtlichkeit an ihre Brust. Sie nannte sie ihr Kind, ihre Tochter, sie wußte, was der Jugend wohlthat: und wie dann Hulda ihre Lippen auf die feine Hand der Greisin drückte, wie sie zu den freundlich lächelnden Augen derselben emporsah, meinte sie ein so volles Vertrauen nie zuvor gefühlt zu haben, selbst gegen die eigene Mutter nicht.

Was die Gräfin geplant und allmälig zu erreichen gewünscht hatte, das hatte ganz unerwartet der Eine Tag geschaffen. Die fröhliche Willkür der Verlobten, die eifersüchtige Reizbarkeit von Mamsell Ulrike hatten Hulda und Miß Kenney schnell zusammengeführt; denn daß sie das junge Mädchen im entscheidenden Augenblicke aus freier Entschließung bei sich aufgenommen hatte, das machte der an Abhängigkeit Gewöhnten, der man selten eine freie Wahl gelassen hatte, ihren Schützling nur noch lieber und noch werther.

Dreizehntes Capitel.

Ueber Hulda's Eintritt in Miß Kenney's Wohnung mußte ein guter Stern gewaltet haben, denn es stiegen damit, heitere bewegte Tage für das schöne Kind empor. Da die Gräfin und das Brautpaar ihre besonderen Absichten mit Hulda hatten, und die Kenney geneigt war, die Uebersiedlung ihrer neuen Pflegebefohlenen als ihr eigenstes Werk zu betrachten, nahmen sie Alle mehr, als es sonst irgend zu erwarten gewesen wäre, Theil an ihr. Jeder wollte Etwas für sie gethan wissen, man wollte sie vorwärts bringen, und da ihre natürliche Geschicklichkeit, wie ihre gute Gewöhnung und Bildung, ihre Dienste den Frauen angenehm machten, ihre Schönheit die Männer für sie einnahm, so ward sie bald von dieser, bald von jener Seite in Anspruch genommen. Wo aber wohlwollende und dazu unbeschäftigte Menschen ihre Achtsamkeit erst freundlich auf Jemanden gerichtet haben, der von ihrem guten Willen abhängt, gehört nicht viel dazu, ihnen denselben lieb und ihn zu einem besonderen Günstling zu machen. Es war, als suche man nach den Gründen und Anlässen, welche eine so plötzlich entstandene

Vorliebe erklären könnten, so eifrig hob man die kleinen Fertigkeiten des Mädchens hervor, so geflissentlich begehrte man seiner Dienste.

Heute rief man sie in das Schloß, damit sie der jungen Gräfin versuchsweise das Haar nach lithauischer Sitte in Flechten, wie sie selbst sie trug, kranzartig um die Stirne winde; morgen ließ man sie kommen, weil Clarisse von ihr lernen wollte, aus Seidenfäden die Bänder mit Buchstaben und kleinen Inschriften zu knüpfen, welche in Lithauen die landesüblichen Liebesgaben sind; und da die Verlobten ohnehin nach jenem ersten Morgen daran festhielten, Miß Kenney zum Frühstück zu besuchen, ward Hulda mehr und mehr daran gewönt, sich unter den Augen der Schloßherrschaft zu bewegen, wie diese sich daran gewöhnt, sie um sich zu haben, und zutraulich mit ihr zu verkehren.

Einige Wochen waren so entschwunden und sie hatten eine auffallende Veränderung in dem Mädchen hervorgebracht. So lange Hulda im Amthause gewesen, war sie, wie man dies als selstverständlich angesehen hatte, an jedem Sonntag-Morgen zur Kirche geschickt worden, und die Mutter hatte ihr gegen den Abend hin, das Geleite bis in die Nähe des Schlosses gegeben, so daß sie mit den Eltern in einem beständigen Verkehre geblieben war. Jetzt aber, seit man anfing, ihre Dienste im Schlosse zu verwenden, mußten der Kirchenbesuch und die Heimkehr in das Vaterhaus bisweilen unterbleiben. Der Fürst war ebensowenig kirchlich als ein Theil der Gäste, welche seit Beginn

der Jagdzeit noch häufiger als sonst im Schlosse vorsprachen; und da man am Sonntage nicht jagen mochte, war man eben für diesen Tag auf andere Zerstreuungen bedacht. Das Tanzen war wegen der Familientrauer ausgeschlossen, eine Unterhaltung wollte man für die länger werdenden Abende dennoch haben, es wurde also zu dramatischem Lesen, zu Musik und zu allerlei Schaustellungen gegriffen. Das machte schon in den Morgenstunden manichfache Vorrichtungen nöthig, für die man Hulda's Hilfe brauchbar fand, und da man allseitig gewöhnt war, über die zum Schlosse gehörenden Personen in völlig freier Unbekümmertheit zu verfügen, so dachte man, sofern man Hulda nöthig hatte, weiter nicht daran, ob sie die Eltern und die Kirche besuchen konnte oder nicht.

Wenn sie dann nach längerem Ausbleiben, wieder einmal nach Hause kam, erschien sie ihren Eltern bald wie eine Fremde. Ihre schlichte, fast ärmliche Tracht hatte durch die Geschenke, welche Clarissens verschwenderische Geneigtheit ihr bei jedem Anlasse zuzuwenden liebte, sehr bald ein anderes Aussehen gewonnen. Sie wußte sich und ihre Kleidung anders zu tragen als bisher, und da sie viel Anlage zum Beobachten und Nachahmen besaß, nahm sie, ohne es zu wissen, allmälig die Redeweise der Personen an, in deren Nähe sie so häufig weilte. Ihr Gesichtskreis, ihre Maßstäbe veränderten sich ebenso, und wenn gleich ihre Liebe und ihre Ergebenheit für die Eltern ganz dieselben geblieben waren, so war sie doch schon nach

kurzer Frist so völlig in ihre neuen Verhältnisse hineingewachsen und so ganz von ihnen hingenommen und erfüllt, daß die Mutter mit Besorgniß bemerkte, wie sehr ihre Voraussicht sich bestätigte. Auch der Pfarrer konnte es sich nicht verbergen, daß das Zusammenleben mit den Vornehmen auf seine Tochter anders wirke, als dereinst auf ihn. Das war freilich in ihrer verschiedenen Stellung und bei ihren verschiedenen Charakteren sehr erklärlich. Denn wie zutrauensvoll und schicklich man dereinst in der gräflichen Familie ihm auch begegnet war, hatte gerade sein Selbstbewußtsein ihn daran gehindert, jemals seiner Abhängigkeit oder der Entfernung zu vergessen, welche seine Lebenslage von der Lebenslage seiner Patrone trennte. Das war bei Hulda nicht der Fall. Sie hatten gar keinen Anspruch zu erheben, keine amtliche Würde oder sonstige Bedeutung zu behaupten. Sie konnte sich also in völliger Unbefangenheit dem angenehmen Eindrucke überlassen, welchen die Freundlichkeit, die man ihr erwies, in ihr hervorrief, und da es ihr nebenher nicht entging, daß die jungen Männer sie um ihrer Schönheit willen beachteten und suchten, während der ausdrückliche Schutz, den Comtesse Clarisse ihr angedeihen ließ, sie vor jeder ungebührlichen Annäherung behütete, war es ganz natürlich, daß sie befreite und erhob, was ihren Vater in engen Schranken festgehalten hatte.

Ihre sichtliche Zufriedenheit, ihre glückliche Heiterkeit, welche ihr in dem Schlosse Freunde machten, beunruhigten die Eltern. Hulda schien es völlig zu ver-

gessen, daß der Aufenthalt der Herrschaften nicht ewig währen, daß die Herrlichkeiten, deren sie sich freute, bald zu Ende gehen würden. Selbst die Leichtigkeit, mit welcher sie das Uebelwollen von Mamsell Ulrike trug, seit sie sich nicht mehr in dem Bereiche ihrer Grillen fühlte, wollte und konnte den Eltern nicht gefallen, denn sie hatten dasselbe zu entgelten; dennoch wagten sie aus Unterordnung unter den Willen der Gräfin es nicht die Tochter ohneweiters in ihr Haus zurückzunehmen; aber beide Eltern sahen es als ihre Pflicht an, sie mit ernsten Ermahnungen unabläßig an die Enge ihres Vaterhauses und an ihre beschränkten Aussichten für die Zukunft mahnend zu erinnern. Was konnte das in dem Sinne des lebhaft in die Ferne strebenden und ohne sein Zuthun zu freier Entfaltung angeregten Mädchens aber fruchten, als daß es dieses scheu vor dem Besuche im Vaterhause und ihm das Schloß und seine Bewohner nur noch werther machte.

Wenn Hulda liebevoll und freudig zu ihren Eltern hingekommen war, schied sie von denselben fast immer entmuthigt und mit schweren Sorgen. Hatte sie dieselben am Sonntage nicht besuchen können, so dachte sie die Woche hindurch stets daran, daß dies den Eltern unlieb sein, daß es ihr Tadel zuziehen werde, und weil es sie so unglücklich machte, sich nicht wie sonst der unbedingten Zufriedenheit ihrer Eltern versichert zu wissen, hatte sie bisweilen, wenn man ihrer im Schlosse gerade nicht bedurfte, die Erlaubniß erbeten

und erhalten, einen der Wochentage bei den Eltern zuzubringen.

Von einem solchen Besuche kehrte sie an einem Nachmittage heim. Die Eltern Beide waren eine Strecke mit ihr gegangen und hatten ihr noch auf dem Wege in einer Weise ermahnend zugesprochen, die sie nicht zu verdienen glaubte. Ehrerbietig schweigend hatte sie sich in ihrem Herzen dennoch gegen die Vorstellungen der Eltern aufgelehnt, aber in dem Augenblicke, als sie von ihr geschieden waren, als sie sich nach ihnen umwendete und wieder umwendete und die theuren Gestalten ihrem Auge fern und ferner zu entschwinden begannen, hatte sich ihrer eine bittere Reue über ihre innere Widerspenstigkeit bemächtigt. Sie hatte sich kaum enthalten können, ihnen nachzueilen, um ihnen noch einmal um den Hals zu fallen und ihre Verzeihung zu erbitten. Man war jedoch zufällig an diesem Nachmittage später als gewöhnlich aus der Pfarre aufgebrochen, der Abend sank also bereits hernieder, und der letzte Theil des Weges, den Hulda zurückzulegen hatte, ging durch den dichtbewaldeten Theil des Schloßgartens, in dem es immer früher dunkel wurde. Dazu hingen heute die dicken grauen Wolken bei der Windstille tief und bewegungslos hernieder; trotz der späten Jahreszeit war es noch sehr schwül und Hulda fühlte sich davon beklommen und gedrückt.

Als sie an das Gehege des Parkes kam, fing es zu regnen an. Sie schlug ihr Tuch über den Kopf und beschleunigte den Schritt. Aber es wurde dunkler und dunkler, und sie sah den Ausgang des Waldes

immer noch nicht vor sich. Von den breiten Aesten der alten Tannen tropfte der Regen nieder, die anderen Bäume hatten ihr Laub schon abgeworfen. Das Laub war trocken. Es raschelte unheimlich unter ihren Füßen. Alle Augenblicke meinte sie, daß Jemand käme, daß irgend etwas ihr begegnen würde. Sie sah sich ängstlich nach allen Seiten um; und wenn sie dann Nichts, gar Nichts, erblickte, als die tiefe, graue, Alles mehr und mehr in ihre Schatten verhüllende Nacht, so wurde ihr nur noch banger und sie ging endlich rastlos vorwärts, ohne einen Blick nach rechts oder nach links zu wagen. Mit einemmale fuhr sie auf.

Wie aus der Erde gewachsen, stand des Fürsten Kammerdiener neben ihr. Er hatte sich einen freien Nachmittag erbeten, um auch einmal auf die Jagd zu gehen; denn obschon das nicht seines Amtes war, war er doch ein guter Schütze, und nebenher sozusagen des Fürsten rechte Hand, dessen Milchbruder er war. Der Fürst setzte um dessetwillen ein besonderes Vertrauen in ihn, und hatte ihm immer eine bevorzugte Stellung in seinem Haushalt zuerkannt. Es war auch für seine Erziehung allerdings weit mehr geschehen, als sonst für einen Diener zu geschehen pflegte. Er war mit der Feder wohlbewandert, wußte sich sehr gut zu betragen und machte auf Reisen oder wenn es sonst nöthig war, selbst des Fürsten Sekretär, so daß die Dienerschaft im Schlosse ihm höflich diesen Titel gab, wenn sie vielleicht im Geheimen auch anders von ihm sprach.

Hulda erschrak, wie sie den Kammerdiener des Fürsten so unerwartet neben sich erblickte. Er lachte über dies Erschrecken. So schreckhaft? Und doch so spät und so allein, Mamsell Hulda? Wo kommen Sie denn her?" fragte er, und es fiel ihr unangenehm auf, daß er sie nicht mit ihres Vaters Namen ansprach, wie er es im Schlosse stets gethan hatte, wenn er ihr in den Zimmern einmal einen Auftrag übermitteln mußte. Sie sagte, daß sie bei ihren Eltern gewesen sei und ihren Rückweg leider zu spät angetreten habe.

„Das ist kein Unglück, darüber machen Sie sich keine Sorge!" meinte er. „Man muß die Herrschaften durchaus nicht mit seiner Pünktlichkeit verwöhnen; sie werden dann immer nur noch anspruchsvoller und denken zuletzt, daß man eine Maschine sei, die gar keine eigenen Gedanken und Geschäfte habe. Sie werden das schon lernen, wenn Sie erst ganz in unserem Hause sein werden."

Hulda verstand nicht, was er damit sagen wollte, aber da sein vertraulicher Ton sie belästigte, gab sie ihm keine Antwort, sondern ging raschen Schrittes vorwärts, um so bald als möglich seiner Gesellschaft ledig zu werden. Das schreckte ihn indessen keineswegs ab.

„Ich sehe wohl," sagte er, „Sie finden meine Denkungsart nicht in der Ordnung. Im Herrendienste ist es aber anders als im Vaterhause, und wenn man es nicht dahin bringen kann, als Herr mit stolzem Selbstbewußtsein sich und seinen edelen Ueberzeugungen

und Neigungen zu leben, so muß man sich entschließen, zu sehen, wie man sich als Dienender behaupten, und doch dabei für sich noch ein Stückchen menschlicher Freiheit herausschlagen kann. Freilich, so lange mit mir Milchbruder vorgestellt und Spielkamerad aufgeführt wurde, war ich auch sehr edel, sehr pflichttreu, und wer weiß was sonst noch Alles! Seit ich aber die hohe Ehre genieße, meines fürstlichen Herrn Milchbruders Kammerdiener zu sein, habe ich darin allmälig nachzulassen gehabt. Man muß durchaus nicht edler sein wollen als sein Stand. Ich thue als Diener meine Schuldigkeit, im Uebrigen sorge ich für mich. und weil sie gerade so wie ich daran sind, und mir auch so voll guten Glaubens zu sein scheinen, wie ich es einst gewesen bin, Mamsell Hulda, so thun Sie mir in Wahrheit leid. Ich mein' es auf Ehre gut mit Ihnen, denn mir könnte es ja nur lieb sein, wenn Sie mit uns kämen. Aber Sie sind guter Leute Kind, sind jung und schön; also sehen Sie sich vor und besinnen Sie sich zweimal, ehe Sie sich entschließen."

Hulda wußte sich keinen Rath. Der Gedanke, sich mit diesem ihr fremden, zur Dienerschaft gehörenden Manne in der Einsamkeit und in der von ihm angeschlagenen Weise in Erörterungen über ihre Zukunft einlassen zu sollen, widerstrebte ihr je länger umsomehr. Seine Andeutungen und Ermahnungen mußten sich jedoch auf irgend Etwas gründen, er mußte von den Absichten, welche die Herrschaft über sie hegte, mehr wissen, als man ihr gesagt hatte, und sie entschloß sich also endlich zu der Erklärung, wie nie

davon die Rede gewesen sei, daß sie ihre Eltern verlassen, oder daß die Herrschaften sie mit sich nehmen würden.

„Sie wissen noch Nichts davon?“ fragte der Sekretär; „nun, dann werden Sie wohl so ziemlich die Einzige in dem ganzen Schlosse sein, die es noch nicht weiß, daß der Fürst von Ihrer Schönheit ganz bezaubert ist und daß er es ist, der die Comtesse auf den Gedanken gebracht hat, Sie zu ihrer persönlichen Bedienung mit sich zu nehmen. Wissen Sie es wirklich nicht, daß Sie nur des Anlernens wegen zu der Engländerin gegeben sind? daß Sie nur darum so oft in das Schloß gerufen werden, damit Sie sich gehörig in alle die Dienste einarbeiten, die Sie für die Comtesse zu leisten haben werden? Ob man nicht nebenher noch vielleicht andere gute Dienste von Ihnen fordern wird, das wird sich dann wohl später zeigen. Aber so viel weiß ich, und das werden Sie sich wohl auch selber sagen: Kammerjungfern oder Gesellschafterinnen — denn das läuft ja Alles ganz auf Eins hinaus — mit einem Worte, schöne Frauenzimmer, die der Mann bewundert, haben auf die Gunst der Frau nicht lange Rechnung; und wenn Sie nicht einen guten Freund in Ihrer Nähe haben, Mamsell Hulda, auf den Verlaß ist, so wird es mit Ihnen auch nicht lange gehen. Das sage ich Ihnen schon im Voraus und das können Sie mir glauben.“

Jedes seiner Worte war für Hulda wie ein Stich durch's Herz. Was sie verstand und was der Sekretär sie in arglistiger Vertraulichkeit errathen lassen wollte,

erschreckte und empörte sie. Niemals waren auch nur ähnliche Dinge in ihrer Gegenwart besprochen, niemals solche Gedanken in ihr rege geworden. Es fehlte ihr daher die Möglichkeit, sich gegen diese Mittheilungen zu verwahren, oder nur zu sagen, wie sie sich davon beleidigt fühlte. Sie schwieg und machte es sich doch zum Vorwurfe, daß sie es that. Sie suchte nach einem Worte der Abwehr und konnte es nicht finden, weil sie unwillkürlich mit gespannter Angst der Rede ihres Begleiters folgen mußte, die ebenso wie der Regen, der stark und stärker geworden war, auf sie hernieder fiel. Sie konnte sich gegen denselben auch nicht anders schützen, als indem sie so schnell als möglich die Lichtung des Parkes und den Gartenflügel des Schlosses zu erreichen strebte, in welchem sie bei Miß Kenney ihre Wohnung hatte.

Als sie nur erst das Licht aus den Fenstern der Gärtnerwohnung schimmern sah, an welche die ihre anstieß, kam sie sich wie geborgen vor. Aber in dem Augenblicke, in welchem sie den Fuß auf die Schwelle setzte und nach dem Drücker der kleinen Thüre faßte, trat der Sekretär ihr näher, ergriff ihre Hand und sagte: „Ich sehe an Ihrem Erschrecken, daß meine ehrliche Warnung bei Ihnen auf den rechten Boden gefallen ist. Die Augen gehen bei so Etwas freilich auch dem Stärksten über, und man kann nicht gleich deutlich sehen, wenn man im Dunklen gesessen hat und plötzlich in ein helles Licht gebracht wird. Ueberlegen Sie sich die Sache also, Mamsell Hulda, und wenn Sie einmal um Rath verlegen sind, so bin ich da. Rath giebt es

für Alles in der Welt! Wollen Sie mit uns kommen, so sagen Sie es mir. Ich für mein Theil könnte es nur wünschen. Es sind am Ende auch Mittelchen und Wege da, auf denen es Ihnen, so wie mir zum Besten dienen könnte, wenn Sie mit uns kämen, und wenn Sie so viel freundlichen Antheil an mir nehmen wollten, als ich an Ihnen, schöne Hulda!"

Sie hatte sich gleich von ihm loszumachen gestrebt, er hatte sie aber bei den Händen festgehalten, und zu rufen hatte sie nicht gewagt, weil sie um keinen Preis mit ihm gesehen werden mochte. Wie er jedoch bei seinen letzten Worten ihre Hand an seine Lippen ziehen und sie umfassen wollte, stieß sie ihn mit einem leisen Aufschrei von sich fort, drückte die Thüre auf und eilte in das Haus.

Indeß bei der tiefen Stille hatte trotz des niederfallenden Regens die Gärtnersfrau, die in der Hinterstube beschäftigt gewesen war, den leisen Schrei und das heftige Oeffnen der Hausthüre gehört. Sie kam mit dem Lichte in der Hand, zu sehen, was es gäbe. Hulda entgegnete, sie sei schnell gegangen, weil der Regen sie überrascht habe. Zuletzt sei sie gelaufen und vor der Schwelle ausgeglitten. Als sie das schwer durchnäßte Tuch zurückschlug, das ihr Haupt bedeckte, fiel der Frau ihr ganz verstörtes Aussehen auf. Sie wollte ihr helfen, rasch die nassen Kleider abzulegen, wollte sie zum Trocknen aufhängen, indeß Hulda wies all ihre Dienste ab. Sie schämte sich vor ihr, als könne die Frau ihr ansehen, daß sie die Unwahrheit gesprochen

habe, und was ihr widerfahren sei. Sie wollte nur allein sein! Sie wollte nur je eher je lieber in ihr stilles Vaterhaus zurück, um sich in Einsamkeit und in Gebet, die Seele rein zu baden von den Eindrücken, die sie eben jetzt empfangen hatte.

Vierzehntes Capitel.

Miß Kenney war noch nicht zu Hause. Sie pflegte, wenn die Gräfin nicht anderweit beschäftigt war, immer gegen den Abend zu ihr hinüberzugehen, und je nach den Wünschen derselben in dem Schlosse zu bleiben oder sich zurückzuziehen.

Weil es durch den Regen in den Stuben des tief gelegenen Erdgeschosses kühl und feucht war, hatte die Gärtnersfrau, welche Miß Kenney zu bedienen hatte, ein Feuer angezündet, die beiden Lichter auf den Tisch gestellt und sich danach entfernt. Wie dann Hulda sich umgekleidet hatte und sich allein fand, überfiel sie eine wahre Herzensangst.

Sie nahm das Licht und leuchtete in den beiden kleinen Stuben rund umher. Sie öffnete die Thüren der Schränke, sie schob, obschon sie es selber kindisch und unvernünftig nannte, die Vorhänge an den Fenstern zurück, sie schloß die Laden an der Hinterstube und hätte auch gerne die an der vorderen Seite zugemacht, hätte man sie nicht immer offen gelassen, bis das alte Fräulein von dem Schlosse zurückgekommen war. Jedes Gefühl des Behagens, ja der einfachsten

Sicherheit war von Hulda gewichen, sie war in einer Aufregung, die ihr keine Ruhe ließ.

Um sich zu beschwichtigen, nahm sie eine Stickerei zur Hand. Miß Kenney hatte dieselbe zu einem Hochzeitsgeschenke für Clarisse bestimmt, Hulda sollte ihr bei deren Vollendung behilflich sein. Indeß die Geängstete vermochte nicht zu nähen. Sie kam nicht von der Stelle. Sie verzählte die Stiche, sie versah es in den Farben über dem Gedanken, wem sie es sagen sollte, daß sie nicht im Schlosse bleiben könne. Am liebsten hätte sie es den Eltern unumwunden angezeigt, was ihr geboten worden war; aber sie hatten sie Beide so ernst verwarnt, besonders die Mutter hatte es ihr so nachdrücklich vorgehalten, daß ihr, einem Mädchen aus guter Familie, des Pfarrers Tochter, keine Kränkung widerfahren könne, wenn ihr Betragen nicht dazu den Anlaß gäbe, daß sie trotz ihres guten Bewußtseins sich vor ihrem Tadel fürchtete. Sich an die junge Gräfin oder an die Gräfin-Mutter zu wenden und ihnen zu sagen, daß sie sich nach Hause sehne, schien ihr ebenso unthunlich. Ihre bisherige heitere Zufriedenheit mußte die Unwahrheit solchen Vorgebens ohne weiteres enthüllen; und wenn ihr Baron Emanuel auch angeboten hatte, sie in Schutz zu nehmen, gerade in diesem Falle konnte er ihr nicht helfen, weil ihm zu bekennen, was sie eben jetzt erlitten hatte, vollends ganz unmöglich war. Es blieb also Niemand als Miß Kenney übrig, und eben heute ließ die Kenney auf sich warten, und mit jeder Viertelstunde wuchsen Hulda's Ungeduld und Pein.

Sie war schon zu verschiedenenmalen an das Fenster getreten und hatte auf den Weg hinausgesehen. Der Abend war sehr dunkel, das Licht in der kleinen Handlaterne, mit welcher Miß Kenney sich vom Schlosse in ihre Wohnung hinüber zu leuchten pflegte, wollte sich nicht blicken lassen. Hulda mußte zusehen, wie sie sich über das Alleinsein und das lange Warten forthalf. Glücklicherweise fiel es ihr ein, daß der Vater ihr ein paar neue Uebersetzungen von lithauischen Liedern mitgegeben hatte, die sie für den Baron in das Reine schreiben sollte, und weil dies in jedem Falle gethan werden mußte, ehe sie das Schloß verließ, wollte sie es lieber gleich besorgen. Es war aber wirklich, als sollte ihr heute Alles schwer und Alles nur zum Schmerze werden; als hätten die Lieder, die sie wer weiß wie oft von ihrer Mutter hatte singen hören und die sie selbst von Kindheit an in voller Seelenheiterkeit gesungen hatte, sich mit einemmal verwandelt.

Wie ein altvertrautes Wiegenlied, fast bedeutungslos waren die Verse:

> Fröhlich in der vielgeliebten Heimat,
> Eine rothe Preiselbeere, sproßt' ich;
> In der Fremde liebeleerem Lufthauch,
> Weh, zu welkem Birkenlaube werd' ich!

von Kindheit auf an ihrem Ohre hingeglitten; jetzt, da sie sie niederschreiben sollte, gingen sie ihr tief zu Herzen. Ehe sie es hindern konnte, fielen ein paar Thränen, die letzten Worte verlöschend, auf das Blatt, und da die Jugend es liebt, sich in ihrem Schmerze

zu steigern, weil der Schmerz sie noch wie alles Neue reizt, gefiel sie sich darin, sich den Abstand ihres früheren und ihres gegenwärtigen Zustandes in grellstem Gegensatze auszumalen, bis die Vorstellung, wie es ihr sein werde, wenn sie nicht mehr in diesen hübschen Stuben wohnen, nicht mehr die Personen sehen und sprechen werde, die sie Alle so gütig behandelt hatten und die ihr Alle, Alle so werth geworden waren, die Oberhand über sie gewann und sie zu neuen Thränen rührte.

In dem Augenblicke hörte sie Schritte draußen vor der Schwelle vor dem Hause. Sie stand auf, trocknete rasch die Augen und öffnete die Stubenthüre, um ihrer Beschützerin sogleich zur Hand zu sein. Statt der Erwarteten stand jedoch Baron Emanuel vor ihr, und den leichten Mantel von sich werfend, den er des Regens wegen umgenommen hatte, sagte er: „Machen Sie die Thüre zu, damit Miß Kenney keinen Luftzug fühlt; ich trete augenblicklich ein!“

Hulda, die das unvorhergesehene Kommen des Barons sehr überraschte, denn er war noch niemals am Abende bei ihnen gewesen, bemerkte, daß Miß Kenney noch nicht vom Schlosse heimgekommen sei.

„Wäre ich denn zu früh gekommen?“ fragte der Baron, indem er, eintretend, die Uhr herauszog. „Sie hatte mir gesagt, sie würde um sieben Uhr zu Hause sein, und ich wollte einige Briefe von meiner Mutter und verschiedene kleine Aufzeichnungen derselben, die sich auf uns und unsere Erziehung beziehen, bei ihr einsehen.“

Er setzte sich auf den Lehnstuhl neben dem Tische nieder, der vor dem Sopha stand, und wie er nun im Lichte zu Hulda hinüberblickte, die an dem Tische stehen geblieben war, fiel ihm die Thränenspur an ihren Augen und der Ausdruck ihrer Mienen auf. Sie bemerkte, daß er sie beobachtete und wendete sich von ihm ab. Aber er ließ es nicht dabei bewenden.

„Fehlt Ihnen Etwas?“ fragte er. Sie verneinte es, indeß sie beruhigte ihn damit nicht.

„Mir kommt vor,“ meinte er, „ich hätte Sie lange nicht gesehen. Sie waren heute und gestern nicht im Schlosse?“

„Miß Kenney war gestern leidend!“ bedeutete sie.

„Und heute?“ fragte er.

„Heute bin ich bei den Eltern gewesen!“ gab sie ihm zur Antwort.

Er erkundigte sich nach dem Ergehen des Vaters, sie gab befriedigenden Bescheid, aber weil ihr das Herz so schwer war, fielen ihre Antworten so kurz und so befangen aus, daß es Emanuel befremden mußte. Er neigte sich zu ihr, sah ihr mit dem Wohlwollen, das er ihr stets bewiesen hatte, voll und freundlich in das Auge und fragte: „Haben Sie einen Verdruß gehabt? Hat Mamsell Ulrike Sie gekränkt? Denn geschehen ist Ihnen Etwas. Ich kenne Sie gar nicht wieder. Wo haben Sie denn heute Ihre fröhliche Stimme und Ihre hellen Augen, liebes Kind?“

Sie schwankte, schien ihm Etwas sagen zu wollen, unterdrückte es dann gewaltsam, und weil ihr das so

schwer ankam, setzte sie sich nieder und stützte ihre Stirne auf die Hand.

So hatte Emanuel sie nie gesehen. Er wußte nicht, was er von ihr denken sollte und trug doch Scheu, noch weiter in sie zu dringen, weil seine Fragen ihre traurige Befangenheit gesteigert hatten. Er erhob sich von seinem Sessel, und über sie gebeugt, auf das Blatt herniedersehend, an dem sie geschrieben hatte, sagte er, um ihr zu Hilfe zu kommen: „Oh, Sie waren für mich beschäftigt? Dafür bin ich Ihnen dankbar.“ Er nahm dabei das Blatt zur Hand und las die Verse laut.

„Wie einfach und wie schön ist das im Ausdruck und in dem Heranziehen der nächstliegenden Vergleiche!“ bemerkte er, indem er die Verse noch einmal wiederholte. „Wenn die Melodie dem Worte entspricht, ist das wirklich ein Muster von einem Volksliedchen. Hat Ihr Vater mir die Melodie vielleicht auch aufgeschrieben?“

Sie verneinte es; da sie aber sagte, daß sie sie kenne und daß die Melodie sehr weich und traurig sei, verlangte er sie zu hören, und ging selbst nach der Ecke, in welcher Hulda's Guitarre an der Wand hing, um sie ihr zu reichen.

Es kam ihr schwer an, eben jetzt und eben dies Liedchen singen zu sollen, das sie heute selbst so sehr gerührt hatte, doch gab sie der Forderung des Barons in der Gewohnheit des Gehorsams nach, und nachdem sie mit leichter Hand den Saiten ein paar Akkorde

zur Einleitung entlockt hatte, sang sie ihm das kleine Lied. Indeß die Gemüthsbewegung, die sie bis dahin zu unterdrücken getrachtet, ließ sich, nun sie derselben in Tönen wider ihren Willen den rechten Ausdruck geben mußte, länger nicht bemeistern. Ihre Stimme zitterte, ihr ganzer Kummer — und der erste Kummer eines jungen Herzens ist immer leidenschaftlicher und tiefer, als sein Anlaß es erfordert — klang aus den Tönen wieder. Emanuel, völlig hingerissen von dem Liede und von ihrem Vortrage, wollte ihr eben mit wahrer Künstlerfreude seine Bewunderung aussprechen, da legte sie die Guitarre fort, und rasch aufstehend, wollte sie sich in die andere Stube flüchten.

Er vertrat ihr den Weg, um sie zurückzuhalten. Er wußte sich ihr Betragen nicht zu deuten, und trotz seiner Welterfahrenheit fühlte er sich nicht frei wie sonst. Es lag in der völligen Natürlichkeit, in der jungfräulichen Verschlossenheit des Mädchens immer ein Zug von Leidenschaft verborgen, der, wenn er einmal hervorbrach, ihn überwältigte und hinriß. Hulda war ihm immer schon wie die verkörperte Volkspoesie erschienen. Ihr ganzes Wesen stimmte für sein Empfinden mit ihrer eigenartigen Schönheit vollkommen zusammen, und alle Jugendschöne erfreute ihn doppelt, weil er die seinige einst so schwer verschmerzen lernen. Dabei konnte er sich jenes Mitleides nicht entschlagen, das er mit Hulda von Anfang an gefühlt hatte, seit die Gräfin sie aus dem Elternhause fortgenommen, und unwillkürlich seinem Gedanken Worte gebend, sagte er: „Sie gehören nun einmal nicht hieher.“

Das war mehr, als sie ertragen konnte. „Nein, nein!" rief sie, indem sie sich niedersetzte und ihr Gesicht mit den Händen verhüllte. „Ich muß auch fort, ich muß zu meinen Eltern! Morgen! morgen gleich! Und Sie, ach Sie werden wohl so gut sein und es der Frau Gräfin sagen?" Sie brachte weiter Nichts hervor.

„Aber was denn? Was soll ich meiner Schwester sagen?"

„Daß ich nach Hause muß!" sagte sie kaum vernehmbar.

Er schüttelte in schweigender Besorgniß das Haupt. „Wenn Sie nur Vertrauen zu mir hätten!" sprach er nach einer Weile und fügte dann hinzu: „Wie kann ich Ihnen helfen, wenn ich nicht einmal weiß, was Sie so quält?" Er hatte ihre Hand ergriffen und mit der anderen Hand ihren Kopf leise emporgehoben. Wie er sie so ansah, wie sie die schönen, kummervollen Augen auf ihn richtete, wallte ihm das Herz von einer Zärtlichkeit auf, die er nie empfunden hatte, und sich zu ihr niederbeugend, küßte er ihre Stirne.

In dem Augenblicke trat Miß Kenney in die Stube. „Ich habe Sie ohne mein Verschulden warten lassen, Herr Baron!" sagte sie; aber als sie Hulda in der Ecke an der Thüre des Nebenzimmers sitzen sah, als sie ihre Aufregung, und die Bewegung Emanuels gewahrte, hielt sie inne. Sie war zu vorsichtig, um eine Frage thun zu wollen, auf welche sie die Antwort nicht zu hören, oder doch wenig-

stens nicht jetzt zu hören wünschte; und Emanuel kam ihr zuvor.

„Wie gut, daß Sie nur endlich kommen!“ rie er mit einer Wahrhaftigkeit, die ihre Besorgniß schnell verscheuchte. „Ich habe Sie schon lange und mit Ungeduld erwartet. Dem armen Mädchen muß irgend Etwas zugestoßen sein, und ich konnte mich nicht entschließen, es sich selber zu überlassen. Nun, Sie werden ja erfahren, was es ist, und besser zu helfen verstehen, als ich in meiner Unbehilflichkeit.“

Er lächelte dabei, gab der alten Freundin die Hand, sprach Hulda noch freundlich zu, und sagte im Hinausgehen: „Wegen der Briefe meiner Mutter komme ich morgen wieder, und dann höre ich auch wohl von Ihnen, liebe Kenney, was hier geschehen ist, und ob und wie man helfen kann.

Fünfzehntes Capitel.

Die Gräfin hatte sich in den letzten Tagen nicht ganz wohl befunden und deßhalb den Vormittag in ihren Zimmern zugebracht, zu denen in solchen Zeiten außer ihrer alten Gouvernante, deren rücksichtsvoller Bescheidenheit sie sicher war, Niemand Zutritt hatte den sie nicht zu sich fordern ließ.

Miß Kenney war an dem Morgen zeitiger gekommen, als sie pflegte, und hatte, mit aller nöthigen Rücksicht auf den Charakter der Gräfin und auf alle obwaltenden Verhältnisse, derselben Mittheilung von den Vorgängen gemacht, die sich am verwichenen Abende zugetragen hatten.

Die Gräfin hörte ihr zu, ohne sie auch nur mit einem Worte oder mit einem Zeichen der Mißbilligung zu unterbrechen; aber noch ehe die Kenney Zeit gewann, die Frage aufzuwerfen, ob die Gräfin es gerathen finde, dem Verlangen Hulda's nachzugeben, die sogleich zu den Eltern zurückzukehren wünsche, rief sie: „Ich habe mich also doch in dem Menschen nicht getäuscht! Er hat etwas Lauerndes in seinen Mienen, etwas Zweideutiges in seinem ganzen Betragen; er

war mir vom Anfang an verdächtig. Dieser Michael muß fort! — Nicht als ob ich Etwas von Demjenigen glaubte, was er seinem Herrn anzudichten sich unterfängt!“ fügte sie ebenso schnell hinzu. „Der Fürst liebt Clarisse und ist ein Ehrenmann. Er weiß, was er seinem Hause und seiner Ehre schuldig ist, und es kommt kein Zweifel in mir gegen ihn auf. Indeß, wenn schon Jugendfreunde an und für sich eine bedenkliche Zugabe für eine junge Ehe sind, so ist es ein solches Mittelding von Freund und Diener doppelt; und dieser hat obenein mehr von einem Scapin in sich, als für den Frieden eines Hauses gut ist. Die Böswilligkeit eines solchen Dieners findet immer die Möglichkeit, zu schaden, weil sie alle Wege und Hinterthüren kennt. Er muß fort, gleich in den nächsten Tagen, und zwar für immer fort.“

Miß Kenney war der nämlichen Ansicht. „Und“, meinte sie, „die Stellung, welche das Brautpaar in einem künftigen Haushalte Hulda einzuräumen gedenkt, hat auch etwas Gefährliches für alle Theile.“

Die Gräfin sah sie verwundert an. „Du hast doch nicht geglaubt, daß ich ernsthaft daran denke, sie Clarissen mitzugeben?“ fragte sie.

„Durchlaucht und die Comtesse haben aber mit mir sehr ausführlich und sehr ernsthaft davon gesprochen,“ bemerkte die Gouvernante.

„Clarisse war immer ernsthaft in allem ihrem Spiel und wurde desselben doch leicht überdrüssig, wenn man sie darin nicht störte,“ entgegnete die Gräfin. „Das weißt Du so gut als ich. Und der Fürst? —

Er hat jetzt nur Ein Verlangen — Clarissens Besitz. Weil er sie begehrt, nimmt er jeden Einfall, jeden Wunsch von ihr als einen Theil ihres Wesens in sich auf und macht sie zu den seinen; und ich bin weit davon entfernt, dies irgendwie zu stören. Mitgehen aber soll Hulda nicht mit ihnen. Sie bleibt in Deiner Obhut, und sie bleibt zunächst im Schlosse, damit man sich nicht etwa fragt, weshalb wir sie, die wir eben erst bei uns aufgenommen haben, wieder von uns thun müssen."

Die sichere Festigkeit der Gräfin war für ihre alte Gouvernante stets der Gegenstand einer stolzen Bewunderung, und Einsprache gegen sie zu thun, war überhaupt nicht ihre Art. Indeß, sie schien diesmal doch noch Etwas auf dem Herzen zu haben, das sie nicht ohne weiters zu sagen und doch anzubringen wünschte.

Die Gräfin hatte sich erhoben und war an ihren Schreibtisch gegangen. Da ihre alte Freundin sich nicht entfernte, wendete sie sich nach ihr um. „Wünschest Du noch Etwas, meine Liebe," fragte sie, „oder worauf wartest Du?"

„Ich stehe noch hier," entgegnete Miß Kenney, „weil ich nicht einig mit mir bin, ob ich besser thue, zu sprechen oder zu schweigen."

Die Gräfin sah sie mit ihren klaren Augen prüfend an.

„Ich dächte," versetzte sie darauf, Du und ich kennten einander lang genug, um Dir darüber keinen Zweifel zu lassen. Ist es Etwas, was ich wissen muß,

so sage mir auch das Verdrießliche und grad heraus. Ist es Etwas, was ohne mich, was durch Dich oder durch Andere ausgeglichen werden kann, so laß mich aus dem Spiele."

„Es ist nur eine Vermuthung, die ich hege und die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte, weil Sie mich doch vielleicht früher oder später dafür verantwortlich machen könnten," sagte Miß Kenney; und noch leiser sprechend, als sie es ohnehin zu thun pflegte, fügte sie hinzu: „Ich glaube, Baron Emanuel hat mehr als eine gewöhnliche Theilnahme für Hulda."

Es glitt ein Lächeln über die ernsten Züge der Gräfin. „Ich habe auch bemerkt," versetzte sie, „daß mein Bruder sehr freundlich mit ihr verkehrt, daß er sie viel betrachtet, aber wir dürfen ihn wohl gewähren lassen. Bei seiner Denkungsart, bei dem Entschlusse, den er leider für sich und seine Zukunft gefaßt hat, bei der Kälte, welche er manch freundlichem Entgegenkommen von Frauen bisher entgegensetzte — mit einer Art von Eigensinn entgegensetzte — ist es ja recht gut und ihm zu gönnen, daß seine Phantasie ihm auch einmal das Herz erwärmt, es vielleicht aufthaut; und wir bleiben ohnehin nicht lange mehr hier." — Damit wollte sie ihre alte Freundin entlassen, als diese jedoch schon in der Thüre stand, rief sie dieselbe noch einmal zurück.

„Daß aber in dem Mädchen keine Einbildungen aufkommen!" sagte sie mit Strenge. „Erinnere sie stets daran, daß ihres Bleibens unter uns nicht ist, welche andere Andeutungen Clarisse ihr vielleicht auch

machte oder machen könnte.“ — Sie hielt einen Augenblick inne und setzte dann hinzu: „Ich habe einmal selbst daran gedacht, sie uns später vielleicht dienstbar heranzuziehen, aber sie ist dazu zu schön. Sie fällt den Männern auf, sie beachten sie schon jetzt zu sehr; und Clarissens Vorliebe für sie würde das Uebel ärger machen. Sie bleibt also am besten, wo sie ist. So lange ihre Eltern leben, ist das ja auch der ihr vom Geschicke zugewiesene Platz, wenn sich nicht eine Heirat für sie findet. Zunächst also behälst Du sie bei Dir. Es wäre, wie ich schon gesagt, sehr ungeschickt, sie plötzlich zu entfernen. Sie muß es lernen, vorsichtiger zu werden — sie und auch die Eltern. Gieb ihr und ihnen dieses zu verstehen.“ — Dann aber, als käme ihr plötzlich noch ein Gedanke, sprach sie: „Hast Du mir nicht gesagt, mein Bruder habe heute zu Dir kommen wollen, die Briefe unserer Mutter bei Dir einzusehen und sich zu erkundigen, was dem Mädchen gestern zugestoßen sei?“

Die Kenney bestätigte ihr dies. „Nun gut!“ versetzte die Gräfin, „so gehe gleich hinüber, schicke ihm die Briefe und theile ihm dabei schriftlich mit, was ich von Dir erfahren habe. Lass' ihn jedoch nicht ahnen, daß ich darum weiß. Er ist ein Freund des Fürsten, hat ihn seinerzeit zu uns geführt und Severin gibt viel auf meines Bruders Urtheil. Mache Emanuel aufmerksam auf die Gefahren, welche ein Diener wie Michael einer jungen Ehe bringen kann. Sage ihm in Deinem Namen Alles, was Du als meine Ansicht von mir hörtest. Du kannst das um so eher thun,

da ich Hulda Dir übergeben habe und Du mir, wie den Eltern, für sie einzustehen hast. Füge hinzu, daß Du ihn in das Vertrauen zögest, um mir einen unangenehmen Eindruck zu ersparen. Ich wünsche der Angelegenheit fern zu bleiben, die wir am besten den beiden Männern überlassen."

„Sie dankte darauf der Greisin, und es war nicht das erste Mal, daß die Treue sich eines solchen geheimen Auftrages zu entledigen hatte. Sie hatte, so oft es geschehen war, eine Genugthuung darin empfunden; denn auszugleichen, zurechtzulegen, um Zusammenstöße zu vermeiden, das hieß recht eigentlich in ihrem Sinne handeln, und wie sehr sie auch in den Ansichten der Gräfin aufging, wie auch das Wohlergehen des gräflichen Hauses und der beiden gräflichen Frauen den Mittelpunkt aller ihrer Gedanken bildete, so hatte sie auch ihr bescheiden Theil von Selbstsucht, und hatte der eignen Jugend und der Erfahrungen nicht vergessen, welche sie in ihrer Dienstbarkeit gemacht hatte.

Hulda war ihr lieb und werth geworden. Sie neben sich zu behalten, sie zu fördern, zu beschützen, war der guten Seele jetzt eine Herzensangelegenheit, und sie kannte den Ton, den sie Emanuel gegenüber anzuschlagen hatte, als sie sich zum Schreiben niedersetzte.

Sechszehntes Capitel.

Die Männer hatten eben in dem großen Saale des Erdgeschosses die Billard-Partie beendet, die sie nach der Tafel zu spielen pflegten, und wollten sich bei der hereinbrechenden Dunkelheit für ein paar Stunden in ihre Zimmer zurückziehen, als man Emanuel einen Brief überbrachte. Da es nicht der Posttag war, bemerkte der Fürst es als etwas Besonderes; Emanuel jedoch, der die Handschrift kannte und nach dem Umfange des Briefes den Inhalt errathen zu können glaubte, steckte ihn ruhig ein. Man stieg gemeinsam plaudernd die Treppe hinauf und trennte sich erst oben in dem Korridor.

In seinem Zimmer angelangt, eröffnete Emanuel das Päckchen, und kaum hatte er die Augen auf Miß Kenney's Schreiben geworfen und Hulda's Namen in demselben bemerkt, als er die vergilbten Blätter von seiner Mutter Handschrift schnell zur Seite legte, um den Brief der Kenney zu durchfliegen.

„Das also war es!" rief er, zornig mit dem Fuße aufstampfend; „da muß Hilfe geschafft werden nach beiden Seiten hin, und zwar sogleich!" Und ohne

sich weiter aufzuhalten, schritt er eilig durch das kleine Vorgemach, welches seine Zimmer von denen des Fürsten trennte, klopfte an dessen Thüre und meldete sich selber an.

Es war noch dunkel in dem Gemache, nur in dem anstoßenden Schlafzimmer standen die Kerzen bereits angezündet, der Kammerdiener war in demselben beschäftigt. Als der Fürst die Stimme des Barons vernahm, erhob er sich, ihm entgegenzugehen, und befahl Michael, die Lichter zu bringen. Da man im Schlosse darauf hielt, einander in den Stunden, welche nicht dem Beisammensein gewidmet waren, nicht zu stören, entschuldigte Emanuel sein Kommen. „Es ist obenein ein ärgerlicher Vorfall," sagte er, „der mich veranlaßt, gegen alle Ordnung bei Ihnen einzudringen."

Michael hörte das, während er die Armleuchter auf den Tisch stellte; er sah auch den Brief, welchen man dem Baron vorhin überbracht hatte, in dessen Hand, und es mochte eine böse Ahnung in ihm aufsteigen, denn er erkundigte sich, ob der Fürst noch Etwas zu befehlen habe, oder ob er sich entfernen dürfe.

Der Baron kam des Fürsten Entscheidung zuvor. „Heißen Sie ihn warten," sagte er, wir könnten seiner noch bedürfen."

„So warte!" gebot der Fürst, dem Emanuel's Verhalten auffiel. Michael zog sich zurück, der Fürst nöthigte seinen Gast, sich niederzulassen, und der Baron, dem die Befremdung seines Freundes nicht entging,

erklärte ihm sofort, er komme gerade dieses Menschen wegen.

„Ich befinde mich Ihnen gegenüber in einer mir sehr peinlichen Lage!“ sagte er. „Ich bin gezwungen, Ihnen Fragen vorzulegen, die mir nicht zustehen, und von denen ich im Voraus sicher bin, wie Sie sie mir beantworten werden. Und doch muß ich die Antwort von Ihren Lippen hören.“

Der Vorgang wurde dem Fürsten dadurch nur noch räthselhafter. Er war ernsthaft geworden wie jeder Mann, dessen persönliche Verhältnisse man unberufen anzutasten unternimmt, aber sein Auge ruhte mit offener Festigkeit auf dem Oheim seiner Braut. „Ich stehe zu jeder Auskunft bereit,“ sagte er, „die Sie von mir begehren können!“

„Nun denn, mein Freund, sind Sie Ihres Dieners völlig sicher?“ fragte der Baron.

„Die Frage ist weitreichend und nicht einfach mit einem Ja oder Nein zu beantworten. Seiner Ehrlichkeit bin ich durchaus versichert; im Uebrigen ist er ein Diener! Ich kann ihn benützen, wie Jeden, dessen Eigenschaften und Fehler ich kenne. Er liebt es, sich ein Ansehen zu geben, und das zwingt mich, ihn kurz zu halten, sonst ist er brauchbar. Aber welch' eine Bedeutung kann das für Sie haben? Ich verstehe Sie in Wahrheit nicht.“

„Nur noch das Eine! Hat Ihr Diener etwa Kunde von Clarissens Plan bekommen, die Tochter unseres Pfarrers mit sich in ihr Haus zu nehmen?“

„Es ist möglich, daß er uns davon reden hörte!“

unterbrach ihn der Fürst, der seine Lebhaftigkeit und Ungeduld nur schwer bemeisterte.

„Und haben Sie vielleicht zufällig einmal in seinem Beisein Ihre Bewunderung für Hulda's Schönheit ausgesprochen? Haben Sie irgend eine Aeußerung gethan, die glauben machen könnte, daß Ihnen" — Emanuel betonte seine Worte nachdrücklich — „daß Ihnen persönlich daran gelegen wäre, Clarissens Vorhaben ausgeführt zu sehen?"

Der Fürst fuhr auf. „Die Frage tastet meine Ehre an!" rief er. Aber sich schnell und gewaltsam bemeisternd, setzte er hinzu: „Und Sie, Clarissens Onkel, Sie, mein Freund, können mich das fragen, der Sie wissen, wie ich Clarisse liebe und ihr zu eigen bin?"

Emanuel reichte ihm die Hand hin. „Verzeihen Sie mir, Severin!" sagte er. „Ich hatte es Ihnen ausdrücklich gesagt, daß ich die Antwort von Ihren Lippen hören müsse, obschon ich im Voraus überzeugt sei, wie sie lauten werde. Trotzdem war ich gezwungen, die Frage an Sie zu stellen, ehe ich Ihnen zumuthen durfte, den Brief einzusehen, den ich vorhin von der treuen Kenney empfangen habe. Ich bitte, lesen Sie ihn und entscheiden Sie dann selber!"

Er erhob sich, sie wechselten noch einige ausgleichende Worte mit einander, dann entfernte sich Emanuel, weil der Fürst endlich zu erfahren wünschen mußte, was geschehen sei.

Der Fürst trat sogleich an das Licht heran und öffnete den Brief. Seine Augen glitten rasch von

Zeile zu Zeile, seine Wangen färbten sich in zorniger Erregung, die Adern auf seiner Stirne schwollen mächtig an, und das Blatt, als er es durchflogen, mit heftigem Ausruf auf die Erde werfend, schritt er auf die Thüre des Nebenzimmers zu. Auf halbem Wege jedoch hielt er inne. Sein Selbstgefühl sträubte sich dagegen, es einen Diener sehen zu lassen, daß er im Stande gewesen sei, ihn zu beleidigen, ihn zu verwunden. Er ging in dem Zimmer auf und nieder; was ihm zu thun oblag, darüber war er nicht im Zweifel, aber er wollte und mußte mit sich einig werden, wie es gethan werden sollte, und es währte auch nicht lange, ehe er mit einer Stimme, der man nicht mehr die geringste Bewegung anhörte, den Kammerdiener mit seinem Namen anrief.

Ein Blick auf das Antlitz seines Herrn belehrte Michael, daß ihm ein Gericht bevorstand. Er blieb mit der Frage, was Durchlaucht zu befehlen habe, an der Schwelle stehen.

„Hier heran!" befahl der Fürst, und auf den Brief hinweisend, herrschte er: „Lies den Brief!"

Michael wollte mit dem Briefe an den Seitentisch gehen. So aber hatte sein Herr es nicht gemeint.

„Hier heran! und laut und deutlich!" gebot er noch einmal.

Alles Blut wich aus Michael's Gesicht. Er hatte aus den ersten Zeilen, die er schweigend gelesen, augenblicks erfahren, was geschehen war, und er kannte seinen Herrn. Vor den Aufwallungen desselben war ein Ausweichen nicht schwer, vor seiner Entschlossenheit

war es unmöglich. Michael wußte, daß er gehorchen müsse, und wenn schon ihm die Lippen zitterten, wie er lesend das Auge des Fürsten so kalt und fest auf sich gerichtet sah, gab er sich doch noch nicht verloren. Als er jedoch an die Stelle des Briefes kam, die es aussprach, wie er den Fürsten geheimer und unedler Absichten auf Hulda bezichtigt, verstummte er, und die Hand sank nieder, mit der er den Brief gehalten hatte.

„Weiter, nur weiter!" rief der Fürst, und das Lächeln des Grimmes in seinen Mienen war furchtbar anzusehen. „Du sollst mir wiederholen, was Du gestern so geläufig dem Mädchen zu erzählen wußtest."

„Durchlaucht, ein Scherz, den ich mir mit dem Mädchen machte —" stammelte Michael, nach Fassung ringend.

„Du unterfängst Dich, Elender, zu scherzen mit der Ehre Deines Herrn!" rief der Fürst empört. „Du unterfängst Dich, Lügen auszuhecken, zu welchem Dir auch der Schatten eines Anlasses gebricht? Woher nahmst Du die Frechheit, Dich dem Mädchen nur zu nahen, das unter dem Schutze —"

Da schoß es wie ein Blitz über Michael's Gesicht. Er dachte sich mit einem frechen Wagnisse doch vielleicht noch behaupten zu können, und gegen alle Ordnung den Fürsten unterbrechend, stieß er die Worte hervor: „Ich wußte ja nicht, daß der Herr Baron sich das Mädchen ausersehen hat!"

Aber noch ehe er geendet, hatte ihn des Fürsten nervige Hand bei der Brust gefaßt und ihn zu Boden

gedrückt, daß er in die Knie sank. Ein Hieb mit der Reitgerte, die auf dem Tische gelegen, fuhr durch Michael's Gesicht, und ihn von sich stoßend, rief der Fürst, indem er nach der Thüre wies: „Hinaus, Elender, hinaus, auf Nimmerwiederkehr! Johann wird Dir meine Befehle bringen. In einer Stunde bist Du aus dem Schlosse.“

Der Fürst wendete sich ab und ging rasch in das Seitengemach. Michael sprang empor, schien ihm folgen zu wollen, blieb aber stehen. Nur sein Blick schoß dem Fürsten wild nach, als wenn er ihn durchbohren wollte. Dann warf er sich mit Geflissenheit in die Brust und fuhr, in den Spiegel blickend, mit der Hand durch sein schwarzes, krauses Haar.

„Also endlich frei!“ rief er. „Freilich auf die etwas brutale Art, welche solche Herren lieben. Aber er soll sich einst noch wundern, mein durchlauchtiger, reitpeitschender Herr Milchbruder, daß ich ihm jemals diente! — Und ich kenne Jemanden, der an mich und an diese Stunde denken soll!“

Siebenzehntes Capitel.

Im Amthause stand bereits der Tisch zum Nachtessen gedeckt, als Michael hereintrat. Er pflegte, wenn der Dienst ihn frei ließ, bisweilen dort vorzusprechen, und war, obschon der Amtmann das gar nicht gerne sah, von Mamsell Ulrike gelegentlich zum Mitessen eingeladen worden, denn Michael war recht ein junger Mann, wie sie ihn mochte, sagte sie. Er sah vornehm aus und that Nichts weniger als vornehm gegen Diejenigen, die er brauchen zu können glaubte. Er wußte gut zu sprechen, viel zu erzählen, und wußte errathen zu lassen, was zu sagen bedenklich gewesen wäre! Dazu war er, wie Ulrike es nannte, nicht so stolz, daß er nicht auch Andere neben sich aufkommen ließ, und klug genug, einzusehen, daß Jeder etwas wisse, was der Andere brauchen könne.

Sie hieß ihn also auch diesmal schön willkommen, freute sich, daß er ihnen wieder einmal das Vergnügen mache, sie zu besuchen, und war schon daran, noch ein Gedeck für ihn herbeizuschaffen, als Michael mit gewohnter heiterer Höflichkeit erklärte, er könne heute von ihrer Güte nicht profitiren, denn er müsse

fort, und zwar sogleich. Er sei eben nur gekommen, von dem Herrn Amtmann im Auftrage Seiner Durchlaucht ein Fuhrwerk nach dem nächsten Postamt zu erbitten.

Der Amtmann, der das Ansuchen durch die offene Thüre der Nebenstube vernommen hatte und dem die vielen Bedürfnisse der im Schlosse weilenden Gäste jetzt, wo er Vieh und Menschen noch zur Kartoffel-Ernte brauchte, ohnehin zu schaffen machten, kam langsam, den Dampf aus seiner Pfeife ziehend, mit schwerem Schritte hinein und fragte, ob es denn so eilig sei.

Michael sagte, er müsse noch in dieser Stunde fort, sein Mantelsack sei schon gepackt.

„Es nützt Ihnen zu Nichts," wendete der Amtmann ein, „wenn ich Sie jetzt auch fahren lasse. Es geht ja vor morgen Abend keine Post, weder rechts noch links. Wo wollen Sie denn hin?"

„Durchlaucht sendet mich mit einem Auftrage fort!" gab Michael ihm ausweichend zur Antwort.

„So mit einemmale? Und das kann nicht warten? Morgen Nachmittag schicke ich ja doch nach der Station!" meinte der Amtmann. „Es ist gleich sieben Uhr, ehe ich anspannen lasse und ehe sie dort sind, wird es neune! Soll denn dort Extrapost genommen werden?"

„Je nach dem!" gab Michael zur Antwort und fügte dann, um den ihm nicht genehmen Fragen ein Ende zu machen, lächelnd und mit den Achseln zuckend die Bemerkung hinzu: „Sie kennen ja die Herr-

schaften, was fragen die nach Können und Nichtkönnen, wenn ihnen Etwas durch den Kopf geht."

Der Amtmann stopfte ärgerlich, als müßte er nun seinerseits doch auch etwas Unnützes thun, in die ruhig brennende Pfeife so viel Tabak nach, daß sie ihm auszugehen drohte, paffte dann darauf los, was seine Lungen halten wollten, und machte das Fenster seiner Arbeitsstube auf, um mit dem lauten Pfiff, den Alle auf dem Hofe kannten, einen der Knechte aus dem Stalle herbeikommen zu machen.

Inzwischen hatte Ulrike dem Gerngesehenen mit gastlicher Rührigkeit einen kleinen Imbiß zurechtgestellt, weil es doch immer besser sei, Etwas zu genießen, ehe man sich bei Nacht und Nebel auf die Reise mache. Sie erkundigte sich, ob er auch warm in Kleidern sei, ob er nicht eine von den großen Decken bis zur Station mit sich nehmen wolle; und schließlich wagte sie dann doch die Frage, wohin er gehe und wann er wieder zurückzukommen denke.

Michael sah um sich, wie Einer, der nicht gehört zu werden wünscht, und den schwarzen Schnurrbart, nachdem er sein Glas geleert, mit gezierter Wichtigkeit putzend, sagte er leise und vertraulich, indem er nahe an sie herantrat: „Unter uns, Mamsell Ulrike, denn Sie sind meine Freundin gewesen von Anfang an, ich weiß das, und sind eine Person, welche die Welt kennt, wie sie ist — zwischen mir und dem Fürsten ist es aus."

„Herr Sekretär," rief Ulrike. „wie ist denn das nur möglich? — aus."

„Ehrlich gesagt, bin ich recht froh,“ entgegnete er, ohne ihr Erstaunen zu beachten, „daß es endlich so weit ist. Ich war es, wer weiß wie lange satt, immer und immer den gehorsamen Diener zu spielen, lebenslang sein gehorsamer Diener zu bleiben. Ich hatte längst schon Anderes im Sinne, ich wollte von Jugend an höher hinaus. Aber ich hatte sie eingesogen mit der Muttermilch, die Anhänglichkeit, und es hat auch wohl sonst noch seine Bewandtniß damit — denn meine Mutter war eine schöne Frau — daß ich immer nicht von dem Fürsten lassen konnte. Indessen, er treibt es jetzt zu arg; und er hat es auch mir zu arg gemacht.“

Er schien Nichts weiter sagen zu wollen, Ulrike jedoch ließ ihn so leicht nicht los, und ihre Betheuerungen, daß man sich auf sie verlassen könne, waren so nachdrücklich, daß Michael ihr endlich, wie er sagte, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, sein Geheimniß anzuvertrauen beschloß.

„Sie sind ja auch einmal jung gewesen, Mamsell Ulrike,“ sagte er, „und schön ist das Mädchen, und sieht gut und brav aus, so daß man denkt, sie sei die Unschuld selber. Sie werden sich also nicht wundern, daß sie mir in die Augen stach und daß ich dachte, die Hulda, das wäre endlich einmal eine Frau für mich.“

„Die Hulda?“ rief Ulrike so verwundert, als stürzte der Himmel vor ihr ein. „Doch nicht die Hulda? Die ist ja noch das reine Kind, die ist ja gar noch nicht werth, daß —“

„Kind oder nicht!“ fiel ihr Michael schnell in das Wort, „denn er mußte seine Sache zu Ende bringen, ehe der Amtmann wiederkehrte, „Kind oder nicht, sie ist ein schönes Frauenzimmer. Und weil ich mich zu verändern wünschte, und weil ich sie wirklich in das Herz geschlossen hatte, und sah, daß Andere auch nicht blind sind, die es nicht so redlich mit einem solchen Mädchen meinen, wie doch unser Einer —“

„Andere?“ unterbrach ihn die Mamsell, und ihre Augen funkelten. „Andere?“ wiederholte sie, indem sie ihre magere Hand auf den Arm des Kammerdieners legte. „Herr Sekretär, auf mich können Sie sich ja verlassen. Wer sind die Anderen? So wahr Gott lebt, über meine Lippen kommt es nicht.“

„Ueber meine auch nicht!“ versetzte der Listige, „denn diese Stunde bin ich noch in seinem Dienste. Und er ist es nicht allein!“ Er brach ab und trat an's Fenster. „Ich wollte, der Wagen wäre da,“ sagte er, „ich werde froh sein, wenn ich fort bin, wenn ich sicher weiß, daß sie mir nicht mehr vor die Augen kommt!“

Vor böser Neugier brennend, ging die Mamsell ihm nach. „Herr Sekretär,“ sagte sie, „Sie sind mir das schuldig, Sie wissen, ich habe die Hulda hergebracht und sie ist meine Pathe. Was ist denn vorgegangen zwischen Ihnen Beiden? Wissen muß ich es, und ich glaube Ihnen mehr als ihr; denn sie ist ebenso scheinheilig wie die Mutter ihrerzeit.“

Michael that, als peinigte ihn Ulriken's Drängen. „Was soll denn vorgegangen sein?“ meinte er.

„Gestern Abend bin ich ihr im Parke, im Busche begegnet, wie sie von den Eltern kam. Es war schon dunkel. Ich wunderte mich, warum sie so spät des Weges sei, und ihre scheue Unruhe fiel mir dabei auf; denn ein honnetes Frauenzimmer, das um diese Zeit noch allein im Walde war, hätte doch froh und zufrieden sein müssen, einen Mann, den es kannte, anzutreffen. Ich bot ihr, wie sich das von selbst verstand, meine Begleitung an. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein; und wie wir nun so vorwärts gingen und ich dachte, ich bekäme sie vielleicht sobald nicht wieder allein zu sehen — mein Gott, Mamsell Ulrike! Sie wissen, wie das ist — da ging mir das Herz auf und über, und ich sagte ihr, was ich auf dem Herzen hatte und wie es mir um's Herz war: daß ich ein redlicher Mann sei, der redliche Absichten hätte und eine Frau ernähren könnte. Und weil ich denn doch nebenher Ohren und Augen habe und meine Erfahrungen obenein, so warnte ich sie — nun, ich will und brauche Ihnen nicht zu sagen, just vor wem!"

„Nun?" rief Ulrike, der die Mittheilungen Michael's, obschon er lebhaft sprach, immer noch nicht schnell genug vom Flecke kamen, „nun, und was sagte sie?"

„Was sie sagte? — Als wenn es ein Attentat und gegen ihre Ehre wäre, so nahm sie es auf. Sie konnte gar nicht rasch genug nach Hause kommen, und ich war dumm genug und ehrlich genug, ihre jungfräuliche Schüchternheit noch anzustaunen. Später begriff ich dann diese Jungfräulichkeit und auch die große Eile. Sie ist zu Hause nicht lange allein ge-

blieben und hat es sehr eilig gehabt mit ihrem Dank für meine Liebe und für meinen redlichen Begehr. — Die Heuchlerin!"

Sein Ausdruck war so finster, sein zorniger Schmerz schien so lebhaft, daß Mamsell Ulrike ganz von ihm entzückt war. Sie hatte noch niemals so viel Vergnügen gehabt, als bei der Erzählung dieses Liebesleides. Es hörte sich so verzweifelt und so rührend an, und es eröffnete ihr eine Aussicht, die ihr über Alles ging.

„Sie Armer! ach, Sie Aermster! Ja, das thut weh!" seufzte die Mamsell, indem sie abermals ihre Hand auf die seine legte, sehr entschlossen, sie festzuhalten, bis sie erfahren haben würde, was sie um jeden Preis erfahren wollte. „Aber — sagen Sie, Herr Sekretär, sagen Sie, wer war denn bei ihr?"

Michael sah sie verwundert an und gab ihr keine Antwort.

„Denn wissen muß ich es," fuhr sie fort, ohne sich durch sein Schweigen einschüchtern zu lassen. „Ich habe es ja selber schon bemerkt, wie er ihr immer nachgesehen hat. Und wenn es wirklich sich so verhält und sie hat es ihm gesagt, was Sie mit ihr im Sinne hatten, dann freilich ist es kein Wunder, daß er Sie nicht länger um sich haben will."

Michael, der in die Nacht hinaus gesehen hatte, wendete sich langsam nach ihr um und fragte, als verstehe er sie nicht, von wem sie spreche und was sie damit meine?

Sein Staunen sah so natürlich aus, daß es sie

außer Fassung brachte. „Ich dachte,“ stammelte sie, „Seine Durchlaucht —“

„Wie kommen Sie denn auf Seine Durchlaucht, Mamsell Ulrike?“ rief er in demselben Tone der Verwunderung. „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß der Fürst dabei im Spiele ist? Es ist ja kein Wort davon über meine Lippen gekommen. Ich glaube, ich habe seinen Namen nicht einmal genannt, außer vielleicht bei der Bemerkung, daß er heute gegen Abend einen Streit mit dem Baron gehabt hat, dem man derlei Phantasien freilich auch nicht zutrauen sollte; und daß er mir nachher, weil ich es ganz ohne mein Verschulden mit angehört, und weil ich mich unterstanden hatte, zu sagen, daß ich auch ein Mann sei, der ein Herz und Ehrgefühl im Leibe habe —“

Ulrike wurde mehr und mehr verwirrt, obschon sie sich mit aller Kraft dagegen wehrte, abgewiesen und zum Schweigen gebracht zu werden.

„Also der Baron ist es gewesen,“ rief sie, indem ihre Hand den Arm Michael's wie mit einer eisernen Zange gefangen hielt, „der Baron hat es ihm gesagt?“

Das wurde Michael zu viel. Er machte sich mit hastiger Bewegung von ihr los, und mit einem bitteren Lachen sagte er: „Einer von uns Beiden phantasirt, Mamsell! Wie fallen Sie denn nun wieder darauf, daß Baron Emanuel den Freiwerber für mich gemacht hat? Ich selber hab' es ihr gesagt. Aber das ist Alles ganz einerlei, da das Mädchen andere Gedanken, andere Projekte im Kopfe hat, als eines honneten Mannes Frau zu werden und mit Ehren unter die

Haube zu kommen. Mir, das kann ich sagen, mir kann es im Grunde recht sein. Mag sie es halten, wie sie will und mit wem sie will. Mir würde sie auf dem Wege, den ich schon lange hätte gehen sollen, nur eine Kette am Fuße gewesen sein, und ich sehe es wieder recht, wie unser Herrgott oft den richtigen Verstand hat, wo ein ehrlicher Mann einmal eine Dummheit machen will."

Er ließ sie darauf ohneweiteres stehen und ging in des Amtmannes Stube, bei dem er sich mit Fragen und Erkundigungen zu schaffen machte, bis das Fuhrwerk vor die Thüre kam, das ihn fortbringen sollte.

Mit all der Wichtigkeit, die er sich zu geben verstand, sah er darauf, daß sein Mantelsack, den man ihm vom Schlosse herübergebracht hatte, gehörig aufgeladen wurde, dann, nachdem er sich fest in seinen Mantel eingewickelt und die Reisemütze vor dem kleinen Spiegel aufgesetzt hatte, trat er noch einmal an Ulrike heran und dankte ihr so laut, daß der Bruder es hören mußte, für alle die Freundschaft, die sie ihm bewiesen habe.

„Im Uebrigen, Mamsell Ulrike," setzte er hinzu, „vergessen Sie, was Sie vorhin von mir hörten. Ich will Nichts gesagt haben, gegen Niemanden. Ich denke wie der alte Fritz: es muß Jeder auf seine Façon selig werden, und da ich künftig Nichts mehr damit zu schaffen habe, so mögen sie es treiben, wie es ihnen gut dünkt! Aber einsehen wird er es einmal!"

Er war damit hinausgegangen, man gab ihm bis vor die Thüre das Geleite. Sowie jedoch die bei-

den Pferde angezogen hatten, rief Ulrike, indem sie den Bruder triumphirend ansah: „Wer hat nun Recht gehabt mit der Hulda? Wer hat von Anfang an gesagt, daß sie eine falsche Schlange ist, wie ihre Mutter? — Der hat nun schon daran glauben müssen, der schöne, anständige junge Mensch! Und zu denken, daß unsere arme Comtesse auch noch in ihr Unglück kommen soll durch solch ein schamloses Geschöpf; und die Frau Gräfin erst!"

Es war ein Glück, daß ihre Hast und Aufregung ihr den Athem versetzten, denn die Anrufe des Bruders, der nicht wußte, was er aus ihrem wirren, leidenschaftlichen Gerede machen sollte, vermochten nicht, ihr Einhalt zu gebieten. Ein Ausdruck der Empörung überholte den anderen. Sogar die bestimmt gestellten Fragen des Amtmannes, der es doch gewohnt war, der Heftigkeit der Schwester die Zügel anzulegen, halfen diesmal nicht, sie auch nur einigermaßen zur Ruhe und zur Besonnenheit zurückzubringen. Ihre Phantasie und ihre Redseligkeit, die immer leicht mit ihr durchzugehen pflegten, verloren sich mehr und mehr in das Schrankenlose, da das geheime Uebelwollen gegen die Pfarrerin sie aufstachelte; und zusammenreimend und ausdeutend, was der arglistige Michael gesagt und nicht gesagt hatte, wob sie ein so dichtes Netz von Verleumdungen um das arme Mädchen, das ohne sein Verschulden ihre Ungunst auf sich gezogen hatte, daß sie endlich sich selber mit dem Ausdrucke Luft zu machen suchte: „Es ist nicht zu glau-

ben! Gar nicht zu glauben von solchem jungen Frauenzimmer!"

„Nun, so glaub's nicht!" rief der Amtmann, der sich inzwischen ganz gemächlich in seinen alten Lehnstuhl niedergelassen und die Pfeife wieder angezündet hatte. „Glaub's nicht!" rief er, indem er den gebrauchten Fidibus ausblies und wieder in den zinnernen Becher steckte. „Glaub's nicht! Da wirst Du sehr wohl daran thun! Denn ich glaube es auch nicht!"

„Du glaubst es nicht?" rief die Schwester in einer Entrüstung, als zeihe man sie selber einer Lüge.

„Dem weggejagten Haselanten?" entgegnete der Amtmann, „nicht Ein Wort glaube ich dem Menschen. Der Kerl ist ja ein Narr! Aber so alt Du bist, Redensarten, die unter einem gewichsten Schnurrbart vorgebracht werden, an die glaubst Du, auf die beißest Du an, wie der Karpfen auf den Brocken."

Ulrike gab sich nicht für überwunden. Sie war unerschöpflich im Auffinden von Zügen, die gegen Hulda und gegen den Fürsten und gegen Baron Emanuel zeugen sollten. Mit wahrer Wollust gab sie ihrer Erbitterung gegen die Schwachheit und die Charakterlosigkeit der Männer nach, um sich noch härter über die Verderbtheit gewisser Frauenzimmer auszulassen. Der Bruder störte sie nicht mehr. Er hatte die Füße über Kreuz geschlagen, die Hände über die Brust gelegt und sah unverwandten Blickes auf den ruhig fortrückenden Zeiger der großen Uhr, die in altem, säulenartigem Gestelle ihm gegenüber an der

Wand stand. Diesen Gleichmuth hielt Ulrike endlich nicht mehr aus.

„Es ist, als ob er nicht mehr hörte!“ rief sie beleidigt aus.

„Freilich höre ich's,“ versetzte der Amtmann, „aber lass' Dir Zeit!“ und in dem nämlichen Augenblicke mit aller seiner Rüstigkeit aufstehend und sich fest auf seine Beine stellend, sagte er, indem er auf die Uhr hinwies: „Du hast noch eine Glocken-Viertelstunde Zeit, zu reden und zu glauben, was Du willst; aber — wenn um Sieben die Wirthschafter zum Essen kommen und wenn dann auch nur Eine Sylbe von all den Lügen über Deine Lippen geht, die Du Dir wider die Herrschaften und das arme Ding, von dem Lumpen hast aufbinden lassen — dann Mamsell — das merke Dir — dann hast Du es mit mir zu thun. Und wenn ich Ernst mache, dann versteh' ich keinen Spaß!“

Er kehrte sich ab und ging in seine Stube. Unter der Thüre drehte er sich wieder um. „Wenn ich,“ rief er, „von der ganzen Geschichte irgendwo ein Wort vernehme, merke Dir das wohl! — ein einzig Wort vernehme, das dem Mädchen irgendwie zu nahe tritt, so halte ich mich an Dich. Was im Uebrigen daran ist, das werde ich Dir morgen sagen. Und heute rührst Du Dich nicht von dieser Stelle. Es wird nicht hinüber gegangen in das Schloß, nicht zu Mamsell Babette und zu Niemandem.“

Er warf die Thüre hinter sich zu, daß sie in das Schloß fiel. Ulrike sah ihm grimmig nach: „Einer wie der Andere!“ brummte sie zwischen die Zähne. „So

alt er ist, hat sie ihn auch an der Hand. Ich hab es wohl nicht gemerkt, wie es blos seine Erfindung gewesen ist, daß ich sie zu mir nehmen mußte? Gerade wie die Mutter! Sie ist gerade wie die Mutter!" sagte sie. Indeß sie wußte, daß mit dem Bruder, wie mit seinen großen Stieren, Nichts zu machen und an kein Aufkommen gegen ihn zu denken war, wenn man ihn einmal aus seiner schwerschrötigen Ruhe aufgeschreckt und wild gemacht hatte.

Sie biß die Zähne zusammen und schwieg. Ihren Grimm herunterschlucken, das konnte sie indessen nicht. Sie mußte durchaus Etwas haben, woran sie ihn, wenn auch im Stillen, ausließ; und das große Schlüsselbund ergreifend, weil ihr nichts Anderes zur Hand war, warf sie es mit wildem Schwunge von sich, daß es weithin durch die ganze Stube fahrend, dem alten ausgedienten Jagdhunde an die Beine flog, der unter der Bank am Ofen auf seinem Kissen, friedlich all dem Zanke zugesehen hatte. Das arme Thier fuhr heulend auf und kläffte gegen sie an.

„Couche!“ gebot Ulrike, „couche! Willst du kuschen, Du Bestie! Wenn ich kuschen muß, so kannst Du's auch." — Und sich die Thränen abtrocknend, setzte sie sich in ihren Winkel hinter den Ofen, wo die Katzen lagen, und fing nachzudenken und zu überlegen an, was mit der Hulda Alles geschehen sein konnte und was ihr heute eben jetzt geschehen war.

So Etwas war noch gar nicht dagewesen, und sie war doch wahrhaftig nicht von gestern und hatte ihr redlich Theil erlebt.

Achtzehntes Capitel.

Wie eine Flucht aufgeschreckter Tauben, so unruhig flog an dem Abende die Dienerschaft auf den Treppen und auf den Gängen des Schlosses umher, und wo Zwei zusammentrafen, war überall die erste Frage: „Wissen Sie es schon, der Michael ist fort?“

Die Einen fanden das natürlich, denn sie sagten, er habe immer einen hohen Nagel im Kopfe gehabt. Er sei ein Narr gewesen, habe sich eingebildet, noch weit mehr zu sein, als blos der Milchbruder seines Herrn, und er habe stets davon gesprochen, daß er noch einmal so dastehen werde, daß nicht blos der Fürst vor ihm den Hut abnehmen sollte. Die Anderen meinten, es müsse doch noch etwas Besonderes vorgegangen sein, denn ein Narr sei der Michael ja immer gewesen, das habe Durchlaucht wohl gewußt, und blos deshalb würde er ihn nicht entlassen haben, da er ja so viel auf ihn gehalten.

Man rieth auf Dies und Jenes, auf den wahren Anlaß konnte man im Schlosse nicht verfallen; aber eben darum blieb man auf den Hintertreppen und

in den Mansarden um so eifriger damit beschäftigt, denselben zu ermilteln.

In den Gemächern der Herrschaften war natürlich kaum davon die Rede. Der Fürst erwähnte flüchtig, er habe Michael wegen einer Besorgung nach der Stadt gesendet, werde ihn sogar möglicherweise direkt nach Hause gehen lassen; und da er sich nicht weiter darüber ausließ, nahm man an, daß der bewährte Diener vielleicht einen Vertrauensauftrag auszurichten oder eine Ueberraschung vorzubereiten habe, man unterließ also, mehr danach zu fragen.

Dem Fürsten war die Sache jedoch ärgerlicher, als er sich es merken ließ, und vor Allem bedauerte er es, daß er die nöthige Exekution nicht im Beisein Emanuels vollzogen habe. Er meinte sich diese Genugthuung schuldig gewesen zu sein, warf es sich als eine Uebereilung vor, so rasch gehandelt zu haben, und konnte sich nebenher des Gedankens nicht entschlagen, ob nicht doch vielleicht in der Andeutung, welche ihm der entlassene Michael gemacht hatte, eine gewisse Wahrheit gelegen habe. Der Fürst meinte sich jetzt zu entsinnen, daß Emanuel sich der Absicht Clarissens, Hulda mit sich zu nehmen, von Anfang an nicht sonderlich geneigt erwiesen habe. Selbst gegen ihre Entfernung aus dem Vaterhause hatte er sich einmal ausgesprochen, während er doch viel von Hulda und von ihren glücklichen Anlagen hielt; und in den letzten Tagen hatte er sogar an die Möglichkeit gedacht, einmal versuchsweise einen Winter im Norden, und zwar auf dem Schlosse der Gräfin zuzubringen, weil die

Seeluft sich ihm über sein Erwarten zusagend erwies. Nebenher war Severin nun auch genöthigt, sich gegen Clarissens Vorhaben mit Hulda auszusprechen, was ihm leid that und verdrießlich dünkte, da er sich mit demselben bisher einverstanden erklärt hatte. Und so wie es ihm mit Emanuel erging, so erging es diesem mit dem Fürsten.

Die Männer schätzten sich gegenseitig, dachten gut von einander, trauten einander nichts Unedles und Niedriges zu, aber ob der Fürst nicht in seiner lebhaften Jugendzeit sich zu einer Vertraulichkeit mit Michael hatte verleiten lassen, welche auch jetzt noch die Möglichkeit von Aeußerungen zuließ, die der Arglistige mißdeutet und mißbraucht haben konnte, dessen fühlte sich Emanuel nicht sicher. Sie waren doch eben Alle nur Menschen, man lebte auf der Erde, nicht im Paradiese, und er hatte kein Recht, von Anderen jene feste Entsagung zu erwarten, zu der ihn, wie er sich selber eingestand, ja auch nur sein trauriges Geschick und der Glaube bewogen hatte, daß er nicht im Stande sei, eine wahre, uneigenützige Liebe zu erwecken.

Der Fürst hatte noch in derselben Stunde den Baron von der Entlassung Michael's in Kenntniß gesetzt; man hatte das gegenseitige Verhalten mit warmem Danke anerkannt, war sehr zufrieden mit einander gewesen, und doch war etwas Fremdes zwischen die beiden Männer gekommen, Etwas anders geworden als bis bisher. Das fühlten Beide, fanden es Beide nicht recht erklärlich, und waren doch dadurch

verstimmt. Was jedoch dem Baron noch auffallender erschien, war das Unbehagen, mit welchem er an Hulda dachte, seit er Miß Kenney's Brief erhalten hatte. Er mochte sich nicht daran erinnern, daß ein Diener sie begehrenswerth gefunden, sich ihr genähert, ihr von Möglichkeiten und Verhältnissen gesprochen hatte, die man sonst dem Ohre junger Mädchen ferne hält. Es war ihm im höchsten Grade zuwider, daß es über sie zu Erörterungen zwischen ihm und dem Fürsten, zwischen dem Fürsten und dessen Kammerdiener gekommen war; und wie Severin es sich zum Vorwurfe machte, daß er Michael nicht im Beisein des Barons verhört habe, so tadelte sich dieser, daß er, ohne irgend welche andere Schritte zu veranlassen, nicht geradenweges nach dem Pfarrhause geritten sei, und dort den Rath gegeben habe, die Tochter aus dem Schlosse fortzunehmen.

Allerdings hatte auch das seine entschiedenen Bedenken, und er fühlte ein lebhaftes Bedauern mit dem Mädchen, das aus seiner friedlichen Heimat im Grunde völlig planlos fortgenommen worden war. Er war unzufrieden mit sich selbst, weil er nicht entschiedener davon abgerathen hatte, und daneben schoß ihm plötzlich die Frage durch den Sinn, woher ihn denn die Angelegenheit so sehr beschäftige? Er gab sich jedoch nicht Rechenschaft darüber, sondern suchte in seiner Unzufriedenheit nach einem Andern, dem er zur Last legen konnte, was ihn verdrießlich machte, und er brauchte nicht weit danach auszuspähen. Es waren die herrschsüchtigen Gelüste seiner Schwester, welche

diesen ganzen unnöthigen Vorfall möglich gemacht hatten. Er erinnerte sich sehr deutlich der Erörterungen, welche sie an jenem Abende darüber gehabt, und der Herausforderung, welche sie seinem warnenden Abmahnen entgegengestellt hatte.

Er war verstimmt auch gegen sie, er fühlte sich unmuthig, als er später denn gewöhnlich zum Theetische kam, und nahm eine harmlose Bemerkung, welche die Gräfin darüber machte, übel auf. Diese, welche nicht ahnen konnte, was in den letzten Stunden in ihm vorgegangen, und die von seiner Seite einer ähnlichen Antwort nicht zu begegnen gewohnt war, wies ihn in seine bestimmte Schranken; und obschon man sich augenblicklich wieder in die rechte Form zurückfand, blieb etwas Gereiztes zwischen ihnen, das den anwesenden Gästen nicht entging.

Auch der Fürst war nicht gut aufgelegt; dann als heine Braut endlich in dem Bestreben, die sonstige seitere Geselligkeit herzustellen, den Vorschlag machte, sie wolle nach Hulda schicken, um die neulich einstudirten Quartette einmal durchzusingen, schüttelte er mißmuthig den Kopf und rief mit einer für Clarisse völlig unerklärlichen Herbigkeit: „Kannst Du denn ohne dieses Mädchen nicht mehr leben?“ — Freilich lenkte er schnell und freundlich ein, da er die Betroffenheit seiner Braut bemerkte, aber es war der erste nicht angenehme Abend, welchen man in dem Schlosse gemeinsam verlebte. Die Gräfin sowohl als der Fürst und der Baron sagten sich heimlich Jedes, daß in Bezug auf Hulda eine Aenderung nothwendig sei, wenn

auch Jedes von ihnen diese in anderer Weise auszuführen dachte, und Jedes von ihnen seine besondere Meinung darüber in sich hegte.

Einer aber, der sich nicht viel mit besonderer Vorsicht oder Rücksicht abgab, das war der Amtmann. Der mußte und wollte einfach Ordnung haben, wo sein Auge und sein Arm hinlangen konnten. Als er daher am nächsten Morgen sein zweites Frühstück eingenommen und sein Gläschen gegen die neblige Luft getrunken hatte, knöpfte er den braunen Flausrock zu, setzte die dick wattirte Mütze auf das volle krause Haar und schritt, den Schirm derselben tief in die Augen ziehend und mit der ganzen Schwere seines Körpers sich auf den eisenbeschlagenen Krückstock stützend, geradeswegs, wie er das alle Tage that, aus dem Hause nach den Scheunen, um selber nachzusehen, was die Drescher seit dem Morgen dort geschafft hatten. Wie er sich dort dann umgeschaut hatte, ging er zur Hinterthüre hinaus, bog in die Gemüsegärten ein und stand bald darauf am Gartenflügel in Miß Kenney's Stube.

Weil es noch nebelig war, hatte sie den großen Stickrahmen nahe an das Fenster rücken lassen, und sie und Hulda arbeiteten gemeinsam an demselben, denn die alte Dame war Meisterin in englischer Stickerei und setzte ihren Stolz darein, daß ihre Augen ihr die Arbeit noch erlaubten. Im Ofen brannte ein lustiges Feuer, die Myrthe, die Monatsrosen und der Goldlack am Fenster grünten und blühten wie im Sommer, das ganze Zimmer sah wie das Behagen selber aus; aber als Hulda aufstand, um dem un-

erwarteten Gaste einen Stuhl zu holen, da fielen ihm ihre verweinten Augen auf.

„Um Vergebung, liebe Mamsell Kenney!“ sagte er, denn er hatte sich nie dazu gewöhnen können, das englische Miß über seine Lippen zu bringen, obschon er die treue Anhängerin der gräflichen Familie kannte, seitdem sie mit der jungen Herrschaft auf das Gut gekommen war, und sie auf seine Weise respektirte, was sie ihm erwiderte. „Um Vergebung! Aber ich komme nicht zum Spaße her, Mamsell Kenney! Und ich sehe auch an den rothen Augen hier, daß Etwas passirt ist, denn sonst wurde ja hier wohl nicht geweint. Also kurz und gut: Wissen Sie, was gestern zwischen dem Mosje Michael und der Hulda vorgegangen ist?“

Hulda zuckte zusammen bei der Frage, die Thränen stürzten ihr auf das Neue aus den Augen, und betheuernd die Hand auf die Brust legend, rief sie: „So wahr Gott lebt, Onkel! ich kann Nichts dafür! Aber auf den Knieen will ich's Ihnen danken, wenn Sie mich noch heute zu den Eltern schicken. Ich habe das schon Miß Kenney auch gesagt, aber —“

„Aber,“ fiel die Greisin der Weinenden sehr ruhig und bestimmt in's Wort, „aber Miß Kenney hat es Dir gesagt, mein Kind, daß Du nicht nach Hause gehen wirst und daß man zu der Unvorsichtigkeit Deiner Mutter, die Dich der ganzen Verlegenheit unnöthig ausgesetzt hat, Dich nicht noch eine zweite Unvorsichtigkeit begehen lassen dürfe. Was sollte man im Schlosse denken, wenn man Dich gleichzeitig mit jenem frechen Menschen von hier entfernte, der, wie

Du an dem Besuche des Herren Amtmannes siehst, bereits irgend Etwas gesagt oder gethan haben muß, das Dir selbst in den Augen Deiner Angehörigen eine Art von Mitschuld auferlegt? Das edle Herz des Herrn Baron, an das ich mich vertrauensvoll gewendet, und die umsichtige Gerechtigkeit des Fürsten haben dafür gesorgt, daß Aehnliches nicht wieder geschehen kann; und es ist für Dich die heiligste Pflicht der Dankbarkeit, daß kein Wort von dem, im Grunde sehr unbedeutenden Vorfall, jemals über Deine Lippen oder gar Deinen großmüthigen Wohlthäterinnen zu Ohren kommt, deren reiner Sinn davon beleidigt werden könnte."

Sie sprach das mit der ihr gewohnten feierlichen Sanftmuth. Hulda stand bleich, ein Bild der Ergebung, an dem Stickrahmen. Der Amtmann verstand kein Wort von der Geschichte. Er hob den dicken Krückstock, den er zwischen den Händen hielt, mal auf mal leise in die Höhe und ließ ihn leise wieder sinken, während die Adern auf seiner Stirne immer stärker schwollen. Er hätte den Stock in seiner zornigen Ungeduld gar zu gerne einmal recht derb und fest auf den Boden gestoßen, hätte die alte Engländerin nicht das verdammte leise Sprechen an sich gehabt. Indeß lange hielt er das nicht aus.

„Das ist Alles recht gut und schön, und es wird von der einen Seite wohl auch Alles seine Richtigkeit so haben, aber rund heraus muß ich's doch wissen, was ist denn passirt?" fragte er noch einmal — „und," fügte er hinzu „ich muß mir es ausbitten, liebe Mam=

sell Kenney, daß die Hulda mir es selbst erzählt, daß sie selbst auf meine Fragen Antwort gibt. Denn was der Mosje in meinem Hause meiner Schwester vorgeredet hat, das pfiff aus einem schlimmen Tone."

Er fing darauf zu fragen an, das Mädchen gab ihm Antwort, Miß Kenney legte sich ausgleichend und begütigend in das Mittel, wo Hulda's Verlegenheit sie hinderte, offen mit der Sprache herauszugehen; und die Ausrufe, mit welchen der Amtmann ihre Erzählung unterbrach, die Schimpfworte, mit welchen er — jedesmal dafür von der Matrone Verzeihung fordernd — den weggeschickten Michael bezeichnete, bewiesen, daß sie bei ihm Glauben fand. Trotzdem hatte Hulda sich getäuscht, wenn sie erwartete, er werde ihr zu ihrer Rückkehr in das Vaterhaus verhelfen. Er befahl ihr im Gegentheile, ebenso wie Miß Kenney, mit Niemandem, auch nicht mit den Eltern von dem Abenteuer zu sprechen. Man sagte ihr, sie dürfe sogar vor dem Baron nicht merken lassen, daß sie um seine Verwendung und um den Einfluß wisse, den er auf die Entfernung des Kammerdieners ausgeübt habe. Im Uebrigen müsse sie auf ihrem Platze bleiben, damit auf diese Weise alle Einflüsterungen, welche Michael versucht haben könnte, unglaublich und zu Schanden gemacht würden.

Er stand dann auf, brachte noch einmal seine Entschuldigungen wegen seines Kommens vor, und Hulda auf die Wange klopfend, sagte er: „Ja, da hast Du es nun, Du kleiner Gelbschnabel! Es ist Dir lang genug zu eng im Nest gewesen, und ich

höre noch das: „Ach, könnte ich doch hinaus! Ach, wie schön muß es im Schlosse sein!“ Nun probir' es auch und halt' es durch. Ewig wird's nicht währen, und künftig wirst Du dann wohl Ruh' zu Hause haben!“

Er sah darauf noch im Vorübergehen nach den Blumen, fühlte mit dem derben Finger, ob die Erde in den Töpfen die rechte Nässe habe — denn er mußte sein Auge haben überall; und damit ging er fort und wieder in das Feld hinaus.

Am Mittag aber, als er nach Hause kam, pfiff er sich ein Lied. Das war bedenklich wie des Regenhuhnes Pfiff; es brachte meistens Sturm. Er stellte den Krückstock in die Ecke, schüttelte mit weitem Armschwunge das Nebelgeriesel von der Mütze und sah sich dann langsam in der Stube um. Ulrike stand am Spinde und nahm die Löffel aus dem großen Schube. Sie bot ihm nicht guten Tag, nicht guten Weg. Der gestrige Abend lag ihr noch in allen Gliedern.

Mit einemmale rief er sie an. „Schwester, es ist, wie ich es gesagt habe, Nichts als Lug und Trug, was der weggejagte Lump Dir gestern vorgeredet hat. Jetzt weiß ich Bescheid und es bleibt bei meinem Wort. Sowie ich davon reden höre, oder wenn davon auch nur Eine Sylbe an den Pastor und die Frau kommt, so sage ich Dir auf den Kopf zu, das kommt von Dir!“

„Als ob ich allein im Schlosse und auf dem Hofe wäre!“ fiel Ulrike ihm zornig in die Rede.

„Einerlei, ich halte mich an Dich!“ entgegnete der Amtmann, der in solchen Fällen nicht rechts, nicht links sah und nicht vom Fleck zu bringen war.

„Es haben doch auch Andere hier ihre Augen und ihre Ohren!“ warf Ulrike ein.

„Aber Keiner hat eine Zunge so wie Du!“ meinte der Amtmann. „Wenn Du Deinen Mund hältst, so bleibt Alles still.“

„Ich kann doch nicht dafür, wenn der arme Mensch auch Anderen sein Leid geklagt hat!“

„Aber Du kannst dafür, wenn Du den Lumpen zärtlich einen armen Menschen nennst! Und wenn er sich auch an Andere gewagt hat, so wirst Du diesen Anderen sagen, daß er frech gelogen hat, und damit Holla! Denn wenn der Hulda von irgend wem auch nur ein schief Gesicht gemacht wird, so bleibt sie ganz bei mir und hält mir Haus, und Du gehst in das Stift, wo ja Dein Platz bezahlt ist. Ich bin Deine sauertöpfischen Mienen und Dein ganzes Wesen ohnehin lang satt.“

Und wieder ging er zornig von ihr fort, wie am verwichenen Abende, und wieder warf er die Thüre heftig hinter sich zu, aber Ulrike sagte heute Nichts und weinte heute nicht. Sie lächelte nur vor sich hin. Es war gut, daß die arme Hulda dieses böse Lächeln nicht zu sehen brauchte.

Neunzehntes Capitel.

Der Haushalt in dem Schlosse war gut eingerichtet, dazu war der Fürst auch noch in dem jugendlichen Alter, in welchem man der eigentlichen Bedienung nicht viel bedarf. Die vorhandene Dienerschaft konnte also mit Leichtigkeit die Lücke ausfüllen, welche Michael's Entfernung in der Bedienung des Fürsten gelassen hatte, die Ordnung brauchte deshalb nicht gestört zu werden. Aber wie in jedem Sommer eine Stunde kommt, in welcher man ganz plötzlich einen veränderten Hauch in der Luft wahrnimmt, eine Stunde, in welcher man sich sagt: der Herbst fängt an, obschon die Sonne ganz heiß herniederscheint, und die Blumen noch von allen Beeten duften, so trat in die bisher so leichte und heitere Geselligkeit des Schlosses plötzlich eine Art von Stockung ein. Jeder Einzelne bemerkte sie, Allen fiel sie mehr oder minder unbequem und Niemand suchte ihre Ursache an der Stelle, an welcher sie ihren Ursprung genommen hatte.

Es war bis dahin Alles so glatt und einfach von statten gegangen, darum empfand man die kleinsten

Hindernisse um so schwerer. Michael's Dienste wurden von dem Fürsten nicht entbehrt, aber er vermißte den Menschen, den er immer um sich gehabt, der ihn in hundert Fällen fast der Mühe des Wollens und Denkens enthoben hatte. Er gestand sich's ein, daß Michael's Entlassung später in jedem Falle nothwendig geworden wäre, indeß, daß er jetzt dazu, und im Grunde unnöthig veranlaßt war, das kam ihm trotzdem ungelegen. Michael war mit allen seinen Thorheiten eben auf dem Lande im höchsten Grade bequem und recht ein Mensch gewesen, wie man ihn gebrauchte. Für alle die kleinen geselligen Unternehmungen hatte er auf ein bloßes Wort das Nöthige mit Sicherheit verschafft. Er hatte eine ganz ungewöhnliche Gewandtheit für alles Dasjenige besessen, was sich irgend auf Verkleidungen oder auf kleine Darstellungen bezog. Ein Zimmer für lebende Bilder herzurichten, aus dem Unscheinbarsten für Kostümirungen Vortheil zu ziehen, den Souffleur zu machen, war Niemand so geschickt als er; und weil er es mit eigenem Vergnügen that, hatte er auch niemals Schwierigkeiten dabei gemacht. Nun fehlte es bald hier, bald dort. Andererseits hatte Clarisse sich gewöhnt, auf Hulda eben so unbedingt zu rechnen, ihre Person, ihre hübsche musikalische Bildung, ihre mannichfache Handfertigkeit überall in Anschlag zu bringen, und wie es den Fürsten verdrießlich machte, daß Michael nicht mehr zur Stelle war, so verdroß es Clarisse, wenn die Kenney jetzt urplötzlich so viel Ansprüche an

Hulda erhob, daß sie den Bedürfnissen der jungen Gräfin dadurch mehr und mehr entzogen wurde.

Bald hieß es, Miß Kenney fühle sich nicht wohl und habe Hulda's Pflege nöthig, dann wieder gab sie Clarissen zu bedenken, daß man das Mädchen doch zunächst um seiner selbst willen und seiner Ausbildung wegen, in das Schloß genommen habe. Es sei deßhalb eine Pflicht gegen Hulda's Eltern, daß man die Tochter hier nicht so ausschließlich für das augenblickliche Vergnügen der Gesellschaft arbeiten lasse. Man habe bereits mehr Zeit verloren, als billig sei; nun, da die Abende länger würden, müsse man das einzubringen suchen. Hulda müsse fleißig studiren, und was dann Clarisse später einmal thun wolle, das könne ja später entschieden werden, wenn aus dem Mädchen erst etwas Ordentliches geworden sein würde. Sonntags erinnerte Miß Kenney jetzt stets an den Besuch der Kirche, weil die Gemeinde Anstoß daran nehmen und es der Herrschaft zur Last legen könnte, wenn man die Tochter des Pfarrers, wie es während des Hochsommers nur zu oft geschehen war, von dem regelmäßigen Besuche der Kirche ferne halte; und da die Tage merklich kürzer geworden waren, ordnete man es an, daß Hulda, wenn sie am Sonntage bei den Eltern gewesen war, die Nacht dort bleiben und erst am folgenden Morgen in das Schloß zurückkehren sollte. — Das war Alles richtig, ja nothwendig. Clarisse sah das ein. Hulda's Eltern waren mit diesen neuen Bestimmungen weit mehr einverstanden als mit dem seitherigen Verhalten, auch sie selber mußte sich es

sagen, daß sie die Zeit, in welcher sie des Unterrichtes von Miß Kenney theilhaft werden könne, fortan mehr zu nützen habe; aber auch in den kurzen Sommer ihres Glückes war jener geheimnißvolle Bruch gekommen, es war Alles mit einemmale nicht mehr so wie sonst!

Das Brautpaar kam nicht mehr alltäglich, sein Frühstück bei der alten Freundin einzunehmen. Eine kleine Erkältung der jungen Gräfin hatte die erste Unterbrechung in dieser freundlichen Gewohnheit veranlaßt. Dann waren einige sehr rauhe Tage gekommen, während deren der Fürst seiner Braut das Ausgehen widerrathen; inzwischen hatte die Gräfin ihrer Tochter zu bedenken gegeben, daß es im Grunde doch kindisch von ihr sei, dem Fürsten an jedem Vormittage einen so unnöthigen Besuch bei einer Greisin zuzumuthen, die für ihn persönlich keine eigene Bedeutung habe, und Miß Kenney hatte ihrerseits nicht einmal eine Bemerkung über das Ausbleiben ihrer bisherigen Gäste gemacht. Sie schien das ebensowenig zu beachten, als daß der Baron nicht mehr wie früher bei ihr vorsprach.

Sonst, wenn er durch den Garten gegangen war, und er ging sonst viel spazieren, war er fast regelmäßig an Miß Kenney's Fenster herangetreten, um ein paar Worte mit ihr zu wechseln, um gelegentlich zu sehen und zu hören, was Hulda trieb, und welche Nachricht sie von ihren Eltern hatte. Später, als man nicht mehr die Fenster des Zimmers offen hielt und man nicht mehr bei Miß Kenney frühstückte,

hatte er doch ab und zu am Morgen, wenn auch immer nur für kurze Augenblicke, vorgesprochen; und an dem Abende, an welchem er Hulda allein und durch die Begegnung mit Michael so erschreckt gefunden, hatte er ausdrücklch verheißen, daß er wiederkehren werde, um nachzufragen, was geschehen sei. Aber gekommen war er nicht! Und Hulda wußte es doch, Miß Kenney hatte ihr es ausdrücklich gesagt, daß er es gewesen sei, der mit dem Fürsten Rücksprache genommen und dadurch die Entfernung des verläumderischen Kammerdieners veranlaßt hatte.

Von Stunde zu Stunde hatte Hulda seitdem auf den Baron gewartet. Still bei ihrer Arbeit sitzend, hatte sie es sich ausgedacht, daß und wie sie ihm danken wolle. Erst hatte sie es in Gegenwart ihrer alten Beschützerin zu thun gemeint, dann war ihr dies unmöglich vorgekommen. Miß Kenney verlangte immer, daß Alles, was man that, ruhig, gemessen, mit Anstand gethan und ausgesprochen werden sollte, und wo sollte Hulda zu einer langen höflichen Rede den Muth hernehmen? Wozu aber brauchte sie auch eine solche, da der Baron fast immer wußte, was sie wollte, auch ohne daß sie sprach. Wie oft war es ihr begegnet, daß er errathen hatte, was sie dachte. Wie oft war er freundlich einem Wunsche zuvorgekommen, den sie niemals zu äußern gewagt haben würde! Ueber alle die Verlegenheit, die sie zuerst in der Nähe der Herrschaften gefühlt, hatte er ihr, sie wußte selber kaum wie, mit einem Blicke, mit einem Worte hinweggeholfen. Den Schutz, den er ihr einst im

Vorübergehen scherzend zugesagt, den hatte er ihr, auch ohne daß sie ihn erbat, gewährt. Bei Allem, was sie gethan, hatte sie sich darauf verlassen, daß er da sei; bei all den kleinen Leistungen, zu denen man sie herangezogen, war seine Zufriedenheit es gewesen, auf die sie sich gefreut. Oft, sehr oft hatte sie gedacht, daß Gott ihn eigens zu ihrem Heile hergesendet, daß seine Anwesenheit ein Segen für sie sei; und gerade dann war ihr jedesmal wieder der unheimliche Ausspruch von Mamsell Ulrike eingefallen, daß er verflucht sei und sich selber unter dem Banne eines Fluches glaube. Er, der gütigste der Männer, unter dem Banne eines Fluches! Aber es gab ja Erlösung von jedwedem Fluche, Erlösung durch die Liebe — und konnte die ihm fehlen?

Es half ihr nicht, daß sie sich diese Vorstellung als eine Thorheit, als ein Märchengebilde vorhielt. Es giebt geheimnißvolle Dinge, die man mit dem Verstande nicht begreifen kann und die man dennoch wahrnehmen muß, weil sie Herrschaft über den Menschen üben. Sie erfuhr das an sich selbst. Sie war plötzlich selber wie von einem Banne umstrickt, wie von unsichtbaren Banden festgehalten, so daß ihre eigenen Gedanken davon wie befangen waren und sie selber und die Menschen ihr wie ganz verwandelt dünkten. „Was ist denn geschehen?“ fragte sie sich oftmals.

Drüben lag das Schloß wie sonst; aber eine unsichtbare Mauer hatte sich zwischen ihr und dem Schlosse aufgebaut: es trennte sie Etwas von demselben. Die Kammerjungfer der Gräfin kam nicht

mehr, sie zu rufen, kein Diener meldete, daß man ihrer bedürfe. Nur einmal des Tages, am frühen Vormittag ging sie noch hinüber, der Gräfin Clarisse das Haar zu flechten, indeß auch diese hatte viel von ihrer Heiterkeit verloren. Sie war den nordischen Herbst nicht gewöhnt, die Nebel, der Regen und der Wind griffen ihre Stimme an, verboten ihr die gewohnte tägliche Bewegung in freier Luft. Das nahm ihr alle ihre Munterkeit. Dazu hatte man Nachrichten über das Befinden des alten Fürsten, welche die Abreise des Sohnes als möglich erscheinen ließen, und ob und wann er danach wiederkehren, oder ob man ihm später folgen und ihn dann in der Stadt erwarten würde, wo man leichtere Verbindung mit ihm hatte, darüber war man unentschieden. Es war überhaupt mit einemmale Alles ungewiß geworden, es hatte Nichts nnd Niemand mehr das alte, gleichmäßige und freundliche Gesicht.

Die Kammerjungfern stießen einander an, wenn sie Hulda begegneten, die Bedienten beklagten, als sie einmal durch den Speisesaal ging, während man die Tafel deckte, laut und geflissentlich den armen Michael, der sich auf so nichtswürdige Weise habe fortschicken lassen müssen, weil Andere, die pfiffiger gewesen wären, sich fest in den Sattel gesetzt hätten. Die Frau des Gärtners, eine gute und wohlgesinnte Person, erkundigte sich eines Tages bei Hulda ohne allen Anlaß, ob es wahr sei, daß sie im Hause bleiben werde, auch wenn Miß Kenney mit den Herrschaften von dannen gehe? Und als Hulda sie darauf verwundert ansah

und erwiderte, was sie denn hier solle, sie werde natürlich gleich wieder zu ihren Eltern zurückkehren, hatte die Gärtnersfrau gebeten, sie möge die Frage nicht übel nehmen, sie habe es auch nicht geglaubt und hätte es nur so gehört.

Wenn Hulda einmal mit einem Auftrage nach dem Amte hinübergehen mußte, so sah Ulrike sie nur über die Achsel an und gönnte ihr kaum das Wort. Sprach der Amtmann mit der alten Freundlichkeit zu ihr, so machte Jene gewiß eine bittere Bemerkung dazu, und wie dann Hulda einmal, in Thränen ausbrechend, die Frage wagte, was sie denn verschuldet habe, daß sie ihr so zürne, hatte Ulrike ihr mit spöttischem Lachen die Antwort gegeben: „So schöne junge Frauenzimmer dürften niemals weinen, das mache Falten und rothe Augen, und dann sei die Kunst vorbei, denn das gefiele den vornehmen Herren einmal nicht.“

Selbst in der Kirche und bei dem Fortgehen aus derselben blickte man sie so besonders an. Freilich trug sie jetzt fast lauter neue und weit bessere Kleider als vordem, denn Gräfin Clarisse war freigebig und hatte ihr in den letzten Zeiten sogar eine hübsche Brustnadel und Ohrgehänge und allerlei Zierrath geschenkt. Es war auch ganz natürlich, daß die Amtmanns- und Gutsbesitzers-Töchter, mit denen sie herangewachsen und eingesegnet worden war, sie fragten, wo sie denn das Alles her bekäme? Sie kannten ja die Großmuth der jungen Gräfin nicht, aber hinter diesen an sich

sehr erklärlichen Fragen lag noch immer ein Etwas, das sich halb versteckte, halb sich zeigen wollte: etwas Feindseliges, Spöttisches, das sie ängstigte, ohne daß sie wußte, was es eigentlich sei, Etwas, das ihr das Blut in die Wangen trieb und ihr das Wort im Munde stocken machte. Und sie hatte doch nichts Unrechtes, hatte Niemandem ein Leid gethan und konnte ja Nichts dafür, daß die Frau Gräfin sie in das Schloß genommen hatte.

Ihre Fröhlichkeit, ihre Unbefangenheit hielten nicht Stand vor dem versteckten üblen Willen, der ihr entgegentrat. Sie konnte sich nicht erklären, was sie ängstigte, was sie empfand; es war Niemand da, dem sie hätte klagen können, wie ihr das Herz so voll und schwer, wie ihr so bang und muthlos zu Sinne sei.

Dazu rückte die Jahreszeit immer weiter vor und das Wetter wurde immer trüber. Der Regen fiel Tag für Tag langsam und dicht herab, hie und da zeigten sich schon Schneeflocken dazwischen, die freilich noch in der Luft zerschmolzen. Die Sonne kam nur selten einmal zum Vorscheine, tauchte bisweilen erst in der Stunde des Unterganges zwischen dem dichten Gewölke hervor, und beleuchtete dann mit ihrem matten, gelblichen Scheine nur noch das welke, auf dem Boden liegende Laub und die kahlen Aeste, von denen der Regen niedertropfte, oder die weißen Wachsbeeren an den entblätterten Spireensträuchen und die düsteren Tannen und Kiefern, über deren Wipfeln die langen Züge der wilden Gänse, hoch oben in der Luft, mit kreischendem Abschiedsrufe gen Süden wanderten.

Mehrere Wochen waren so hingeschwunden. Der Gäste im Schlosse waren immer weniger geworden, Besuche aus der Umgegend kamen auch nur selten, weil die grundlosen Wege den Verkehr erschwerten, und auch im Schlosse wie draußen in der Natur ließ sich kein fröhlicher Gesang mehr hören. Die Krankheit des alten Fürsten hielt die Sorge um ihn wach, die Tage vergingen im Erwarten der Briefe, es wurden für alle möglichen Fälle Vorkehrungen getroffen.

Man zog die Reisewagen aus den Remisen, um sie nachzusehen und in Stand zu setzen. Es war eine Ungewißheit in alle Zustände gekommen, selbst Miß Kenney sprach davon, ihre Sachen einzupacken, und wies Hulda an, in welcher Art sie ihre begonnenen Studien fortzusetzen habe, wenn man früher von dem Schlosse scheiden und sie dann früher zu ihren Eltern heimkehren sollte, als man es ursprünglich beabsichtigt hatte.

Hulda sah und hörte das Alles, wie man Quälendes, Beängstigendes in einem jener Träume durchmacht, bei denen man das Bewußtsein hat, daß man von einem Traum befangen sei, ohne sich aus den Banden desselben befreien zu können, ohne sich deßhalb weniger von seinen Eindrücken gepeinigt und gequält zu fühlen. Denn mit allem ihrem Denken kam si e nicht über die immer gleichen Fragen hinaus: „Was habe ich denn verschuldet, daß ich nicht mehr glücklich bin?“ und „Wie ist es möglich, daß der Baron, daß er, der Gütige, mir seine Gunst ent-

zieht?“ Es ließ sie in der Nacht nicht schlafen und ließ ihr am Tage keine Ruhe. Die Augen waren ihr müde zum Zusinken, das Herz klopfte ihr beständig, als erwarte sie Etwas. Sie konnte bei keiner Arbeit lange bleiben, es war eine Rastlosigkeit über sie gekommen, die sie hin und her trieb und sie nur noch müder machte.

„Wie übel siehst Du aus!“ sagte Clarisse, deren Neigung ihr immer zugewendet blieb, eines Tages ganz betroffen, als Hulda ihr an einem Nachmittage eine kleine Arbeit herüber brachte, welche sie ihr aufgetragen hatte. „Wo hast Du Deine frischen Farben gelassen? Du bist doch hoffentlich nicht krank?“

„Sie ist zu schnell gewachsen,“ fiel Miß Kenney ein, noch ehe Hulda die Antwort geben konnte, „das hat sie ein wenig angegriffen, und die völlig veränderte Lebensweise hat ihr vielleicht auch geschadet. Sie haben ganz Recht, Hulda sieht nicht gut aus.“

„Wir haben vielleicht,“ nahm die Gräfin das Wort, „mit all unserem guten Willen für sie nicht das Richtige gethan, als wir sie hiehergenommen haben. Sie hatte möglicherweise noch eine Weile Ruhe für ihre Körperbildung nöthig; aber ich hielt sie für fertig mit ihrem Wuchs, als ich sie sah, und wollte ihr doch zugute kommen lassen, was wir ihr hier zu bieten hatten. Die Ruhe bei den Eltern setzt das hoffentlich schnell wieder in das Gleiche. Wenn Du Dich heute übrigens nicht ganz wohl fühlst, Kind, wenn Du etwa hinübergehen willst, so mußt Du das nur sagen.“

„Oh! ich bin ganz wohl!“ entgegnete Hulda, und doch hatte ihr im Leben das Herz noch nicht so geschlagen wie in dem Augenblicke, denn der Baron, der mit dem Fürsten vor dem Schachbrett saß, wendete sich langsam nach ihr um, und den sanften Blick prüfend auf sie gerichtet, sagte er: „Erinnerst Du Dich unserer Unterredung, Schwester, und der Bedenken, die ich gleich damals gegen Deine Plane hegte? Es ist ein alter weiser Ausspruch, das Horazische: Was ruhig ist, das soll man nicht bewegen!“

Die Gräfin hielt sich geflissentlich an seine letzten Worte. „Das ist ein schöner und echt aristokratischer Grundsatz, den wir Alle in die Wappen über den Thoren unserer Häuser und Schlösser aufnehmen sollten,“ sagte sie, „eben weil er zu den Ansprüchen, Neigungen und Gesinnungen um uns her, und gelegentlich auch zu den Deinen, in einem so heilsamen Widerspruche steht. Ich kann Dich übrigens versichern, daß ich mir diese Erfahrung zur Lehre nehmen werde, und daß sie mich vorsichtiger machen wird.“

„Dessen bin ich sicher!“ versetzte Emanuel. „Schade nur, daß unsere nachträgliche Einsicht keine rückwirkende Kraft besitzt, und meist nur uns zugute kommt, während Dritte unseren früheren Irrthum büßen.“

Er hatte das ausgesprochen, ohne von seinem Spiele aufzusehen. Das war der Gräfin lieb, denn die Fassungslosigkeit, in welcher Hulda sich befand, hätte ihm sonst nicht verborgen bleiben können. Ihre Farbe wechselte schnell, ihre Lippen bebten und ihre

Augen hingen so angstvoll an dem Baron, als wolle und müsse sie errathen, was seine Aeußerung für sie bedeute, und in welcher Weise er sich ohne ihr Wissen, mit ihr und ihrem Schicksale beschäftigt habe.

Die Gräfin beobachtete sie scharf. Das, was sie dabei entdeckte, war ihr nicht willkommen; aber sie verrieth es nicht, und freundlich die Hand auf Hulda's glühende Wange legend, sagte sie: „Du bist erhitzt, es ist vielleicht in meinen Zimmern wärmer, als Du es gewohnt bist. Geh' hinüber, Kind, und ruhe Dich aus. Wir wollen morgen überlegen, was Dir dient und noththut."

Hulda wollte gehorchen, Clarisse hielt sie noch zurück. Sie hing ihr den eigenen Shawl um, damit der Weg durch den Garten ihr nicht schade, auch die beiden Männer waren aufmerksam geworden. Der Baron, den eigenes Leiden achtsam für Andere gemacht hatte, trat theilnehmend an sie heran und ergriff mit der Frage, ob sie Schmerzen, ob sie Fieber habe, ihre Hand.

„Mir fehlt Nichts, gar Nichts!" rief sie, und doch zuckte sie zusammen, während ihre Wangen glühten und ihre Augen hell aufleuchteten. „Mir fehlt Nichts! Ich bin ganz gesund," wiederholte sie, und wollte lachen, aber ihre Empfindung war zu mächtig, sie zog ihre Hand aus der des Barons und eilte hinaus, als ob eine unsichtbare Gewalt sie von dannen triebe.

Emanuel blickte ihr mit Besorgniß nach. „Das Mädchen ist krank! Ich fürchte, sehr krank!" sagte er und machte den Vorschlag, seinen Reitknecht gleich am

nächsten Morgen zu der Pfarrerin und nach dem Arzte zu senden. Die Gräfin und die sonst leicht zu beunruhigende Kenney wollten jedoch von keiner Besorgniß wissen.

„Macht das Uebel, das Ihr angerichtet habt, nicht ärger!“ meinte die Gräfin mit einer gewissen Herbigkeit. „Emanuel hat mir zu verstehen gegeben, ich hätte besser gethan, das Mädchen in dem Vaterhause zu belassen, und ich habe das in Hulda's Beisein nicht erörtern mögen. Aber hättet Ihr sie nicht aus dem Bereiche entfernt, in den sie hingehört und für den ich sie bestimmt, hätte Clarisse und auch Du, mein Bruder, nicht, von Hulda's gutem Aeußeren bestochen, sie in unseren Kreis hineingezogen, in dem zu leben ihr nicht zukam und in dem sie ja niemals leben kann und wird, so wären ihre Phantasie und ihre Nerven nicht so aufgeregt worden und sie wäre frisch und gesund geblieben wie zu Hause. Ich werde morgen nach der Mutter schicken, sie soll Hulda für einige Tage mit sich nehmen, dann wird die kleine Ueberreizung vorüber sein; und sie wird sich einmal später dieses Aufenthaltes bei uns wie eines ungewöhnlich hellen Sonnenscheines, wie eines schönen Traumes erinnern. Macht Euch doch keine unnöthige Sorge um das Mädchen. Das Leben hat der Sorgen, der ernsten Sorgen ohnehin genug, und —“

„Eine Estafette!“ riefen sie fast Alle wie aus einem Munde, denn durch die sanfte Stille des niedersinkenden Dämmerlichtes schallte plötzlich das Signal eines Posthornes über den weiten Hof. Der Hufschlag

eines Pferdes kam mit großer Schnelle näher, der Fürst eilte nach der Thüre, Clarisse hing sich an seinen Arm und folgte ihm.

„Ich hatte wohl Recht, zu sagen," sprach die Gräfin, „daß man die unnöthigen Sorgen nicht aufzusuchen braucht. Die Sorge kommt uns schon von selber in das Haus. Was bringt Ihr?" fragte sie, als die Verlobten bleich und mit bewegter Miene wiederkehrten.

„Sie müssen wieder einmal beweisen, theure Mutter!" sagte der Fürst, „daß Sie Sie selbst sind. Wir müssen noch an diesem Abende fort! Ich und Clarisse — und also auch Sie, theuerste Mutter."

„Wenn Sie das fordern," entgegnete die Gräfin, „muß es unerläßlich sein und muß es geschehen! Aber wer hat Sie gerufen und was schreibt man Ihnen?" fügte sie gefaßt hinzu.

„Mein Vater schreibt mir selber. Er hat nach einer Besprechung mit dem Arzte, von dem er unbedingte Offenheit verlangte, die Bestätigung erhalten, daß sein Zustand hoffnungslos, sein Ende möglicherweise nicht mehr ferne sei, und er wünscht Clarisse und mich noch verbunden zu sehen, uns zu segnen, ehe er seine lieben Augen für uns schließt!" — Der Fürst hatte das mit ruhiger Selbstbeherrschung ausgesprochen, aber bei den letzten Worten überwältigte ihn die Vorstellung, die Stimme versagte ihm, Clarisse schlang ihre Arme um seinen Hals, und der Empfindung nachgebend, barg er sein Antlitz an ihrer Brust.

Die Gräfin sah nach der Uhr, die auf dem Kamine stand. „Es ist nahezu Fünf," sagte sie, „um acht Uhr können wir reisefertig sein und reisen. Sind Sie damit zufrieden, Severin?"

Der Fürst und Clarisse küßten dankbar ihre Hände, und der Erstere wollte sich eben entfernen, um dem Postillon selber den Befehl zu geben, daß man auf der nächsten Station die Pferde für die Wagen bereit zu halten habe, als ihm noch ein anderer Gedanke kam.

„Machen Sie das Maß Ihrer Güte voll, theure Mutter," bat er, „und gestatten Sie, daß ich in Ihrem Wagen fahre. Wir haben Aussicht, viel schneller fortzukommen, wenn wir morgen meinen Wagen uns mit dem sämmtlichen Gepäcke folgen lassen, und somit heute nicht die doppelte Anzahl von Pferden nöthig haben."

Die Gräfin überlegte eine kleine Weile. Man hatte es immer als feststehend angenommen, daß der Baron an Stelle von Clarissens Vater die Braut zum Altare führen sollte, und diese selber mochte auf den ihr liebgewordenen Gedanken nicht verzichten. Nun hegte man die Besorgniß, ob es für Emanuel nicht zu ermüdend sein werde, in einem Wagen selb Dreien die mehrtägige Reise durchzuhalten. Aber Clarisse erinnerte daran, wie man ja in diesem gut gebauten Wagen schon oft zu Vieren, die Eltern und sie und der Bruder, gereist sei, wie ihr alter Platz im Wagen ihr jetzt noch lieber sein werde, wenn sie statt des Bruders den Verlobten an ihrer Seite habe; auch der Baron erklärte sich mit der Einrichtung augenblicks zufrieden.

Für die Kammerjungfer und für zwei Diener boten die Sitze vor und hinter dem großen Wagen den nöthigen Raum, und der Gräfin war der Vorschlag im Grunde sehr willkommen, weil er ohne ihr Zuthun und ohne jegliche Erörterung das Zurückbleiben von Miß Kenney feststellte. In ihren Absichten hatte es schon lange gelegen, sie zurückzulassen.

Zwanzigstes Capitel.

Die Ankunft der Estafette, die plötzlich angeordnete Abreise der Herrschaften hatten den ganzen Hof in Aufruhr versetzt. An allen Ecken und Enden wurde es lebendig, jeder Einzelne hatte sich zu rühren und zu hasten.

In den Ställen und Remisen sah man die Leute mit den Laternen sich hin und her bewegen, Koffer wurden über den Hof getragen, die Kammerjungfern und die Diener gingen eilig in den Corridoren und in den Zimmern umher, die beiden Gräfinnen, der Fürst und der Baron waren beschäftigt, aus ihren Schreibtischen und ihren Sachen dasjenige zusammenzulegen, was sie selber als das Unerläßlichste mit sich zu nehmen wünschten, und man hatte umsomehr zu thun, da man nicht wissen konnte, ob und wann man wiederkehren würde.

Die Gräfin hatte den Amtmann rufen lassen, um ihm die nöthigsten Anweisungen zu ertheilen. Ulrike packte in ihren Speisekammern die Koffer und die Flaschenkörbe für die Herrschaften. Jeder legte

Hand an, sogar Miß Kenney half nach besten Kräften, aber ihre Kräfte hielten nicht lange vor, und sich niedersetzend, rief sie: „Wie schade, daß uns gerade heute Hulda fehlt!“

„Ich muß auf jeden Fall noch zu ihr gehen, um ihr Lebewohl zu sagen,“ meinte Clarisse, „und Du mußt mir in Deinem nächsten Briefe schreiben, wie es mit ihr steht, denn ich fand sie heute so verändert!“

„Da Du jetzt allein bleibst, liebe Kenney, und es jetzt still im Schlosse wird, schicke sie nicht nach Hause, sondern behalte sie auf alle Fälle bei Dir. Die Ruhe wird Euch Beiden heilsam sein!“ sagte die Gräfin, der sich eben heute einmal Alles ganz vortrefflich fügte. „Macht es Euch recht bequem und ordne Alles nach Deinem Bedürfen, bis Du von mir erfährst, was mit uns Anderen wird.“

Miß Kenney schien erst durch diese Mahnung an die ihr bevorstehende Trennung von den beiden Frauen zu denken, denen sie ihr Leben seit so langen Jahren ausschließlich gewidmet hatte, und trotz ihrer Ergebung in den Willen der Gräfin konnte sie die Klage über die Verlassenheit nicht unterdrücken, der sie jetzt, bei dem Anbruche der schlechten Jahreszeit, in der ihr immerhin fremden Umgebung anheimfallen sollte. Aber mit sich und ihren allerdings jetzt unabweislichen Angelegenheiten ausschließlich beschäftigt, achtete die Gräfin nicht darauf. Nur Clarisse mahnte tröstend: „Nimm Dich Hulda's nur recht an. Sie ist so begabt und gut, und ich will nicht eifersüchtig werden, wenn sie mich bei Dir ersetzt. Ich liebe sie, als gehörte sie zu uns, und

sie wird am Ende noch nicht einmal erfahren haben, daß wir von hier fortgehen!"

Die Gräfin meinte, die Estafette und die Unruhe auf dem Hofe würden das Jedem längst zu wissen gethan haben. Sie wunderte sich, daß Hulda nicht herüber gekommen sei, ihre Dienste anzubieten; denn ihr Uebelbefinden sei wohl nur ein vorübergehendes gewesen. Man könne nach ihr schicken oder auch im Vorüberfahren an dem Hause halten, wenn Clarisse daran gelegen sei, ihr noch die Hand zu geben.

Aber nicht allein Clarisse, auch ein Anderer, auch Emanuel hatte daran gedacht, daß man von Hulda scheide und daß ihr die Trennung von dem Menschenkreise, in den man sie ohne ihr Zuthun hineingezogen und in welchem sie unverkennbar ein neues Leben begonnen hatte, schwer zu Herzen gehen werde. Ihm selber that es leid und doppelt leid, weil er sie in der letzten Zeit nicht so wie sonst behandelt, weil er sie, die Schuldlose, den unangenehmen Eindruck hatte entgelten lassen, den der lästige Handel mit des Fürsten Diener ihm gemacht hatte.

Während er sich für die Abreise vorbereitete, während er eilig sonderte und anordnete, was in der Beschränkung, welche man sich aufzulegen hatte, mitgenommen werden konnte, und was man nachzusenden hatte, fiel sie ihm immer wieder ein. Er legte ein paar Bücher zurück, die er ihr zum Andenken zu geben dachte, und war eben dabei, ein Wort des Abschiedes und der theilnehmenden Neigung als Widmung in das Buch zu schreiben, als er ein Verlangen danach

fühlte, sie noch einmal zu sehen. Er wollte von ihr, die ihm hier zuerst in tiefer Einsamkeit und in so eigenthümlicher Weise begegnet, die ihm durch ihre Schönheit und Eigenartigkeit so lieb geworden war, nicht scheiden, ohne sie noch einmal wie bei dem ersten Zusammentreffen allein gesehen, sich noch einmal ihr schönes Bild recht eingeprägt, und ihr gesagt zu haben, daß sie an ihm, wie immer ihr Leben sich gestalten möge, einen Freund besitzen werde.

Er warf den Reisemantel um und stieg die Seitentreppe schnell hinab. Der Abend war trocken, im Garten regte sich kein Laut. Das Licht aus dem Fenster von Miß Kenney's Wohnung leuchtete still und flimmernd durch das Dunkel, und wie es heller und größer vor ihm wurde, ging er schneller und schneller darauf zu. Er sagte sich, daß er sich nicht versäumen dürfe, daß er bald wieder im Schlosse sein müsse, daß der Augenblick der Abreise sehr nahe sei; und mit der Eile, die er sich auferlegte, fing sein Herz zu klopfen an, daß er sich davon beängstigt und bewegt fühlte, ja daß er sich räthselhaft erschien. Er vermied sonst unnöthige Gemüthserregungen, wo er es konnte, und er war nahe daran, es thöricht zu finden, daß er zu diesem Abenteuer ausgegangen war. Trotzdem vermochte er nicht umzukehren; denn wie er nun das Fenster in nächster Nähe vor sich sah, und durch die leichten weißen Vorhänge die hohe schlanke Gestalt des Mädchens gewahrte, da zuckte der alte, niemals überwundene Schmerz durch seine Brust.

„So jung! so schön!" rief er aus, und erschrak davor, als hätte ihm nicht der alte Zweifel an sich selber die Worte auf die Lippen gedrängt. Aber sehen, sprechen, mußte er sie doch noch einmal.

Bei der tiefen Stille hatte sie den Tritt des Kommenden gehört, und sie kannte diesen Tritt. Während er die kleine Außenthüre öffnete und der Hund des Gärtners anschlug, hatte sie die Stubenthüre schon aufgemacht, der Gärtner und die Frau waren auch aus ihrer Wohnung auf den kleinen Flur getreten, denn es kam sonst um diese Stunde selten Jemand in ihr Haus. Sie zogen sich mit Geflissenheit zurück, als sie den Baron erkannten. Ihm entging das nicht, Hulda ließ ihre Unruhe nicht die Zeit, es zu bemerken.

„Soll ich hinüber kommen?" rief sie ihm entgegen, während er eintrat und die Thüre hinter sich zuzog. „Ich habe gewartet und gewartet, ob man mich nicht holen kommen würde, denn von selber konnte ich doch nicht kommen. Es war mir ja befohlen, hier zu bleiben. Ist es denn wahr, reisen die Herrschaften wirklich heute noch?"

„Der Wunsch des Fürsten zwingt uns dazu," gab Emanuel ihr zur Antwort. „In einer Stunde brechen wir Alle auf."

„Alle?" fragte Hulda, indem sich ihre Augen fest auf die seinen richteten. „Alle, Herr Baron? Auch Sie?"

Ihr angstvoller Blick, der bebende Ton ihrer Stimme hatten etwas Erschütterndes und trafen Emanuel tief, denn er war bewegter, als er selbst es

für möglich gehalten hatte. Die Gewohnheit, sich den Frauen gegenüber zu beherrschen, die ihm zur anderen Natur geworden war, kam ihm jedoch zu Hilfe, so daß er in der freundlichen Weise, in welcher er stets mit ihr verkehrt hatte, ihr sagen konnte: er werde mit den Andern gehen, um seine Nichte an den Traualtar zu führen.

Da flog es wie ein wildes Feuer durch des Mädchens Züge, und sich mit ihren Händen an die seinen klammernd, rief Hulda wie im Triebe der Selbsterhaltung: „Nein! Nein! Sie nicht!"

Emanuel traute seinen Sinnen nicht. „Kind! Was soll das heißen?" fragte er, sich mühsam überwindend, während ein nie gekanntes Wonnegefühl ihn warm durchströmte. „Was soll das heißen?" wiederholte er, und ließ sein Auge mit ahnungsvoller Freude auf ihrem schönen Antlitze ruhen.

„Ich sterbe, wenn Sie gehen!" sagte sie kaum hörbar, und zusammenbrechend unter der Gewalt ihrer eigenen Leidenschaft, sank sie, die Augen schließend, ihm an das Herz.

„Mädchen," rief er, „sage es mir, sprich es mir aus — liebst Du mich, Hulda?" und sein Antlitz leuchtete, wie in den Tagen seiner Jugend, daß sein Blick auf sie niederstrahlte, wie von dem Bilde, welches ihre Seele an sich gefesselt, noch ehe sie ihn je im Leben selbst gesehen hatte. Aber sie vermochte nicht zu sprechen. Sie war erschrocken über ihr Thun und konnte sich nicht fassen, nicht in sich finden. Sie hatte

den Kopf an ihn gelehnt, er hielt sie fest umfangen er fühlte das Klopfen ihres Herzens an dem seinen.

„Und sie schrecken Dich nicht, die Mißgestalt, und die Narben, die mein Gesicht entstellen?“ fragte er.

Sprachlos schüttelte sie den Kopf, und die Augen, aus denen ihre ganze Liebe strahlte, hoben sich in stummer Anbetung zu ihm empor.

„Ja!“ rief er, „ja! Das ist die Liebe, die uneigennützige, die reine Liebe, die ich ersehnt und nicht erhofft; und was ich in der Jugend nie erwerben zu können glaubte, was die weite, große Welt mir nicht geboten, das bringst Du mir im Heimatlande jetzt entgegen —“

„Erlösung!“ sagte sie leise — „Liebe erlöst!“

Er hörte es und es rührte ihn, obschon er es nicht in ihrem Sinne nahm. „Ja, sie erlöst und bindet!“ rief er, indem er mit neuem Kusse sich von ihr trennte. „Ja, sie bindet mich mit schönem Bande an die Heimat und das Leben. Denn jetzt gehör' ich Dein und bleibe hier!“

Einundzwanzigstes Capitel.

Der schwere Reisewagen, den die Knechte auf die Rampe vor das Schloß hinaufgezogen hatten, war schon vollständig bepackt. Die Kammerjungfer steckte die Flakons in die kleine Seitentasche zur linken Hand des Platzes, den die Gräfin einzunehmen gewohnt war. Der Vorreiter hatte sein Pferd an einem der eisernen Ringe unten an der Rampe festgebunden und ging dem Kutscher bei dem Anschirren der vier mächtigen Braunen an die Hand. Die beiden großen Spitze waren aus dem Stalle mit hinaufgekommen nach dem Schlosse, und sahen dem ungewohnten Vorgange mit Verwunderung zu, denn in dieser Jahreszeit pflegte man so spät nicht abzureisen. Sie liefen unruhig und kläffend um den Kutscher, um die Pferde, um den Wagen her; sie hinderten die Diener und die Kammerjungfer, an ihn heranzutreten, und selbst der Peitschenhieb, mit dem der Stallknecht sie fort und fort zur Ruhe zu bringen suchte, schien ihnen kein vernünftiger Beweisgrund für die ungehörige Reisestunde, für das nächtige Fortgehen des Kutschers und der Pferde.

Oben in dem Saale war man auch schon reisefertig. Die Mäntel und Pelze lagen bereit, die Gräfin hatte die Chatulle, welche die Reisekasse und die nöthigen Papiere enthielt, vor sich stehen. Miß Kenney hielt sich, ihre Rührung mühsam unterdrückend, in Clarissens Nähe, an deren Shawl und Anzug sie immer noch Etwas fester zu ziehen und zu verbessern fand, während sie ihr dazwischen die Hände drückte und sie umarmte. Clarisse war eben so bewegt.

Sie am wenigsten konnte es voraussehen, ob und wann sie jemals in diese Räume, in ihr Vaterhaus zurückkehren werde, und Mutter und Tochter empfanden es Beide schmerzlich, daß die Plötzlichkeit der Abreise sie hinderte, die Grabstätte des verstorbenen Grafen noch einmal zu besuchen. Aber man verbarg das dem Fürsten rücksichtsvoll, der ohnehin ergriffen genug war, und da nun das Unerläßlichste besorgt, ein Weiteres zu thun nicht mehr vergönnt war, suchte die Gräfin das Fortgehen möglichst zu beschleunigen, um aus jenem Zustande des müßigen Wollens herauszukommen, in welchem man, unbehaglich schwankend zwischen dem Hier und Dort, nach beiden Seiten vorsorglich eingreifen möchte, während man nur noch zu denken und zu wünschen, nicht mehr selbstständig Etwas zu thun oder zu leisten vermag. Man vermißte allein noch den Baron, und doch war er, nach Aussage der Leute, früher als die Anderen mit seinen Vorbereitungen für die Abreise fertig gewesen.

Die Gräfin gab endlich den Befehl, ihn zu benachrichtigen, daß man bereit sei. Der Diener, den

sie damit beauftragte, sagte, er habe den Herrn Baron vor einer Weile nach dem Gartenflügel gehen sehen, sein Gepäck sei auf dem Wagen.

„So wollen wir einsteigen,“ schlug Clarisse vor, „ihn von dort abzuholen, und ich sage dann gleich der armen Hulda Lebewohl!“

Der Gräfin, in deren feinem Mienenspiele schon bei der Auskunft, welche der Diener gegeben hatte, ihr Mißfallen an derselben erkennbar gewesen, war die Zumuthung nicht recht. Da ihr jedoch vor Allem daran lag, nur fortzukommen, willigte sie ein, und man hatte eben die Mäntel umgenommen und den Amtmann und Mamsell Ulrike noch herein bitten lassen, als der Baron von der anderen Seite in das Zimmer trat.

„Wir haben Dich erwartet und waren eben daran, Dich abzuholen!“ sagte die Gräfin.

„Ich bedaure das umsomehr,“ versetzte er, „als ich genöthigt bin, Euch noch ein paar Augenblicke hier festzuhalten, um Euch zu erklären, daß und weshalb ich Euch erst morgen oder übermorgen folgen werde!“ Und gegen den Amtmann und dessen Schwester gewendet, bat er sie, ihn mit den Seinen noch allein zu lassen.

Sie gehorchten seiner Weisung, die Dienerschaft ging ebenfalls hinaus, auch Miß Kenney wollte sich entfernen, aber Emanuel hielt sie zurück.

„Sie, liebe Freundin,“ sagte er, „sind vielleicht die Einzige, welche ich mit dieser meiner Mittheilung weniger überrasche, als ich selber überrascht worden bin.

Denn nun ich mit schnellem Ueberschauen rückwärts blicke, meine ich, Sie müßten in meinem und des holden Kindes Herzen längst gelesen haben, was des geliebten Mädchens überwallende Empfindung mir zu meinem Glücke in dieser Stunde klar gemacht hat." — Er hielt inne, und setzte dann fest und bestimmt hinzu: „Ich habe Hulda geliebt, seit ich sie zuerst gesehen habe. Ich werde von ihr geliebt und ich bleibe hier, um morgen von ihrem Vater ihre Hand und seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu fordern."

Weil er sich ruhig zu erscheinen zwang, bekamen .seine Worte und sein Ton etwas Trockenes und Kaltes das im Widerspruche mit ihrem Inhalte stand, und die ohnehin sehr unerwartete Eröffnung noch befremdlicher machte.

„Unmöglich!" rief die Gräfin, während der Fürst betroffen schwieg und selbst Clarisse, die nach allen bisherigen Aeußerungen und nach des Oheims ganzem Verhalten an eine Verheiratung desselben nicht mehr gedacht hatte, sich versucht fühlte, in den Ausruf ihrer Mutter einzustimmen. Sie hatte sich Hulda als dienende Gesellschafterin anzueignen gewünscht; sich des Pfarrers Tochter als des Oheims Braut, als ihre Tante vorzustellen, widerstrebte ihr nicht minder als der Gräfin.

Der Baron empfand den Ausruf seiner Schwester und das Schweigen der beiden Anderen übel. Sein leicht verletztes Selbstgefühl lehnte sich dagegen auf, und jenes Mißtrauen, das er immer gegen sich gehegt hatte, trieb ihm das Blut in die Wangen.

„Wohin zielt Dein Ausruf, Schwester?“ fragte er, „und was dünkt Dich daran so unmöglich, daß ich, meiner Neigung folgend, mich zu heirathen entschließe?“

Aber es erging der Gräfin wie den meisten Menschen, die gewohnt sind, sich zu beherrschen, wenn sie ihre Fassung einmal verlieren; denn von ihrer heftigen Empfindung fortgerissen, sagte sie: „Unmöglich dünkt mich, daß Du vergessen könntest, was Du Dir und Deinem Namen schuldig bist, und wie Du nicht allein stehst in der Welt!“

„Und doch läßt eben dieser Augenblick es mich erkennen, wie sehr allein ich stehe und wie verschieden wir empfinden!“ sagte er. „Indeß — davon wird später ja zu reden sein.“

Es entstand eine Pause; sie steigerte die Mißempfindung in den Gemüthern. Jeder hatte Etwas auf dem Herzen, was er auszusprechen wünschte, Jeder hielt es zurück. Endlich machte der Fürst die Bemerkung, daß die für die Abreise festgesetzte Zeit schon überschritten sei. Der Gräfin war das willkommen, und doch wünschte sie den Bruder, wenn auch nur für wenige Minuten, noch allein zu sprechen. Sie deutete ihm das an, er wollte es nicht verstehen. Wie sie es dann geradezu begehrte, lehnte er es ab.

„Wir sind Beide erregt und der Augenblick drängt,“ sagte er, „so sind wir zu keinen Erörterungen geeignet — die ohnehin Nichts fruchten würden!“

Daß er sie so bestimmt zurückwies, kränkte die Gräfin nur noch mehr. Sie hatte immer viel Werth auf den Einfluß gelegt, den sie über den jüngeren

Bruder ausgeübt, und der Schritt, den er zu thun entschlossen schien, beleidigte ihren Stolz, verstieß gegen alle ihre Ueberzeugungen. Daß dieser unangenehme Vorfall im Beisein von Clarisse und vor ihrem künftigen Schwiegersohne zur Sprache gekommen war, daß ihr Bruder in dem Augenblicke, in welchem er ihre Tochter in dem Fürstenschlosse zum Altar führen sollte, mit der Tochter eines Pfarrers, mit einem Mädchen, dessen Mutter noch als Hörige geboren worden war, sich trauen lassen wollte, war ihr unerträglich. Zwischen der Kränkung, die ihr die Lippen zusammenpreßte, und zwischen dem Verlangen schwebend, das drohende Ereigniß abzuwenden, oder mindestens doch aufzuhalten, wendete sie sich, als die Verlobten, von Miß Kenney gefolgt, das Zimmer bereits verlassen hatten, noch einmal zu Emanuel zurück, der am Kamine stehen geblieben war.

„Du denkst also wirklich hier zu bleiben? Du gehst nicht mit uns?“ fragte die Gräfin, und ihr Ton verrieth es, wie sehnlich sie auf eine erwünschte Entscheidung hoffte.

„Nein!“ entgegnete er fest und unbewegt, „aber ich hoffe, Deine Gastfreundschaft hier nicht lange mehr zu mißbrauchen.“

„Also hatte Michael doch Recht!“ stieß die Gräfin in ihrer Empörung, fast ohne es zu wissen, heraus, so daß der Amtmann und die Mamsell, die an der offenen Thüre standen, es vernehmen konnten; und dem Fürsten und Clarissen folgend, stieg sie, von dem

Haus- und Gutspersonale geleitet, die stattliche Treppe hinab und in den Wagen.

Der Baron blieb oben in dem weiten Saale ganz allein zurück. Die Worte seiner Schwester hatten ihn wie ein Dolchstoß getroffen. Sie verriethen ihm zugleich, daß Miß Kenney ein abgekartetes Spiel mit ihm getrieben. Die letzte Stunde hatte viel Erleben auf ihn gehäuft.

Die Thüren standen offen, der scharfe Zugwind, der vom Vorsaale kam, wehte die Flammen der Kerzen unruhig hin und her. Emanuel hörte, wie man den Schlag des Reisewagens zuwarf, er hörte den weithin challenden Peitschenknall, mit welchem der Kutscher und der Vorreiter die Abfahrt einleiteten, das „Adieu" und „Glückliche Reise", welches die scheidenden Herrschaften und die zurückbleibenden Beamten und Diener einander zuriefen und das der Hufschlag der Pferde und das Rollen der Räder in sich verschlang. Dann wurde das Portal geschlossen. Auf dem wechen Boden des großen Hofes verhallte das Kommen und Gehen der Leute. Es wurde Alles wieder still, nur der Wind, der aufgestanden und heftig geworden war, zog heulend durch die Luft und stieß gegen die Fenster, daß sie klirrten. Im Schlote rieselte der Ruß herunter, die Eule, die im Thurme nistete, hatte sich auf dem Balkon dicht vor dem Zimmer niedergelassen, und ihr Ruf tönte melancholisch durch die Stille.

Wie der Baron sich umsah und sich so verlassen in dem Saale fand, überschlich ihn ein schmerzliches Gefühl. In der Stunde, in welcher ihm zum ersten-

male die Liebe eines Weibes, wie er sie sich ersehnt, entgegengekommen war, wendeten die Seinen sich von ihm ab, beleidigte ihn die Frau, die er mehr als eine Schwester, die er fast wie eine Mutter geliebt, in der er eine Freundin verehrt, und die sein volles Vertrauen besessen hatte. Sie, die es wußte, wie die Entstellung seines Aeußeren ihn von Jugend auf gedrückt, wie er um dieses Mißgeschickes willen kein Glück für sich erhofft, gerade sie hätte ihm nicht anthun dürfen, was sie ihm nun gethan hatte. War er denn nicht der Herr über sich selber nach seinem Ermessen und Bedürfen in aller Freiheit zu entscheiden?

Weil sein Herz sehr weich, seine Anhänglichkeit an seine Schwester lebhaft war, blieb ihm Nichts übrig, als sich mit Zorn gegen sich und sie zu waffnen. Es empörte ihn mit Recht, daß sie im Augenblick des Scheidens die nichtswürdige Verleumdung eines fortgejagten Dieners ihm in das Antlitz zu schleudern, daß sie damit nicht nur ihn, sondern auch das Mädchen zu beschimpfen gewagt hatte, welches in kürzester Frist den Namen führen sollte, den zu tragen die Gräfin selber so stolz gewesen war. Auch er hatte es freilich niemals gut geheißen, wenn Mitglieder der alten Adelsgeschlechter Verbindungen mit Bürgerlichen eingegangen waren und dadurch jene Reinheit des adeligen Blutes getrübt hatten, die er ebenso wie seine Schwester immer als einen Vorzug angesehen hatte.

Er hatte auch nie an die Möglichkeit gedacht, außerhalb der adeligen Familien sich eine Frau zu suchen. Aber hatte er denn hier gewählt? — Wie

aus der Götter Hand, wie eine Huld des Schicksals, so ungesucht, so unerwartet, so plötzlich und so überwältigend war die Liebe des himmlischen Geschöpfes ihm zu Theil geworden, die ihn vorahnend schon so sehr beglückt hatte! Niemals hatte er sich innerlich so ausgeglichen, so versöhnt mit seinem Loose empfunden, als seit dem Tage, an welchem Hulda ihm begegnet war; und wie sie ihm damals als die Tochter der Segen spendenden Göttin erschienen, so war sie ihm auch zu einem Segen geworden und mußte dies werden mehr und mehr, je vollkommener ihre schöne Natur sich unter der Pflege entwickeln würde, welche seine Liebe ihr zuzuwenden dachte.

Sie stand wieder vor ihm in aller ihrer Jugendherrlichkeit. Er fühlte sie wieder an seinem Halse hängen, ihr Haupt an seinem Busen ruhen, es trieb ihn sie wieder aufzusuchen, um in ihrem Anblick, in ihrer Liebe die peinlichen Eindrücke der letzten halben Stunde zu vergessen.

In dem Vorzimmer kam sein Diener ihm entgegen. Er wollte wissen, ob er auspacken solle, er hatte sich zu erkundigen, wo der Baron das Nachtessen einzunehmen wünsche; ob er es im Speisesaale oder in seinem Zimmer aufgetragen haben wolle. Dazwischen gingen ein paar Hausmägde an ihm vorüber, welche unter Aufsicht der Mamsell mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt waren. Die Auflösung der bisherigen Zustände gab sich schon jetzt in vielen kleinen Zeichen kund, und Emanuel sagte sich, morgen um diese Stunde werde er wahrscheinlich das Schloß

ebenfalls verlassen haben. Er hatte schöne Tage mit den Seinen, mit der Schwester, mit Clarisse und dem Fürsten hier verlebt — schöne Tage, die nach dem Vorgegangenen nie wiederkehren konnten.

Wie er in das Freie hinaustreten wollte, drängte der Sturm vom Meere her so heftig gegen die Thüre, daß er Mühe hatte, sie zu öffnen, und Mühe, draußen die kleine Strecke vorwärts zu kommen. Die Aeste in der Tannenallee neigten sich unter dem Drucke des Windes tief hinab und schnellten sausend in die Höhe, während es in den Kronen und Wipfeln knarrte, und von dem Eichenkampe her, das scharfe, welke Laub wie ein hartes, braunes Schneegestöber durch die Lüfte jagte. Er war froh, als sein Fuß die Schwelle des schützenden Gärtnerflügels betrat, froh der Aussicht, in des geliebten Mädchens Nähe Alles zu vergessen, außer dem Glücke, sich geliebt zu wissen.

Aber auch hier fand er es nicht, wie er's erwartet hatte. Er hatte gehofft, die Holde würde ihm entgegengekommen, den Widerschein der jungen Liebe auf dem blühenden Gesichte. Statt dessen saß Miß Kenney in stillem, sich bescheidendem Schmerze versunken in den Polsterkissen ihrer Sophaecke, und Hulda erhob sich von der anderen Seite des Tisches und blieb scheu und ohne ihn auch nur anzusehen, auf ihrem Platze stehen.

„Was bedeutet das? Was ist geschehen, Geliebte?“ fragt er, obschon er sich es sehr wohl erklären konnte. Er hatte ihre Hand ergriffen und seinen Arm um sie gelegt. Sie entzog sich ihm mit Aengstlichkeit, und

sich niederbeugend, um seine Hand zu küssen, brachte sie mühsam die Worte: „Verzeihen Sie mir, Herr Baron!“ über ihre bebenden Lippen.

„Ich soll Dir verzeihen, Geliebteste!“ rief er. „Was für ein Wort ist das! Ich soll Dir verzeihen, daß ich glücklich bin, daß Du mich liebst! Daß Du mir Dein liebes Herz geweiht? — Welch ein Wahn, welch ein böser Zauber hat Dich denn ergriffen? Was könnte ich Dir, ich Dir denn zu verzeihen haben, die Du die Reinheit und die Liebe selber bist?“

„Daß ich mein Auge zu Ihnen erhoben, daß ich Unfrieden gebracht habe, wo ich Wohlthaten empfangen, daß ich — daß ich —“ sie konnte nicht weiter sprechen und verhüllte ihr Gesicht mit ihren Händen.

„Also dazu hat meine liebe Freundin Kenney die kurze Zeit benützt in der ich von Dir entfernt gewesen bin? Diese Lektion hat man Dich lernen lassen?“ sagte Emanuel mit einem Lachen, das seine Entrüstung nur schlecht verbarg. „Welch ein Glück, daß Dein Gedächtniß nicht schneller ist, und daß Dein Herz sicherlich keine Silbe von der unvergleichlichen Lektion begriffen hat. Aber ich sehe es, Deines Bleibens ist hier nicht und auch des meinen nicht. Morgen in der Frühe bringe ich selber Dich nach Hause, bis dahin lebe wohl, mein Kind!“

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Miß Kenney, während sie ihn mit ihrem sanftesten Blicke freundlich ansah, „verzeihen Sie mir, wenn ich zum erstenmale Ihren Anordnungen entgegentreten muß, Herr Baron, Hulda ist mir von ihren Eltern und von der Frau

Gräfin anvertraut, und ich habe von der Letzteren den ausdrücklichen Befehl erhalten, daß ich sie morgen zu ihren Eltern bringen und bis dahin sie unter meiner alleinigen Obhut behalten soll."

Emanuel fuhr auf. Sich in solcher Weise bevormundet und gehindert zu sehen, war ihm unerträglich. „Die Gräfin ist sehr besorgt für meine Braut," sagte er, „aber sie wird mir das Vertrauen schenken müssen, daß ich selbst bestimme, was mir in meinem besonderen Falle als das Angemessenste erscheint. Hülle Dich warm ein, Geliebte, in einer halben Stunde bin ich hier. Du sollst schon diese Nacht unter dem Dache Deines Vaters schlafen, das Du nie verlassen haben würdest, hätte die Gräfin mir gefolgt."

Er schritt der Thüre zu. Hulda stand willenlos wie ein Kind inmitten des kleinen Gemaches. Ihre Hilflosigkeit und die Empörung des Barons gingen Miß Kenney zu Herzen und warfen alle ihre Vorsätze über den Haufen. Sie wußte nicht, was sie wünschte, was sie thun sollte. Sie war einst selber jung und schön gewesen wie das Mädchen, das hier vor ihr stand, sie war geliebt worden von dem Sohne des reichen Edelmannes, dessen Pächter ihr Vater gewesen war, hatte demüthig entsagend ihre Familie und ihre Heimath verlassen, um dem Wohlergehen der Ihrigen nicht zum Hinderniß zu werden, und sie hatte Friede und Ruhe und eine neue Heimat und eine neue Familie in dem gräflichen Hause gefunden, in das sie eingetreten war. Warum sollte diesem Mädchen nicht ebenso gelingen, was ihr gelungen war? Warum

sollte sie durch ihr Beispiel und ihren Rath nicht zum zweitenmale der Friedensengel in einem edelen Hause werden können? Nachgiebigkeit und Entsagung lagen so sehr in ihrer Natur, daß sie nicht begriff, wie nicht ein Jeder seine höchste Befriedigung in der Selbstverleugnung finde.

Sie hatte sich erhoben und ihre Hand auf Emanuel's Arm gelegt, um ihn zurückzuhalten. „Lassen Sie mich keine Fehlbitte thun," sagte sie, „zwingen Sie mich nicht, zum erstenmale den Anordnungen der Frau Gräfin zuwider zu handeln. Und wiegt denn die unbedachte Neigung eines Kindes die alten, heiligen Bande der Geschwisterliebe auf? Denn — Sie kennen die Gräfin ja so gut wie ich — sie opfert Alles eher als ihre Ueberzeugung!"

Das ermahnende leise Bitten der Greisin, die Willenlosigkeit, in der er Hulda vor sich sah, regten Emanuel's ohnehin an diesem Abende übermäßig angespannte Nerven heftig auf, und die letzten Worte machten das Uebel ärger. „So wird die Gräfin es um so natürlicher finden," rief er, „wenn auch ich meiner Ueberzeugung folge. Halte Dich bereit, Mädchen! In kürzester Zeit steht der Wagen vor der Thüre!"

Er schritt rasch hinaus, Hulda setzte sich wie betäubt in eine Ecke nieder. Die gute alte Kenney schwankte zwischen ihrem Gewissen und ihrem Herzen, zwischen Pflichttreue und Empfindung, zwischen ihren Standesbegriffen und ihrer Gefühlsseligkeit unschlüssig hin und her. Sie warf es Hulda vor, daß ihr Mangel an wahrer Sittsamkeit all dies Unheil verschuldet habe,

und fühlte ihr ängstlich den Puls, denn das Mädchen war sichtlich leidend. Sie erklärte, daß sie Hulda nicht mit dem Baron in Nacht und Nebel und obendrein in solcher Sturmnacht fortgehen lassen könne. Sie verlangte, Hulda selber solle es aussprechen, daß sie bei ihr bleiben wolle, daß sie erst morgen zu den Ihren zurückzukehren wünsche, und daneben rührte sie das Schicksal des jungen Mädchens und des Barons, denn sie konnte es ermessen, welche Saiten heute in dem Herzen Emanuel's erklungen waren. Aber was sie auch sagte, um Hulda anderen Sinnes zu machen, es blieb Alles wirkungslos.

„Ich gehe mit ihm! Und ich muß nach Hause — heute noch und gleich!" sagte sie wieder und wieder, als ob kein anderer Gedanke daneben Raum in ihrer Seele hätte; und plötzlich aufspringend wie in jähem Schreck, fügte sie hinzu: „Wenn er nur erst käme! Es zieht mir am Herzen, daß ich nach Hause muß!"

Sie war in die Nebenstube gegangen, sich zur Abfahrt anzukleiden, dann trat sie an das Fenster, sah in die Nacht hinaus, und ging gleich wieder nach der Uhr zu sehen. Ihre Unruhe wurde immer größer. Miß Kenney sagte ihr, sie sei ernstlich krank, sie habe Fieber.

„Nein!" versetzte sie. „Aber angst ist mir, so unaussprechlich angst, als müßte ich zu Fuß nach Hause, wenn's nicht anders wäre! Wenn er nur erst käme — so war mir noch nie!" — Mit einemmale eilte sie auf's Neue an das Fenster und öffnete es. Der Wind schlug es mit Heftigkeit zurück. Das eine

der beiden Lichter, die auf dem Tische standen, erlosch davor. Miß Kenney, von dem eisigen Luftstrom scharf getroffen, fragte, was das heißen solle.

„Hörten Sie es nicht?“ entgegnete Hulda, und sah verwirrt um sich. „Es war mir gerade, als ob ich meine Mutter rufen hörte. Es ging mir durch Mark und Bein! Ein lauter, ein entsetzlicher Hilferuf!“

Miß Kenney schloß das Fenster und holte sie zurück. Es wurde ihr selber bange, sie fürchtete, das Mädchen sei nicht bei sich, so krankhaft war sein Verlangen, fortzukommen, seine Sehnsucht nach der Mutter.

Aber auch der Baron stand im Schlosse am Fenster seines Zimmers und wartete in einer Ungeduld, die ihn verzehrte, auf die Pferde, und das Schweigen um ihn her machte seinen Zustand quälender.

Er hatte den Befehl gegeben, seinen Wagen anzuspannen, seinem Reitknechte, sich zum Vorreiten bereit zu machen, denn obschon der Weg vom Schlosse nach der Pfarre kurz und völlig eben war, machten die tiefe Dunkelheit und der Sturm die Vorsicht nöthig. Auf die Frage seines Dieners, ob er den Mantelsack auf den Wagen zu legen, ob er den gnädigen Herrn zu begleiten habe, hatte er verneinend geantwortet, ohne zu erwähnen, wohin er gehe und wann er wiederkehren werde. Der treue Mann, der den Baron seit Jahren auf allen seinen Reisen begleitet hatte, machte sich leise in dem Gemache zu thun. Ihn drückte die Vereinsamung, in der sein Herr zurückgeblieben, der

Unfriede, in welchem die Gräfin von ihm geschieden war. Er hoffte im Stillen, daß der Baron sich eines Anderen besonnen, daß er sich entschlossen habe, den vorangegangenen Reisenden noch in dieser Nacht zu folgen.

Emanuel bemerkte die Anwesenheit des Dieners kaum. Es gingen ihm andere Dinge durch den Kopf. Auch in ihm wogten Empfindungen und Gedanken in raschem Wechsel hin und her. Denn erst jetzt, da er für wenig ruhige Augenblicke sich selber überlassen war, kam ihm die deutliche Vorstellung, wie er eben in diesen Stunden an einem Scheidewege auf seiner Lebensbahn gestanden und über seine Zukunft gegen alle seine bisherigen Absichten entschieden habe.

Er fühlte sich wie verwandelt. Das Glück, sich geliebt zu sehen, hatte seinen Unglauben an sich selbst besiegt; aber das drohende Zerwürfniß mit seiner Familie dämpfte die Empfindung, mit welcher er an Hulda dachte, und neben dem Unbehagen, das seinem edlen und auf ruhige Entfaltung der Dinge gestellten Sinne die Art und Weise verursachte, in welcher er sich das geliebte Mädchen jetzt anzueignen hatte, konnte er nicht darüber in Zweifel sein, wie man in den Kreisen, in deren Gesellschaft er zu leben und auf deren Meinung Gewicht zu legen er gewohnt war, den Schritt beurtheilen würde, den er zu thun beschlossen hatte.

Seine innere Bewegung steigerte sich an der Nothwendigkeit des Wartens. Er war froh, als sein

Wagen endlich vor der Thüre hielt, als er Hulda wieder vor sich sah und sie ihm, da er in das Zimmer trat, wie einem Befreier mit dem Ausrufe: „Gottlob, daß Sie da sind!“ um den Hals fiel.

Wie er sie fortgeführt, wie Miß Kenney, von dem Ereignisse überwältigt, all ihrer Einwendungen vergessen, und von ihrer Liebe für Hulda, von ihrer Freundschaft für Emanuel hingerissen, sie segnend umarmt, wie sie trotz ihrer sonstigen Sorge für die eigene Gesundheit die Beiden hinausgeleitet hatte bis vor die Thüre — er wußte es selber kaum. Und er vergaß es völlig in dem beseligenden Gefühle, mit welchem er das Mädchen in seinen Armen hielt.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Nacht war ungewöhnlich dunkel, der Sturm heulte, vom Meere kommend, in weitem, wildem Zuge über die große Ebene hin, daß die starken Pferde mühsam dagegen angingen und das Licht in den wohl verwahrten Laternen des Vorreiters und des Wagens nur flackernden Schein durch die Finsterniß warf; aber weder die Gewalt des Windes, noch die rauhe Nachtluft fochten Emanuel an. Er war sehr glücklich.

Unschuldig und vertrauensvoll wie ein Kind, zärtlich und hingebend wie ein liebendes Weib, hatte sich Hulda an ihn geschmiegt. Ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, er hatte seinen weiten Mantel auch um sie geschlagen, er hielt sie in seinen Armen fest, und mit einer sanften Wonne, die er nie zuvor gekannt hatte, drückte er seine Lippen auf ihr Haupt, auf ihre Stirne und auf ihren Mund.

Was ihm noch vor wenigen Minuten ein Gegenstand des Unbehagens gewesen war, das entzückte ihn, nun er mit der Geliebten wie mit einem holden Raube

durch das Toben der Sturmnacht einsam über die nordische Haide nach dem Meere hinfuhr. Er hatte Hulda in seinem Herzen und auch vor den Anderen oftmals als die verkörperte Volksdichtung bezeichnet, und nie hatte er sie reizender gefunden, als wenn sie ihm die Lieder des Volkes zur Guitarre gesungen. Nun fielen ihm plötzlich wieder die Verse ein, die er von ihr gelernt, und bei denen er — er entsann sich dessen deutlich — immer an sich und an sie gedacht hatte, so oft er sie von ihr gehört. Es klang in ihm wieder, jetzt, da er sie an sich drückte, jenes:

Hin zu mir, dem Düstern,
Der es nicht bemerkte,
Spähte von der Seite,
Blickte still und sinnend,
Jenes schöne Kind;
Und ich sah in's Aug' ihr
Und es traf ihr Blick mich
Wie ein Strahl des Himmels,
Tröstlich und gelind.
Allsofort ein Dringen
Im Gemüthe spürt' ich,
Daß mit ihr vertraulich
Holder Red' ich pflag'.
Und erklingen hört' ich
Ihre süße Stimme,
Und entschweben fühlt' ich
Meiner Seele Trübsal,
Aufgefunden war mir,
Was das Herz bedurfte,
Aufgegangen war mir
Tief in Nacht und Dunkel
Das ersehnte Licht.

Die sanfte Schüchternheit, mit welcher sie seine Liebesworte, seine Fragen beantwortete, das kindliche Bangen, mit dem sie von den Eltern sprach, und daneben die stille Freude, mit der sie seine Hände drückte, wenn er ihr sagte, daß er sich neben ihr jung wie sie selber und dem Leben neu gewonnen fühle, ließen ihn es kaum beachten, wie zu dem wilden Sturme sich ein heftiges Schneetreiben gesellt hatte, in welchem seine Leute nur mit großer Vorsicht vorwärts kommen konnten. Mit einemmale schreckte Hulda aus dem sanften Ruhen auf.

„Das ist Pluto! das ist unser Hund!" rief sie, und das Gesicht an das Wagenfenster lehnend, fragte sie verwundert, ob man denn schon zu Hause sei?

Der Baron zog das Fenster herunter, man war noch ganz im freien Felde. Hulda erkannte beim Scheine der Laternen den alten Wegweiser, der unfern vom Eingange in das Dorf die drei Richtungen nach dem Schlosse, nach dem Dorf, und nach dem Meere anwies; aber es war des Pfarrers Hund, der, wie sie ihn anrief, in hohen Sätzen mit lautem Gebell immer und immer wieder in seinem Laufe innehielt und an dem Wagen emporzuspringen suchte.

„Wo er nur herkommt?" sagte Hulda, als der Baron das Fenster wieder geschlossen hatte. „Er kommt um diese Stunde niemals von der Kette los! — Und," fügte sie hinzu, da sie inzwischen an den ersten Häusern des Dorfes vorübergefahren waren: „was muß denn hier geschehen sein? Es ist noch Licht in allen Häusern, und die Leute sind noch

draußen! Noch in allen Häusern Licht! — Wenn nur nicht Kähne in dem Sturme draußen sind.“

„In dem Augenblicke hielt der Kutscher an. Es war Jemand an den Vorreiter herangetreten, und obschon der Wind darüber hinfuhr, hörte man Rede und Gegenrede.

„Was geht da vor?“ fragte der Baron seinen Diener, indem er sich zum Fenster hinausbog.

„Sie fragen,“ gab der herbeigekommene Reitknecht zur Antwort, „ob wir vielleicht der Kalesche vom Posthalter begegnet sind; wir kommen ja aber von der anderen Seite.“

„Wie kommt man denn darauf, das Fuhrwerk zu suchen?“ erkundigte sich der Baron.

Da trat, noch ehe der Reitknecht Auskunft geben konnte, ein alter Mann in vielkragigem Mantel, die Pelzmütze tief in die Augen gedrückt, eine Stalllaterne in der Hand, an den Wagen heran; und ohne in seiner angstvollen Eingenommenheit von dem Erscheinen des Wagens, von des Barons und von Hulda's Kommen um solche Zeit und Stunde im entferntesten überrascht zu scheinen, rief er, wie er die Letztere erkannte: „Gottlob, daß Sie wenigstens nur da sind! Da ist doch Einer, zu dem der Herr Pfarrer reden kann!“

Es faßte Hulda wie mit Todesangst, als sie die Worte von des Küsters Mund vernahm.

„Wo ist denn meine Mutter?“ rief sie, „Herr Falk! wo ist die Mutter? Sie ist doch nicht krank? Wer soll denn kommen in des Posthalters Kalesche?“

„Die Frau Pfarrerin sollte kommen!“ sagte der Küster. „Die Frau Posthalterin ist krank und hat heute Morgens nach der Frau Pfarrerin geschickt, und sie hatte von dort gleich nach dem Mittag abfahren und um die Kaffeezeit zu Hause sein wollen. — Und sie ist noch nicht da.“

„Sie wird des schlechten Wetters wegen zurückgeblieben sein!“ meinte der Baron, um Hulda zu beschwichtigen und fortzukommen, obschon ihn selber eine schwere Bangigkeit befiel.

„Nein!“ sagte der Küster, „abgefahren ist sie, lang vor der Reitpost, die um fünf Uhr hier vorbeigefahren ist!“

Hulda stieß einen Schrei des Entsetzens aus, trotz der Kälte brannten ihre Hände wie im Fieber. Der Baron befahl, rasch zuzufahren, in wenig Minuten hielt man vor der Pfarre.

Die Gartenpforte und die Hausthüre standen offen, der Pfarrer, die Magd, ein paar Frauen kamen, als sie den Wagen hörten, aus dem Hause rasch heraus.

„So weißt Du's schon!“ rief der Pfarrer, als sich Hulda ihm in die Arme warf, „Du weißt es schon?“

„Nichts! Nichts wissen wir!“ entgegnete Emanuel, während er sich bemühte, den Greis und das Mädchen, das sich kaum auf den Füßen halten konnte, der Unbill der Sturmnacht zu entziehen und sie in das Haus zu führen.

„Sie ist am hellen Tage um drei Uhr abgefahren,“ klagte der Pastor. „Es ist nicht anders, sie sind auf Triebsand gerathen, sie ist hin!“

Hulda rief in lautem Schmerze nach der Mutter, sie war wie außer sich. Das Entsetzen, das an den Vater langsam schreitend herangetreten war, überfiel sie plötzlich und warf sie nieder. Emanuel strebte vergebens, die Hoffnung in den beiden Verwaisten, wenn auch nur noch für Stunden, lebendig zu erhalten, um sie wie einen milden Vermittler zwischen die Sorge und die unabweisliche Gewißheit zu stellen; aber seine Trostgründe fanden bei den Beiden kein Gehör. Er wollte seinen Reitknecht aussenden; er schlug vor, auch mit den vier Wagenpferden Leute beritten zu machen, um, wie er es nannte, die Verirrten aufzusuchen. Indeß, er wußte in seinem Innern wohl, daß der Pfarrer Recht hatte, wenn er behauptete, hier sei kein Verirren möglich, als in das Meer.

„Der Postillon, der die Briefpost fuhr, hat das Wagengeleise verfolgt,“ sagte der Pastor mit der Ruhe der Hoffnungslosigkeit. „Er ist es selber eine halbe Stunde lang gefahren, dann war es zu Ende. Der Strand kam ihm auch verändert vor, es war ein Stück wie abgefallen, und er ist weiter landeinwärts gefahren!“

„Der Wind wird den Dünensand herabgejagt, die Spur verweht haben!“ tröstete Emanuel, den die Starrheit in des geliebten Mädchens Zügen ängstigte und der allein ermessen konnte, wie die Schreckens=

kunde es eben jetzt in dieser Stunde mit doppeltem Gewichte treffen mußte.

Der Pfarrer schüttelte ungläubig das müde Haupt: „Der Wind? Auf dem nassen Sande? Ganz unmöglich! — Und wo sollten sie geblieben sein? Wir haben sie ja gesucht von hier bis zu des Posthalters Haus — seine Leute, das ganze Dorf, die Kreuz und Quer, als ob es möglich wäre, sich hier zu verirren!" Und die gefalteten Hände gegen die bleiche Stirn gepreßt, rief er: „Gott hat es so gefügt und wird das Weshalb wissen; aber es ist hart! Sehr hart für mich alten Mann und für das Kind! — Das beste Herz! Die allerbeste Mutter! — Das arme, arme Kind!"

Die Thränen flossen ihm über die gefurchten Wangen herab, Hulda war vor ihm niedergesunken, er hatte seine Hände auf ihr Haupt gelegt. Emanuel stand herzbeklommen ihnen gegenüber.

„Bin ich nicht da, mein Freund? Hulda, bin ich nicht da?" sprach er, indem er sich zu ihr beugte. Aber sie wendete sich mit einer ihm unerklärlichen Scheu von ihm fort und klammerte sich mit dem Ausrufe: Hier! Hier! — Ich kann nicht von hier fort!" an ihres Vaters Knie.

Er wagte nicht, ihr weiter zuzusprechen, dem natürlichsten Schmerze hingegeben, wie sie war; und von dem Vater eben jetzt der Tochter Hand zu fordern, Verzweiflung und Hoffnung so ineinander zu mischen, sein Glück unterzutauchen in diese Fluth von Leid und

Schmerz, wäre ihm vollends als ein Unrecht, ja wie eine doppelte Entweihung erschienen.

Erst als unter dem Kommen und Gehen der Leute aus dem Dorfe, die, solcher Ereignisse mehr oder weniger gewohnt, sich nur davon betroffen zeigten, daß derlei auch ihrem Herrn Pfarrer begegnen, daß die Frau Pfarrerin so gut wie jeder Andere ein so grauses und plötzliches Ende nehmen könne, Emanuel's Diener mit der Frage an seinen Herrn herantrat, ob er in das Schloß zurückzukehren oder noch hier zu bleiben denke, wurde der Pfarrer achtsam darauf, daß das Kommen seiner Tochter in nächtiger Stunde und in der Begleitung des Barons einen besonderen Anlaß haben müsse.

Er fragte, was den Baron hierher geführt habe, weshalb er Hulda zu ihm bringe. Emanuel berichtete also, wie man auch im Schlosse eine Trauerpost erhalten habe, wie man rasch aufgebrochen sei, wie nur er und Miß Kenney noch zurückgeblieben wären. Das zog die Theilnahme des Pfarrers auf sich, ohne die Ankunft Hulda's zu erklären, und da Emanuel bemerkte, daß es dem Greise wohl that, wenn auch nur auf Minuten von dem Gedanken an sein Unglück abgelenkt zu werden, sagte er: „Weshalb ich Ihnen diese Meldung selber mache, weshalb ich Ihnen Hulda, die mir theuer ist wie Ihnen selbst, noch an diesem Abende nach Hause brachte, das sage ich Ihnen morgen, wenn wir Alle nicht mehr von dem Unglück, das wir erlitten haben, so überwältigt sind, als jetzt; wenn

etwas Anderes Raum in unserer Seele findet, als die Klage um die theure Todte.“

„Also Sie wußten es wirklich nicht?“ fragte der Pfarrer noch einmal, da die Anwesenheit Emanuel's ihm mehr und mehr zum Räthsel wurde.

„Ja!“ rief Hulda, noch ehe Jener die Antwort geben konnte. „Ja! Vater! Ja! Ich wußte es! — Sie rief mich einmal, zweimal, so laut, daß ich an's Fenster eilte und es öffnete — aber ich sah sie nicht. — Jetzt aber, jetzt seh' ich sie! Dort! Dort! — Mutter! Ach liebe Mutter!“ — stieß sie mit herzzerreißendem Jammer hervor, und mit ausgebreiteten Armen sich rasch nach dem Fenster hin bewegend, brach sie bewußtlos zusammen, noch ehe sie es erreicht hatte.

Der Vater, Emanuel, die alte Magd sprangen schnell hinzu. Man trug sie nach ihrer kleinen Kammer, man brachte sie zu Bette; sie war völlig ohne Bewußtsein, ihre Phantasie warf die Eindrücke, welche sie zuletzt empfangen hatte, in Fiebergluth wirr durcheinander, und was Emanuel dem Vater erst morgen mitzutheilen gedacht hatte, das verrieth ihm jetzt die Tochter, ohne es zu wissen, das machte ihm Emanuel's Sorge um die schwer Erkrankte deutlich. Aber der Pfarrer wies jede nähere Mittheilung zurück.

„Gott hat den Todesengel herabgesendet auf mein Haus,“ sagte er in schmerzlicher Ergebung, „wie dürfen wir an das Leben denken, so lange seine schwarzen Fittige noch über unseren Häuptern schweben! Wie ziemte uns Entscheidung, ehe der Herr entschieden

hat? Oder wozu könnte es frommen, an Ihre Absichten zu denken, ehe wir wissen, ob die Mutter nicht ihr Kind sich nachholt. Die Trennung fiel ihr schon hienieden schwer genug. — Ich denke, der Herr wird barmherzig sein mit ihr und auch mit mir. Er wird nicht lange trennen, was er einst vereint hat."

Draußen fing der Sturm sich zu besänftigen an. Die Fensterladen standen offen, man hielt an dem Gedanken fest, ein Zeichen damit zu geben, falls die Vermißten wider alle Wahrscheinlichkeit dennoch etwa kommen sollten. Die Leute aus dem Dorfe zogen sich allgemach zurück, sie wußten, daß zur Rettung der Verschwundenen heut' nichts mehr zu thun war. Ihren Pfarrer zu trösten, waren sie sich viel zu schlecht, spät war es schon und morgen war auch ein Tag. Endlich ging auch der ernste pflichtgetreue Küster still und traurig fort. Aber die Thüre des Hauses wurde nicht verschlossen, der Hund lag auf der Schwelle und hielt spähend Wache.

Emanuel hatte nach dem Arzt gesendet, er konnte jedoch vor Tagesanbruch selbst im glücklichsten Falle nicht eintreffen. Von Schmerz und Sorge überwältigt und umhergetrieben, wanderte der alte, müde Vater von dem Fenster nach der Thüre in das Freie. Er sah hinaus — hinaus, so weit die alten Augen tragen wollten, aber es war nicht zu ersehen, was er suchte. Der Wind jagte langsam die Wolken vom Lande nach dem Meere, die Fahne auf dem Kirchthurme drehte sich und drehte sich wie sonst, und wenn der Mond durch die Wolken brach, leuchtete er auf das

Gärtchen und auf die Kiefern und auf das kleine Haus gerade so sanft hernieder, als schliefe das treue Weib wie sonst an ihres Mannes Seite, und läge, nicht tief unten im kalten Meeresgrunde. Er konnte es nicht aushalten, daß das Alles gerade so war wie sonst, es trieb ihn in das Haus zurück, wo sie ihm fehlte.

Hulda merkte nicht sein Kommen, nicht sein Gehen. Ihre unstäten Gedanken waren in die Märchenwelt gerathen, mit der sie sich so oft beschäftigt hatten. Sie hielt sich für das kleine Küchenmädchen, das der König der kleinen Leute zum Weibe nehmen wollte, und flehte Emanuel an, dies nicht zuzugeben und sie nicht von sich gehen zu lassen. Sie habe ihn ja erlöst von seinem Fluche mit ihrer Liebe, und er sei ja wieder jung und schön wie auf dem Bilde im Schlosse. Ihn wolle sie heiraten und Königin mit ihm sein.

Wenn sie das Alles in einzelnen abgerissenen Sätzen kundgegeben hatte, die aber sowohl der Pfarrer als Emanuel, welche Beide die alte Sage zur Genüge kannten, sich leicht zusammenreimten, so schrie sie auf, die Mutter komme, die Mutter steige aus dem Wasser, blaß und todt, und nehme sie mit sich in das kalte, tiefe Meer, und sie müsse sterben wie das kleine Küchenmädchen, denn die Menschen hätten bös hineingesehen in ihr Herz und in ihr Glück. — Es war eine entsetzliche Nacht! Die schleichenden Minuten wollten und wollten nicht vorwärts. Der Tag ließ

lange auf sich warten — und was konnte er auch bringen, als traurige Gewißheit?

Von der Pfarrerin, von dem Wagen und dem Pferde und dem Postillon, der sie gefahren hatte, fand sich keine Spur. Sie waren und blieben versunken. Der Arzt erklärte, was sich die beiden Männer selbst gesagt hatten, daß Hulda von einem Nervenfieber schwer befallen sei; es müsse abgewartet werden, ob ihre Jugend und Gesundheit es besiegen würden. Als ob zu solchem Abwarten nicht die feste und muthige Geduld einer vorsorgenden Frau gehörte! Und die Frau, die hier gewaltet hatte, die hier mit sicherer Hand geholfen haben würde, war nicht mehr.

Während die unbehilflichen Männer noch beriethen, was hier zu thun sei, während Emanuel daran dachte, sich zunächst in der Pfarre einzuquartieren, und der Pfarrer ihm bewies, wie in dem verwaisten Hause es nun vollends unmöglich sei, den nothwendigsten Bedürfnissen eines solchen Gastes auch nur einigermaßen zu entsprechen, langte ein Bote aus dem Schlosse mit einem Briefe der Gräfin für den Bruder, und einem anderen Briefe für den Pastor in der Pfarre an. Ein drittes Schreiben hatte er für Miß Kenney mitgebracht. Die Gräfin hatte sie, während man umspannte, alle drei schnell auf das Papier geworfen, und sie ihren rückkehrenden Leuten zur Besorgung mitgegeben. Sie waren alle drei nur kurz.

„Ich habe mir eine Uebereilung vorzuwerfen, Dir, mein Bruder, eine Härte abzubitten, wie eben nur der Schrecken sie entschuldigen kann,“ schrieb sie

dem Baron. „Dich verheiratet zu sehen — Du weißt es, wie sehnlich ich es wünsche. Aber das Mädchen, auf das Deine Wahl gefallen, ist sehr jung und Dir in keiner Weise ebenbürtig. Wird die Neigung, welche Du für dasselbe fühlst, stark genug sein, Dir die Mühe seiner Erziehung nicht lästig und die Unbequemlichkeit, die Namenlose in unserer Gesellschaft zu behaupten, nicht schwer werden zu lassen? Hast Du kein Widerstreben bei dem Gedanken, daß Deinen Kindern um ihrer bürgerlichen Mutter willen die alten, schönen Familiengüter verloren gehen müßten, von denen wir den Namen tragen? Du siehst, ich bin nicht eigensüchtig, denn das Majorat würde das Erbe meines Sohnes werden. Ich wollte also mit diesen Zeilen Nichts erreichen, als Dich um Verzeihung bitten, und Dich auffordern, Alles noch einmal reiflich zu erwägen, ehe Du Dich bindest. Daß mir die Aussicht, ein Mädchen, welches ich zu unserer Dienerin heranzubilden meinte, als meines Bruders Frau zu denken, nicht willkommen ist, habe ich Dir daneben auch nicht Hehl!" —

Noch unumwundener sprach sie sich gegen Hulda's Vater aus. Da er sie kenne, sagte sie, werde er sich nicht wundern, daß sie mit dem Vorhaben ihres Bruders nicht einverstanden sei. Sie halte es für eine flüchtige Aufwallung, an welcher Hulda's naive Unvorsichtigkeit gewiß nicht ohne Schuld sei. Sie selber sehe es jetzt zu ihrem Bedauern ein, wie bedenklich alle Erziehungsversuche blieben, wenn sie darauf gerichtet sind, ein Mädchen aus dem ihm durch

die Geburt zugewiesenen Kreise zu entfernen. Sie verlasse sich aber in diesem Falle auf die Weltkenntniß des Pastors wie auf seine Anhänglichkeit für die gräfliche Familie, und auf die Dankbarkeit, welche Simonene ihr schulde. Sie hoffe deshalb, daß die Eltern selber das Unstatthafte dieser völlig unpassenden Verbindung einsehen und, so viel an ihnen wäre, es verhindern würden, ihre Tochter in eine Familie eintreten zu lassen, der sie Alle Gutes zu verdanken hätten und in welcher Hulda doch niemals freudig aufgenommen werden könnte.

Ihrer Vertrauten endlich gab sie, wenn auch in freundlichster Weise, zu verstehen, wie sie dieselbe in gewissem Sinne verantwortlich für das Geschehene halte, und verantwortlich mache für das, was jetzt noch geschehen könne. Sie sagte ihr, daß sie ihr nicht zu erklären brauche, wie unverträglich mit seinen Verhältnissen dieses Heiratsprojekt Emanuel's ihr scheine, und wie sie zuversichtlich darauf rechne, daß Miß Kenney thun werde, was in ihren Kräften stehe, um Emanuel von seiner Verblendung zurückzubringen und die Pfarrersfamilie an ihre Pflichten gegen das gräfliche und das freiherrliche Haus zu mahnen.

Emanuel sowohl als der Vater lasen Jeder den an ihn gerichteten Brief. Aber wo man dem Tode erst das Leben abzuringen hatte, konnte man über das, was der Augenblick erforderte, nicht weit hinaussehen. Nur das Eine, daß Emanuel nicht in der Pfarre bleiben könne, wie daß man nach einer Pflege für die Kranke suchen müsse, stellte sich als unabweislich

heraus, und Emanuel ließ anspannen, um nach dem Schlosse zu fahren und von dort die nothwendige Hilfe herbeizuschaffen.

Als er dort anlangte, hatte sich die Kunde von dem Unglücksfalle, der die Pfarrerin betroffen, schon im Schlosse verbreitet und Entsetzen erregt. Selbst Mamsell Ulrike hatte Alles vergessen, was sie seit langen Jahren gegen die Pfarrerin auf dem Herzen gehabt hatte. Sie fehlte überhaupt nicht leicht, wo es ein Unglück zu beklagen, einer Noth entgegenzutreten galt, denn sie genoß sich selbst im Hilfeleisten und im Verschontsein. Nur dem fremden Glücke gegenüber fand sie sich immer vom Schicksale nicht nach Gebühr bedacht, und das regte ihren Zorn und ihre Galle auf.

Sie und der Amtmann waren schon in den Kleidern, um nach der Pfarre hinüberzufahren, als Emanuel auf den Hof kam. Der Alte, der die Hofwache hatte, hielt den Wagen an. Die englische Mamsell, sagte er, habe des Gärtners Mädchen schon zweimal hinausgeschickt, zu hören, ob der Herr Baron noch nicht zurück sei.

Es war Alles in Aufregung. Man drängte sich mit sorgenvoller Neugier an Emanuel und seine Leute heran; die anspruchslose, werkthätige Pfarrersfrau war bei Jedermann beliebt gewesen.

Emanuel begab sich geradenwegs zu Miß Kenney und beschied den Amtmann und Mamsell Ulrike ebenfalls dahin, um über die bestmögliche Versorgung

des Greises und der Kranken zu berathen; aber die Herzensgüte der vielbewährten Kenney half mit rascher Entscheidung über jede Verlegenheit hinweg. Man hatte die ganze weibliche Dienerschaft zur Verfügung, welche während der Anwesenheit der Herrschaft und zahlreicher Gäste zu Hilfeleistungen angenommen worden war. Eines der jungen Mädchen hatte sich besonders anstellig und verläßlich erwiesen, und Miß Kenney erklärte sich sofort bereit, mit dem Beistande dieser jungen Dienerin die Pflege von Hulda bis zu deren vollständiger Genesung, auf die man bei so ungebrochenen Jugendkräften rechnen dürfe, über sich zu nehmen. Für sie sei leichter ein Unterkommen in dem Pfarrhause herzurichten, als für den Baron und seinen Diener. Sie könne weit mehr nützen, sagte sie, als der Baron. Nebenher finde der Pfarrer, wenn er dessen bedürfe, an ihr eine Unterhaltung und eine Gesellschafterin, auf welche er weniger Rücksicht als auf Emanuel zu nehmen habe; sie werde auch bei ihren geringen Bedürfnissen weniger entbehren, als Emanuel in gleichem Falle. Zur Vermittlerin zwischen dem Arzte und der Kranken sei sie geeigneter, als die beiden Männer, sie könne dem Baron ja so oft er wolle, Nachricht von der Kranken zukommen lassen; sie werde von Mamsell Ulrike fordern, was man für Hulda nöthig habe, und komme diese wieder zur Besinnung, stellten ihre Kräfte sich wieder her, so sei es gerade dann am nothwendigsten, jede Aufregung, vor Allem natürlich das Wiedersehen und das Beisammensein mit dem leidenschaftlich liebenden Geliebten, noch

für die erste Zeit hinauszuschieben. An das Beisammensein mit ihr sei Hulda seit den letzten Monaten gewöhnt, und in diesem fortgesetzten Beisammensein werde dieselbe also am leichtesten zu jener gleichmäßigen Stimmung kommen, welche der Genesenden nothwendig sei.

Es war das Alles so unwiderleglich richtig, es fügte sich auf diese Weise Alles so gut ineinander, daß Emanuel mit warmer Dankbarkeit auf das Anerbieten der alten Freundin einging. Selbst Mamsell Ulrike ließ sich zu der Erklärung herbei, es sei erstaunlich, wie solch eine Dame, die nicht bei der Wirthschaft hergekommen sei, doch einmal auf das Praktische verfallen könne, wobei freilich nicht gesagt sei, daß Hulda all das Aufheben verdiene, welches man jetzt um ihretwillen mache. Denn was es mit ihr und dem Baron Emanuel auf sich gehabt habe, schon die ganzen Zeiten her, das werde nun wohl Jeder wissen; und jetzt werde man denn auch wohl einsehen, wie dem armen Menschen, dem Michael, das schwerste Unrecht angethan worden sei.

Dabei aber packte sie doch Alles zusammen, was für Miß Kenney und für die Kranke nothwendig sein konnte, und war mit ihrem Bruder bald auf dem Wege, um nach dem verwittweten Pastor zu hören, und sich in der Pfarre selber danach umzuthun, wo es etwa fehlen und Aushilfe zu bringen sein möchte.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Dem lebhaften Schrecken und der Angst dieser schweren Tage folgte eine Zeit voll stiller Sorge im Schlosse wie im Pfarrhause. Nur die regelmäßig eintreffenden Briefe der Gräfin verursachten für Emanuel eine Unterbrechung.

Bei der durch die Gewohnheit verstärkten Zuneigung, welche die Gräfin und den Bruder verband, bei dem Einfluß, den ihre genaue Kenntniß seines Herzens und seiner Anschauungen ihr über ihn möglich machte, war es ihr nicht schwer gefallen, eine Art von ausgleichender Annäherung zwischen ihnen herbeizuführen, besonders da die gefährliche und langwierige Krankheit des von ihm erwählten Mädchens ein Verbleiben im Schlosse für ihn zum Bedürfniß und daneben die Veröffentlichung seiner Verlobung mindestens bis zu dem Zeitpunkte unmöglich machte, in welchem man mit Sicherheit darauf rechnen konnte, Hulda dem Leben zu erhalten.

Inzwischen hatte der Spätherbst sich mit seiner ganzen unheimlichen Trübe und Rauheit eingestellt.

Die Sonne war oft wochenlang nicht zu sehen, Regen, Schneetreiben und Stürme lösten einander in raschem Wechsel ab, die Wege waren grundlos geworden. Die adeligen Gutsbesitzer, welche auch in der Stadt angesessen waren, hatten das offene Land bereits verlassen, ein paar andere, mit welchen Emanuel einigen Verkehr gehabt, wohnten so weit ab, daß man bei den übeln Wegen Anstand nahm, sie um geringer Unterhaltungen willen in solcher Entfernung aufzusuchen. Selbst die täglichen Fahrten nach dem Pfarrhause nahmen allmälig die doppelte Zeit hin, welche man in guter Jahreszeit dafür zu verwenden pflegte.

Emanuel hatte es sich nicht nehmen lassen, Hulda an jedem Tage zu sehen. Wenn er tief in seine Pelze gehüllt in dem geschlossenen Wagen, aus dessen verschneiten Scheiben oft kaum ein Ausblick möglich war, den täglich gleichen Weg vom Schlosse nach dem Dorfe fuhr, begegnete es ihm wohl bisweilen, daß er sich selber fragte: Wie komme ich denn eigentlich hieher und wie ist es möglich, daß ich hier im rauhen Norden einsam lebe?

Er hatte seit seiner frühen Jugend nie einen Winter in der Heimat zugebracht, sich nie in solch völliger Abgeschiedenheit von der Welt befunden. Er war an den Süden, an die fortdauernde Gunst und Schönheit der Natur ebenso gewöhnt wie an das Leben in den Kreisen der durch ihre Herkunft oder durch eigene Bedeutung und Bildung ausgezeichneten Menschen. Nun entbehrte er das Beides plötzlich; und wenn er, an dem Lager Hulda's sitzend, seine

Augen auf das bleiche verfallene Gesicht des armen Mädchens richtete, das ihn in seinen Phantasien mit sehnsuchtsvoller Liebe zu sich rief, und Beistand und Rettung aus den Gefahren, in die es sich versetzt glaubte, von ihm erflehte, war es ihm oft selbst zu Muthe, als umfange ihn ein Traum mit seinen täuschenden Freuden und Leiden, als sei er wirklich in jene Märchenwelt verstrickt, mit welcher Hulda seine und ihre Erlebnisse unabläßig in Verbindung brachte.

Ohne irgend einen Gedanken an sich selbst, ohne eine lebhafte Hoffnung für seine Zukunft, nur um seiner Schwester willen, war er nach langem Wanderleben in die ihm fremdgewordene Heimat zurückgekehrt, und hier, wo er sie am wenigsten gesucht, war für ihn die Blume der Liebe in schöner Naturwüchsigkeit erblüht, um zu verwelken, da er sie berührte.

War das der Fluch, der seit Jahrhunderten auf seinem Geschlechte gelegen und sich immer an einem seiner Sprossen kundgegeben hatte? Es war ein böser trügerischer Schein des Glückes gewesen, der ihn äffte; der ihm entzog, was er schon sein zu nennen geglaubt; der ihm einen Widerstand bereitete, wo er sich so sanften Frieden und so süßes Ruhen erhofft hatte.

Es schmerzte ihn und schloß ihm, dessen weichem Herzen Mittheilung ein Bedürfniß war, den Mund, daß Niemand sich der Liebe freute, die ihm zu Theil geworden war: nicht die Seinen, nicht einmal der Vater des Mädchens, dem er mit seiner Hand Reichthum und jede weltliche Ehre darzubieten hatte. Frei-

lich vermochte er das Ehrgefühl des Vaters nicht einmal zu tadeln, der seine Tochter einer Familie nicht aufzubringen wünschte, welcher er sich für empfangene Gutthaten, wie durch seine langen Dienste angeeignet fühlte, und deren Adelsvorurtheile er in seine eigenen Lebensansichten aufgenommen hatte. Er konnte Miß Kennedy auch kaum widersprechen, wenn sie ihm in Bezug auf Hulda zu bedenken gab, wie sehr die Jugend geneigt sei, einem Aufwallen ihrer Neigung mehr Bedeutung beizulegen, als sie verdiene, und wie leicht solche Neigung oftmals zu überwinden sei.

Aber wenn er an Hulda's Lager saß, wenn sie ihn rief mit aller Kraft ihrer jungen Seele, wenn sie zu ihm eilen wollte, daß man Noth hatte, sie auf ihrem Lager festzuhalten, so hatte er keinen anderen Gedanken als sein Verlangen, sie hergestellt zu sehen. Er erinnerte sich dann mit zärtlicher Rührung der einzelnen Augenblicke, in welchen die Ahnung ihrer Liebe wie ein Meerleuchten flüchtig und bezaubernd vor ihm aufgetaucht war. Er hieß sie in seinem Herzen, wie sie selber sich gegen ihn genannt hatte, seine Erlöserin; er fand eine süße Genugthuung in ihrer Pflege, er sorgte sich um sie, indeß jene Gewohnheit eines verständnißvollen Beisammenseins, durch welche allein die Geliebte uns zu einem Unentbehrlichen, zu einem Theile von uns selbst wird, hatte noch nicht Zeit gehabt, in ihm ihre Wurzel zu schlagen. Er liebte Hulda innig, und doch hatte sich, weil er um seiner früheren Kränklichkeit willen, selbst sehr lange der Gegenstand liebevoller Vorsorge gewesen war,

trotz seiner angebornen Herzensgüte ein Zug von Selbstsucht in ihm ausgebildet, der ihn zu andauernder Hingebung, wo diese ihm keine Erwiderung eintrug, noch ungeeignet machte. Er litt daneben schwerer, als er es den Anderen eingestand, von der Unbill des ihm fremd gewordenen Klimas, der er sich um Hulda's willen täglich auszusetzen hatte; und wenn die Schwester in ihn drang, den Norden zu verlassen, wenn auch der Pfarrer und Miß Kenney ihm den Vorschlag machten, dem Winter auszuweichen und Hulda's Genesung im Süden abzuwarten, so hielten bisweilen nur das Mißtrauen gegen die Quelle, aus welcher diese Rathschläge entsprangen, und der Wunsch, Hulda im Augenblicke ihres Wiedererwachens nicht zu fehlen, ihn in dem Unbehagen des vereinsamten Schlosses und in ihrer Nähe fest.

Das Weihnachtsfest war auf diese Weise traurig und melancholisch vorübergegangen. Die Briefe, welche der Baron von den Seinen erhielt, hatten ihn auch nicht zu erheitern vermocht. Der alte Fürst war bald nach der Ankunft des Sohnes und nach dessen Trauung mit Clarisse gestorben; das junge Paar brachte die schönen ersten Tage der Ehe in Trauerkleidern zu. Die Gräfin hatte sie verlassen. Sie wollte das Beisammensein der Neuvermählten nicht durch ihre Anwesenheit stören und war nach der Residenz gegangen, um dort die Ankunft ihres Sohnes zu erwarten, der bei seiner Versetzung zu einer anderen Gesandtschaft mit der geschäftskundigen Mutter zusammentreffen und mit ihr die Erbschafts-Angelegenheiten ganz zum Ab-

schlusse bringen sollte. Indeß, seine Ankunft verzögerte sich gegen seinen Willen von Tag zu Tag. Die Gräfin, welche zum erstenmale ihre ganze Familie und zugleich die Gesellschaft ihrer alten Begleiterin entbehrte, klagte darüber, wie das Alter den Menschen vereinsame, wie alle verständige Voraussicht durch den Zufall zu Schanden gemacht werde, und wie thöricht es sei, sich einzubilden, man müsse ernten, wo man gesäet, und Liebe empfangen, weil man sie gespendet habe.

Nur um die Verstimmung los zu werden, welche der letzte am Morgen angelangte Brief seiner Schwester ihm veranlaßt hatte, fuhr der Baron am Sylvestertage früher als sonst nach dem Dorfe hinunter. Er hatte seit Monaten keine einzige erfreuliche Nachricht empfangen, seit Monaten nur Trauer und Krankheit vor Augen gehabt, seit Wochen keinen Sonnenstrahl aus den grauen Wolken auftauchen sehen, die Land und Meer bedeckten. Er fühlte sich niedergeschlagen, und was noch schlimmer war, unentschlossen und mit sich selbst zerfallen. Zum erstenmale hatte er sich heute selbst gesagt, daß er vielleicht eine Thorheit begangen habe, als er seiner Neigung und der Leidenschaft von Hulda nachgegeben habe. Er hielt es sich vor, daß er hier eine sonderbare Rolle spiele, daß er sich in einer Lage befinde, in die zu gerathen er für unmöglich gehalten haben würde. Er machte den vom Vater nicht willkommen geheißenen Bewerber um eine Sterbende geringen Standes. Das fiel ihm lästig, so lästig, daß er sich lebhaft sehnte, aus dieser Lage fort=

zukommen; und doch widersprach in seinem Herzen ein unwiderstehliches Empfinden allen seinen Gedanken und all den Einwänden, die er sich selber vorhielt.

„Wenn sie jetzt vor mir stünde wie an jenem Frühlingsabend! Wie gerne wollte ich geduldig harren, wenn ich ihres Lebens sicher wäre!“ rief er unwillkürlich aus. Da zuckte plötzlich, als sein Wagen sich dem Strande näherte, ein heller Sonnenstrahl leuchtend aus den Wolken hervor, die kalten Meereswogen schimmerten und glänzten, ein mächtiger Zug von Möven schwang sich mit schrillem Schrei vom Wasser auf, und die weißen Flügel voll entfaltet, daß sie wie Silber funkelten, zogen sie ihm voran über den Kirchthurm und über das kleine Haus hinweg, wieder zurück nach dem Meere, weit hin, weit hin in die Ferne.

Er sah ihnen lange nach. Er hätte sich mögen aufschwingen wie sie, sich emporschwingen über sich selbst. Er fühlte ein unbeschreibliches Verlangen nach Licht, nach Wärme, nach dem Frühling und nach Freude. Das Herz war ihm zum Springen voll, als er wieder in die niedere, kleine Stube trat, in die heute freilich die Sonne hineinschien, als wieder der Pfarrer und die Kenney ihn mit geduldiger Miene begrüßten und er sich wieder an dem Krankenbette niedersetzte. Aber war es die Sonne, die ihn mit ihrem Scheidegruße am Jahresende täuschte oder hatte die Ruhe der letzten Nacht, welche die Pflegenden rühmten, ein Wunder an Hulda gethan?

Emanuel hatte sich ihrem Lager kaum genähert, als sie die Augen aufschlug und sie an ihm haften ließ. Miß Kenney gab ihm ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten; die Kranke wendete keinen Blick von ihm. Es war, als traue sie ihren Sinnen nicht. Mit einemmale flog ein Lächeln über ihre bleichen Lippen. Der Baron konnte sich nicht länger halten. Er nannte leise ihren Namen, sie horchte auf und reichte ihm die schwache, matte Hand.

„Ach, Sie sind's! Sie sind's!" rief sie mit einer Zärtlichkeit und einer Freude, die ihren Wiederhall in seiner Seele fanden.

Er kniete an ihrem Lager nieder, seine Augen füllten sich mit Thränen. Er hieß sie sein holdes Kind, seine Hulda, seine Geliebte. Er küßte ihre Hände, ihren Mund. Sie versuchte sich emporzurichten, aber die Kraft dazu gebrach ihr. Die Sinne schwanden ihr, es war zu viel für sie gewesen, und wie draußen der helle Sonnenblick wieder in die Trübe versank, entschwand auch wieder ihr Bewußtsein.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Es war spät am Abend. Das Jahr hatte vor seinem Ende nur noch ein paar Stunden zu durchlaufen. Emanuel hatte sich den Tag über mit seinen gewohnten Studien zu beschäftigen versucht, aber es hatte ihm nicht gelingen wollen. Er sehnte sich nach einem Menschen, dem er vertrauen konnte, was ihn heute erschüttert, dem er von seinem Hoffen, seinem Fürchten in befreiendem Gespräche reden konnte, dessen Unterhaltung ihn abzöge von dem ermüdenden eigenen Denken. Aber woher sollte ein solcher Gast ihm kommen, hier und in dieser kalten Winternacht?

Im Schlosse war Alles still. In dem großen Ofen prasselte das Feuer, die Funken stoben knisternd hervor, wenn ein Windstoß die Flamme in das Zimmer trieb, auf dem altväterischen Schreibtische tickte die Uhr, die hier schon vielen Geschlechtern die Stunde der Geburt und des Todes, sowie das Kommen und Gehen der Jahre angezeigt und geschlagen hatte. Draußen fiel der dichte Schnee hernieder.

Vor einem Jahre hatte er den Sylvesterabend freilich anders, im Hause seiner Schwester, in Italien, in heiterer, erfreulicher Gesellschaft zugebracht: der Graf damals in voller rüstiger Gesundheit, Fürst Severin und Clarisse eben erst verlobt, des Fürsten Vater heiter über des einzigen Sohnes Wahl und Glück, und dazu ein kleiner landsmännischer Kreis, in welchen auch ein paar Familien aus den russischen Ostsee-Provinzen eingerechnet waren, die sich, obschon seit Menschenaltern in Esthland und Finnland angesessen, um ihrer deutschen Abstammung willen immer noch zu den Deutschen zählten, und sich Etwas damit wußten, das deutsche Blut und den alten deutschen Adel in aller Reinheit unter sich aufrecht erhalten zu haben.

Es hatte so viel fröhliche Zuversicht zum Leben in dem kleinen Kreise geherrscht, Alles hatte so gut zusammengestimmt. Nun hatte der Tod schon zwei der damals Versammelten hinweggerafft, und wo mochten die Anderen sich befinden, denen die schöne Konradine in der Verkleidung eines Postillons an jenem Abende die kleinen sinnreichen Geschenke überbracht, welche ihre Mutter mit heiteren dichterischen Briefen begleitet hatte, in denen sich ihr scharfer Geist in seiner ganzen epigrammatischen Eigenthümlichkeit verrathen.

Emanuel hatte in den letzten Monaten an diese Familie kaum einmal gedacht, obschon er zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auf seinen Reisen mit ihr zusammengetroffen war.

Die Mutter, sie war eine Jugendfreundin der Gräfin und sehr jung verheirathet worden, hatte den Ruf einer originellen, geistreichen Frau. Sie war früh zur Wittwe geworden, hatte mit ihrem einzigen Kinde immer ein Wanderleben geführt, und ihre Reisen hatten dazu beigetragen, jenem Rufe ihrer Originalität eine möglichst weite Verbreitung zu geben. Es kamen daneben wohl auch Gerüchte von mancherlei Verwicklungen zur Sprache, in welche fremde und eigene Leidenschaft die junge, ihrerzeit vielumworbene und reichbegüterte Frau gebracht haben sollten, aber da man sie nur für unbedacht, nicht für eigensüchtig oder intrigant hielt, ging man gutwillig darüber hinweg. Ihr Ruf war durchaus nicht angetastet, und weil man sich nun einmal daran gewöhnt hatte, die Mutter gelten zu lassen, wie sie eben war, besonders da sie, wie sie lachend zu behaupten pflegte, nicht im entferntesten Anspruch darauf machte, als das Musterbild einer ehrwürdigen Matrone angesehen zu werden, so fand man es nur natürlich, wenn Konradine auch ihre eigenen Wege ging, wenn sie, die den Dreißigern nicht mehr ferne war und dies geflissentlich hervorhob, unumwunden erklärte, ihre Freiheit gehe ihr über Alles. An das Zusammenleben mit der Mutter sei sie von Jugend auf gewöhnt, sie verständen es daher sehr gut, sich in die gegenseitigen Launen wohl zu schicken, ohne einander zu beeinträchtigen; fremde Launen und die Tyrannei eines Ehemannes zu ertragen, fühle sie sich aber nicht gemacht, weil sie es ohnehin schwer genug finde, mit sich selber fertig zu werden.

Die beiden Frauen waren es auch gewesen, durch die vor Jahren Emanuel zuerst auf die lettischen, esthnischen und lithauischen Lieder aufmerksam geworden war. Er hatte in Italien Frau von Wildenau und die Tochter einmal in einer Sprache sprechen hören, die, an Wohlklang keiner südlichen nachstehend, doch gewisse, nur dem Norden angehörende Töne in sich geschlossen hatte, und auf sein Befragen erfahren, daß es esthnisch, daß es die Sprache sei, welche auf ihren Gütern gesprochen werde. Er erinnerte sich deutlich des ersten Liedchens, das er auf seine Bitte damals von Konradine hatte singen hören. Es war eine sanfte Liebesklage um einen jugendlichen Kranken.

Tio war so lieb und gut,
Tio war mein einzig Gut.
Tio ward so krank, so krank,
Tio welkte, Tio sank.

Heute rührten ihn die schlichten Worte noch ganz anders, als an jenem sonnigen Nachmittage auf dem Balkon über den Wassern des großen Kanales in Venedig. Er hatte seit Monaten selber oft genug jenes: „so krank, so krank!" in schwerer Sorge seufzend ausgesprochen, und wer wollte ihm verbürgen, daß ihm Hulda nun wirklich erhalten bleiben, daß sie nicht wie Tio welken und in die Grube sinken würde?

Er ging an den Flügel, um die Melodie zu versuchen; da meinte er mit einemmale ein Posthorn ertönen zu hören. Er traute seinen Sinnen nicht. Es ging um diese Stunde keine Post an dem Schlosse vorüber. Er horchte auf, er hatte sich nicht ge-

täuscht. Das Signal wiederholte sich in nächster Nähe. Die Klingel am großen Hofthore wurde gezogen, das Thor geöffnet. Bei der Stille, die im Hofe herrschte, unterschied man jeden Laut. Ein Reiter sprengte über den nach dem Schlosse führenden gepflasterten Weg. Der Hufschlag klang hell in den Saal hinauf. Der Postillon hielt auf der Rampe an. Emanuel trat an das Fenster.

Weil er die Phantasie voll trüber Vorstellungen hatte, weil ihm jener schreckliche Abend, an welchem dem Fürsten die Estaffette die Botschaft von seinem Vater gebracht, durch den Schall des Posthornes wieder vergegenwärtigt wurde, schreckte er davor zusammen; und es war mit unheilvoller Ahnung, daß er den Brief eröffnete, den sein Diener dem Expressen abgenommen hatte.

Er trug als Aufschrift den Namen des Barons und war von einer Frauenhand geschrieben, die Emanuel sofort erkannte. Was konnte die Baronin ihm so Eiliges zu melden haben. Mit hastiger Neugier öffnete er den Brief.

„Man muß Glück sogar im Unglück haben!“ hieß es in der ersten Zeile. „Zwei gute Bekannte erbitten von Ihnen ein Asyl für eine Nacht und freundlichen Empfang. Alles Andere mit dem Neujahrsgruße, wie im verwichenen Jahr da viva voce; wenn gleich der Postillon, der dies Blättchen zu Ihnen bringt, ein gut Theil robuster ist als Jener, welcher Ihnen am letzten Sylvesterabend unsere guten Wünsche aussprach.“

Das Briefchen war mit dem Namen der Frau von Wildenau unterzeichnet und von der nächsten Posthalterei datirt. Er begriff nicht, wie die Baronin und ihre Tochter dorthin gekommen sein mochten; aber die Aussicht, diese beiden Frauen, an die er eben in freundlicher Erinnerung gedacht hatte, so völlig unerwartet wieder zu sehen, sie im Schlosse zu beherbergen und zu bewirthen, erschien Emanuel sehr angenehm.

Auf die Nachfrage, die Emanuel machen ließ, hatte man von dem Postillon erfahren, daß der Wagen der Damen jenseits der Station umgeworfen und schwer beschädigt worden, daß der Postillon, der sie gefahren, nach der Posthalterei gekommen sei, um Hilfe und eine Kalesche zum Fortbringen der Reisenden herbeizurufen. Danach, so berichtete der Bote, hätten die Herrschaften in der Posthalterei nächtigen wollen, und es sei schon Alles dazu bereit gewesen, als sie gehört hätten, daß sie nur anderthalb Stunden von dem Schlosse der Gräfin entfernt wären. Das hätte sie anderen Sinnes gemacht. Sie hätten den Brief hierher geschickt, und es wäre sofort ein Postwagen angespannt worden, weil die beiden Damen mit der Kammerjungfer gleich nach dem Schlosse fahren gewollt.

Emanuel sah nach der Uhr. Nach den Angaben des Postillons konnte man die Reisenden in einer Stunde, also noch vor Mitternacht erwarten. Im Amte und in den Domestikenstuben war man des

Sylvesterabends wegen noch wach und auf den Beinen; und der Baron kannte seinen Diener und kannte auch Mamsell Ulrike darauf, daß sie ihren Stolz und ihre Ehre darein setzen würden, in außergewöhnlichen Fällen Außergewöhnliches zu leisten.

Er befahl, daß ein Reitknecht mit einer Laterne den Erwarteten entgegenreiten solle, dann schickte er in das Amt hinüber und ließ Mamsell Ulrike zu sich entbieten, ihr die Ankunft der Gäste anzuzeigen, von der sie natürlich schon Kunde erhalten hatte, und ihr seine Wünsche für deren Aufnahme und Bequemlichkeit an das Herz zu legen.

Das war aber recht ein Ereigniß, wie die Mamsell es liebte. Fremde, die noch nie im Schlosse gewesen waren, von deren Leuten man Neues hören konnte; ein Anlaß, mitten im Winter einmal zu zeigen, was das Schloß vermöge, und wenigstens doch wieder einen Theil von all den Vorräthen und Herrlichkeiten zum Vorschein zu bringen, die sie in Bereitschaft gehalten, weil man auf einen längeren Aufenthalt der Gräfin und auf die Möglichkeit gerechnet hatte, daß die Hochzeit von Comtesse Clarisse im Schlosse gefeiert werden würde, das Alles war ihr eine große Genugthuung. Sie war es satt und müde, all die feinen Früchte immer nur einzupacken, wenn der Baron nach der Pfarre zu Hulda fuhr, für die Geringeres, nach Ulrikens Ansicht, das Nämliche geleistet haben würde.

Man konnte es ihr ansehen, wie viel Vergnügen ihr die Aufforderung und die freundliche Bitte Emanuels machten. Die große Glocke in ihrer Wirth-

schaftsstube brachte Alles in Bewegung, die Fenster des Schlosses erhellten sich nach wenig Augenblicken. In kürzester Zeit brannten die Feuer in den Oefen und in den Kaminen, der Diener des Barons ging der Beflissenen bei den Zurüstungen fleißig und mit umsichtiger Erfahrung an die Hand, und Emanuel selber ließ aus seinen Zimmern die Blumenstöcke in den kleinen Saal tragen, in welchem die Lichter bereits auf der schweren alten Gaskrone über dem Eßtisch leuchteten. Denn er wollte die Gäste nach alter nordischer Sitte, mit einem Nachtessen und einer dampfenden Bowle, zum Jahresschluß begrüßen.

Auch war in der That die letzte Stunde des Jahres noch nicht angegangen, als der Wagen vor dem Schlosse eintraf. Emanuel war hinuntergeeilt, die Gäste gleich an der Thüre willkommen zu heißen, und das helle Lachen, der freundliche Anruf, die ihm entgegenschallten, als die Frauen ihn erblickten, waren ihm eine wirkliche Erquickung. Er hatte seit so lange nicht mehr lachen gehört, seit so lange nur mit Trübsal, mit Leiden, mit bangen Sorgen und peinlichen Erörterungen zu thun gehabt.

Scherzend und erzählend und einander die Freude aussprechend, welche man durch das unverhoffte Wiedersehen genoß, so war man in den Eßsaal gekommen. Die beiden Frauen konnten sich gar nicht genug thun in dem Ausdrucke des Vergnügens, welches die glückliche Wendung und der Ausgang ihres eben erlittenen Unfalles ihnen verursachten. Sie wollten Nichts davon

hören, daß sie sich erst in den für sie bereit gehaltenen Zimmern erholen, die Kleider wechseln, es sich bequem machen sollten.

„Die Kleider wechseln," rief die Mutter, „wie sollen wir das machen, lieber Baron, haben wir denn Kleider? Das liegt ja Alles über drei Meilen weit von hier noch mit unserem Wagen tief im Graben, und Gott mag wissen, wie man es herausbringen, wie es zugerichtet sein wird. Wir haben den Diener dabei zurückgelassen und sind wie die Schiffbrüchigen zu Ihnen geflüchtet, um Ihnen hier das Sprichwort: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!" als Sylvester-Komödie aufzuführen."

Sie warfen mit den Worten rasch die Reisepelze und Kapuzen ab, und Mutter so wie Tochter, die immer wie ein paar Schwestern ausgesehen, man hatte sie auch meist für Schwestern angesprochen, erschienen ihm dabei noch schöner als in früherer Zeit. Die Mutter war stärker geworden und sah dadurch noch jugendlicher aus; und wie Konradine jetzt vor ihm stand, in dem schwarzen, schweren Reisekleide, mit der Jacke von pelzverbrämtem schwarzem Sammet, und dem vielfarbigen seidenen Tuche, das sie nach Art der nordischen Landleute so um den Kopf gebunden, daß es ihr Haar verhüllte und ihr ganzes Gesicht fest einschloß, hatten die vollendete Regelmäßigkeit ihrer Gestalt und ihrer Züge, wie der Glanz ihrer dunkelbraunen Augen und ihres ungemein hellen Teints wirklich etwas Blendendes. Sie war an den Kamin herangetreten, um vor dem Spiegel das Tuch vom Kopfe zu nehmen.

Dabei fiel ihr der Kamm aus dem Haare, es floß prachtvoll wie ein Strom von rothem Golde an ihrem Rücken und über ihre Schultern nieder, und die Mutter trat schnell heran, es zusammenzudrehen und aufzustecken.

Emanuel konnte nicht umhin, die Schönheit ihres Haares zu bewundern. Konradine nannte es ihre Lebenslast. „Ich kann den Kopf nicht zum Schlafen anlehnen, wenn mein Haar geflochten ist," sagte sie, „und ich bin also genöthigt, es auf Reisen immer ungeflochten zu tragen, wodurch ich denn gelegentlich, wie jetzt, Unbequemlichkeiten habe und verursache."

Aber das kleine Zwischenspiel war bald zu Ende, und wie man dann wenige Augenblicke später sich an der wohlbesetzten Tafel niedersetzte, wie man die ersten Gläser Wein zum Willkommsgruße aneinander klingen ließ, und Frau von Wildenau umherblickend die blühenden Blumen und die flammenden Kerzen und das lodernde Feuer im Kamine betrachtete, meinte sie: „Wenn dies nicht ein reizendes Abenteuer, ein romantisches Begebniß und Ereigniß ist, so hat es nie eines gegeben. Wer hätte denken sollen, als wir wirklich mit einem Todesschreck uns plötzlich in dem Schnee des Grabens fanden und mühsam herausgeholt wurden, daß wir gegen all unser Erwarten einen so köstlichen Sylvester-Abend feiern könnten!"

Emanuel, der an ihrem Behagen selber große Freude hatte, fragte, auf welche Weise sie von seiner Anwesenheit im Schlosse erfahren hätten, und sie erzählte mit jener leichten Heiterkeit, welche den Personen,

die viel und rasch zu erleben gewohnt sind, meist zu eigen ist, wie sie, als sie in der Posthalterei zur Besinnung gekommen wäre, den Posthalter habe rufen lassen, um sich zu erkundigen, wo sie sich denn eigentlich befänden. Sie habe dann wissen wollen, ob man von der nächsten Stadt sehr weit entfernt sei, ob man Handwerker in der Nähe habe, die den Wagen in Stand setzen könnten, und wie sie endlich, da der Posthalter gemeint, die Reparatur würde sicherlich ein paar Tage hinnehmen, auf den Einfall gekommen wäre, daß das Schloß der Gräfin in dieser Gegend liegen müsse. Sie schilderte darauf die Freude, die sie gehabt habe, als sie erfahren, daß sie dem Schlosse so nahe wären und daß Emanuel in demselben weile. Mit bester Laune beschrieb sie das Erstaunen des Posthalters über die Verschwendung, mit welcher sie das bestellte Nachtquartier und Nachtessen im Stiche gelassen habe. Sie freute sich, daß die Posthalter-Familie dadurch zu einem für sie gewiß ungewohnten Sylvesterschmause gekommen wäre, und sagte: „Nun wissen Sie Alles, was uns zugestoßen ist; nun erklären Sie mir aber auch das Räthsel Ihrer hiesigen Anwesenheit. Wie kommt es, daß Sie hier, daß Sie im Norden und allein sind? Waren Sie denn nicht bei Clarissens Trauung anwesend? Gehen Sie denn im Winter nicht wie immer auf Ihr Gut am Genfersee?“

„Das sind viel Fragen auf einmal, und mehr als ich Ihnen in diesem Jahre beantworten kann!“ entgegnete Emanuel, denn in dem Augenblicke schlug

der Hammer der großen Uhr den ersten Schlag der letzten Jahresstunde an, und sein Glas emporhebend, sprach er: „Lassen Sie uns hoffen, daß dies schöne unerwartete Zusammentreffen am Schlusse des Jahres uns gutes Beisammensein für das beginnende Jahr bedeute, und daß dies Jahr uns die Erfüllung unserer Wünsche bringe!"

„Sofern Sie vernünftig und uns heilsam sind!" schaltete Frau von Wildenau leichthin ein, während man die Gläser gegen einander anstieß. Aber so allgemein die Worte gehalten waren und so natürlich im Grunde dieser kleine Nachsatz schien, fiel er Emanuel auf, weil solche Gedanken sonst nicht in Frau von Wildenau's Weise lagen. Als er sich zu Konradinen neigte, kam es ihm auch vor, als habe deren Angesicht sich wesentlich verdüstert. Sie vermochte es nur mühsam, die zusammengepreßten Lippen zu einem lächelnden Danke zu öffnen, als Emanuel ihr und der Mutter die Blumensträuße anbot, die er als Neujahrsgabe für sie bereitgehalten hatte, und wie sie wieder und wieder das Haupt neigte, um sich an dem Duft der Blumen zu erquicken, meinte er zu sehen, daß in ihren langen Wimpern Thränen schimmerten, die sie mit rascher Handbewegung zu verbergen strebte.

Kaum aber hatte man nach den Glückwünschen, welche man für die entfernten Freunde und Lieben in den ersten Minuten des neuen Jahres aussprach, von demselben Besitz genommen, als Frau von Wildenau die bei aller ihrer Raschheit und Leichtlebigkeit an, ihren Gedanken festzuhalten pflegte, noch einmal auf

die Frage zurückkam, welches Wunder den Baron zu seinem Verweilen im Schlosse veranlaßt habe.

„Ein Wunder allerdings,“ entgegnete Emanuel, um sich mit raschem Entschlusse gegen ein inneres Widerstreben fortzuhelfen; „ein Wunder insofern, als der Mensch sich oftmals zu Entschlüssen geführt und zu Handlungen gedrängt findet, die außer dem Bereich desjenigen liegen, was er für sich als wahrscheinlich und möglich angesehen hatte. Ich habe mich verlobt“, sagte er mit einer gewissen Hastigkeit, „aber meine Braut ist schwer krank und ich bin hier geblieben, um in ihrer Nähe ihre Genesung abzuwarten.“

„Kommt denn heute aber alles Gute, alles Unerwartete und Erfreuliche auf einmal!“ rief die Mutter, und auch Konradinens schönes Gesicht hatte sich erhellt und ihre Augen leuchteten ihm freundlich entgegen, als sie ihm mit ihrem Glückwunsche die Hand gab. „Das ist endlich einmal ein höchst vernünftiger Entschluß! sagte die Baronin. „Ihre Familie hat das ja mit Recht so sehr gewünscht! Die Gräfin vor allen Anderen! Wie wird sie damit zufrieden sein!“

„Weniger, als Sie glauben,“ entgegnete der Baron, „denn meine Wahl hat nicht das Glück, nach dem Sinne meiner Schwester zu sein. Ich habe mich mit einem bürgerlichen Mädchen, mit der Tochter unseres Pastors verlobt und —“

„Aber was wird denn aus Ihrem Majorat, Baron?“ fiel die Mutter ihm gegen alle ihre gute Sitte in die Rede. „Sie können doch — wenn Sie sich überhaupt verheirathen — nicht daran denken,

den herrlichen Besitz auf Andere übergehen zu lassen?"

Er verbarg ihr, wie unangenehm die Bemerkung und die Frage ihm waren. „Würden Sie mich tadeln," sagte er, „wenn ich Ihnen bekenne, daß ich bei meiner Wahl mehr an mich und an mein Glück als an das Majorat gedacht habe, mit dessen Gründung es unserem Anherrn gefallen hat, uns zu einer fortdauernden Abhängigkeit von seinen Vorurtheilen und den Vorurtheilen seiner Zeit zu verdammen?"

„O, die Verdammung zu einem solchen Einkommen wie das des Majorates," meinte die Baronin, „die ist schon zu ertragen; die finde ich nicht eben beklagenswerth."

„Ich habe aber den Besitz des Majorates, das mein Bruder inne hat, nie entbehrt," gab er ihr zur Antwort, „und nur zu bedauern gehabt, daß ihm die Söhne fehlten, denen er es vererben könnte."

„Natürlich," rief Frau von Wildenau, „das Allodial-Vermögen Ihrer Familie ist ja groß! Aber Ihr Bruder hat keine Kinder und Sie werden die Sache fraglos anders ansehen, wenn sie erst eine eigene Familie haben werden. Ein guter alter Name, der auf festem Grund und Boden ruht, ist gar ein köstlich Ding. Dazu wird er es immer mehr, seit die reich gewordenen Bürger sich mit ihrem oft so rasch vergänglichen Reichthume als Gleichberechtigte an unsere Seite stellen möchten. Ich habe mich des Gedankens nie entschlagen können, daß ein Familienleben niemals glücklich sein kann, wenn die Söhne wissen, daß sie durch ihre bürgerliche Mutter um den ihnen zu-

stehenden Besitz gebracht worden sind, und ich bin gewiß, auch für den Vater müssen manche Stunden kommen, in denen er es bedauert, um einer augenblicklichen Gemüthsbefriedigung willen, große, dauernde Vortheile aufgeopfert zu haben. Denn im Grunde — wer glaubt nach zehn, nach fünf Jahren noch daran, daß er ohne diesen Mann, ohne dieses Mädchen mit einem anderen Manne oder einem anderen Mädchen nicht ebenso glücklich hätte werden können? Ich bitte Sie, Baron, entweder man ist für die Ehe geboren, oder man ist es nicht. Ist man es, ist man leichtlebig und verträglich und beständig, so wird man in jeder Ehe glücklich. Ist man es nicht“ — sie lachte — „nun, so wählen Sie die Venus von Milos mit den Eigenschaften einer Heiligen und dem Geiste einer Korinna, und Sie werden nach drei Jahren eine Fülle von Mängeln und Fehlern an der geliebten Vollkommenheit gefunden haben. Sie werden sich nach drei Jahren mit dem vollständigen Ideale langweilen, und sich zur Abwechslung vielleicht mit der ersten besten Maritorne besser unterhalten als mit Ihrem einst heißgeliebten und begehrten Idol. Es giebt gar Nichts, was so trügerisch, so vergänglich wäre als die sogenannte Liebe, und Nichts, was weniger der Prüfung werth ist, als die Person, mit der man sich verbindet. Ich wiederhole es Ihnen aus voller Ueberzeugung: nur sich selber muß man prüfen, ob man für die Ehe geschaffen ist oder nicht, und dann die Person erwählen, die uns die meisten Vortheile zu bieten hat. Wer anders handelt, bereitet sich Enttäuschungen. Die

Zeit ist auch gewiß nicht fern, in der man über die sogenannten Liebesheirathen wie über Kinderspiele lachen, und in der kein Mensch mehr glauben wird, daß man aus Liebeskummer sterben oder sich das Leben nehmen könne."

Sie hatte das Alles in jener Weise rasch hingeworfen, in der sie ihre augenblicklichen Einfälle gelegentlich wohl an den Mann zu bringen pflegte, aber Emanuel konnte es nicht begreifen, wie sie dieselben eben gegen ihn und in dem Augenblicke geltend machen konnte, da er ihr mitgetheilt hatte, daß er entschlossen sei, eine Liebesheirath einzugehen. Die Freundschaft für die Gräfin allein, entschuldigte diesen Mangel an Rücksicht nicht, am wenigsten bei einer Frau, zu deren liebenswerthen Eigenschaften jene Gutmüthigkeit gehörte, welche eine Befriedigung darin findet, den Anderen Angenehmes zu erweisen. Es mußte ihrer Härte etwas Besonderes zu Grunde liegen; und hart wie die Worte der Mutter klang es, als Konradine die Bemerkung machte: „Schade nur, daß nicht in allen Naturen die Lebenslust so groß und die Freude am Genusse des Daseins stärker ist, als alle anderen Empfindungen."

Sie brach damit ganz plötzlich von dem Gegenstande ab, um Emanuel mit Wärme den Antheil auszusprechen, den sie an seiner Verlobung nähme. Damit kam auch die Mutter auf den rechten Weg zurück. Die Frauen fragten um den Namen seiner Braut, man erkundigte sich um ihr Befinden, er mußte von ihrem Aeußeren, von ihrem Wesen Auskunft geben,

Das erwärmte ihm das Herz und löste den unbehaglichen Bann, der auf ihm gelegen hatte. Frau von Wildenau nannte ihn einen Mann, dessen maßvolle Güte ihn recht eigentlich für die Ehe bestimme, einen Mann, mit dem jede Frau sich einer glücklichen Häuslichkeit versichert fühlen dürfte. Er sagte, daß er auf eine solche für sich auch zuversichtlich hoffe. Er sprach mit Freude von Hulda's Schönheit, von ihrer musikalischen Begabung, erwähnte, wie lieblich sie die lithauischen Volkslieder singe, und es machte sich fast von selbst, daß Konradine an das Klavier ging, um ihm wieder einmal das Liedchen von dem armen kranken Tio zu singen, das ihn heute an sie erinnert und das er sich vor ein paar Stunden mit so wehmüthigem Empfinden selber vorgespielt hatte. Er fand es, da er es jetzt von ihrem Munde hörte, noch lieblicher, und ihre Stimme klang ihm ergreifender als in früherer Zeit. Sie war seelenvoller, ihr Ton bei aller Fülle milder, ihr Vortrag natürlicher geworden.

Einmal am Klavier und im Musiciren, kamen sie von einem Liede zu dem anderen. Französische und spanische Romanzen, italienische Ritornell und Canzonetten, das russische und deutsche Volkslied wechselten mit einander ab, und die ersten Stunden des Jahres vergingen ihnen schnell und schwungvoll in heiterer Gemeinsamkeit.

Emanuel geleitete die Gäste bis in das Vorgemach, als sie sich zurückzuziehen begehrten. Als sie sich trennten, reichte die Tochter ihm die Hand. „Gute

Nacht, mein theurer Freund!“ sagte sie, „möge dies Jahr wenigstens Ihnen zu einem glücklichen werden!“

Die Worte und ihr Ernst, sowie der feste, verständnißvolle Händedruck, mit welchem sie dieselben begleitete, thaten ihm wohl. Aber was war ihr geschehen, daß sie ihm ein Glück erwünschte, welches sie für sich offenbar nicht zu erhoffen schien? — Hatten die ihm mißfälligen Aeußerungen der Mutter sich auf die Tochter bezogen? Das Verhalten der beiden Frauen gegen einander war immer ein besonderes gewesen; jetzt traten die Unabhängigkeit Konradinens und ihre Reizbarkeit, welche die Mutter nachsichtig ertrug, sehr auffallend hervor. Hatten Herzenserfahrungen Konradine so verwandelt, ihre Stimme so seelenvoll, ihre Augen so viel anziehender gemacht?

Er konnte sich nach dem, was er vernommen hatte, keine bestimmte Antwort auf diese Fragen geben, und eben diese Ungewißheit hielt seine Gedanken antheilvoll an Konradine fest, bis der Schlaf ihn überwältigte.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Man war, als man sich in der Nacht getrennt hatte, übereingekommen, daß die beiden Frauen ungestört ihrer Ruhe pflegen sollten, um sich von dem Schrecken und der Ermüdung zu erholen, und es waren die Vorkehrungen getroffen worden, ihr Gepäck von dem verunglückten Wagen nach dem Schlosse zu schaffen.

Emanuel war also für den Vormittag sich selber überlassen. Das Neujahr hatte sich mit hellem Sonnenschein und schöner Schlittenbahn eingestellt, er ließ also den Schlitten vorfahren, um sich in der Pfarre schon bei guter Zeit nach Hulda's Ergehen zu erkundigen.

Als er durch den Vorsaal schritt, kam ihm zu seinem Erstaunen Konradine schon entgegen. Sie war völlig ausgeruht und sah leuchtend wie der Morgen selber aus. Sie versicherte, sie bedürfe immer nur sehr wenig Schlaf, sie sei schon lange wach und habe Abrechnung mit sich und mit dem Jahr gehalten.

Wie sie darauf bemerkte, daß er zu einer Ausfahrt gekleidet und sein Schlitten vor der Thüre sei, fragte sie ihn, ob er seine Braut besuchen, und ob er sie mit sich nehmen wolle. Er bejahte Beides. Sie ließ sich ihre Pelze bringen, man machte sich augenblicklich auf den Weg, und als der Schlitten dann den Hof verließ und in die lange Allee einbog, deren mächtige Bäume schneebeladen nur noch höher schienen, während die im Sonnenlicht leuchtenden Aeste einen flimmernden Schneeregen über den Weg herniederfallen ließen, sagte Konradine: „Wie prachtvoll das aussieht! wie leuchtend und flimmernd! und ist doch Alles so kalt! und zerfließt in Nichts, sowie wir es berühren! Aber weil wir gewöhnt sind, überhaupt nur im Scheine zu leben, so lieben wir den Schein und freuen uns an ihm, bis die nackte Wirklichkeit uns einmal rauh und hart begegnet und uns die Augen öffnet. Dann ist es freilich aus!“

Emanuel konnte nicht umhin, diese Worte mit den Bemerkungen in Zusammenhang zu bringen, welche die Mutter am verwichenen Abende gemacht, als er ihr von seiner Verlobung gesprochen hatte. Weil er aber darüber in das Klare kommen, und zugleich seiner Gefährtin die Möglichkeit eröffnen wollte, sich weiter mitzutheilen, wenn sie eben danach Verlangen trüge, antwortete er ihr, man habe bei einem verständnißvollen und liebevollen Erfassen der Wirklichkeit es gar nicht nöthig, sie ihres schönen Scheines zu entkleiden.

„Das, was wir bisweilen unmuthig und ungerecht nur als einen schönen Schein bezeichnen, ist oft ein wesentlicher Bestandtheil der Dinge und ein dem Menschen Angeborenes," sagte er. „Mir ist die Schönheit etwas so Nothwendiges, daß ich selbst den Schein der Schönheit nicht entbehren mag; und fragen Sie sich zum Beispiel ehrlich: würden Sie Sie selber sein ohne die Schönheit, welche wir an Ihnen bewundern, und ohne den Schein jener immer gleichen Heiterkeit, den wir an Ihnen lieben, selbst wenn es nur die Erziehung wäre, welche Ihnen diesen Schein der Heiterkeit zur Gewohnheit und damit zu einem Theile Ihres eigentlichen Wesens hätte werden lassen?"

Sie blieb ihm die Antwort auf seine schmeichelhaften Worte schuldig. Das war ihr sonst nicht leicht begegnet, denn sie war Meisterin im Gespräch, und von sich selber absehend, sagte sie: „Ihre Braut ist also eine Schönheit und besitzt die geistige Anmuth einer solchen?"

„Ja, sie ist schön," entgegnete er mit Befriedigung, „und ihr Liebreiz beruht vor Allem in ihrer völlig kindlichen Natürlichkeit. Sie ist das wahre wilde Heideröschen, von dem der Dichter singt."

„So werden Sie's wohl brechen!" rief Konradine.

Die Worte und ihr Ton machten Emanuel stutzig und verletzten ihn. „Was wollen Sie damit sagen?" fragte er.

„Nichts und Alles!" entgegnete sie. „Es war ein Einfall, dem ich unbedachten Ausdruck gab."

„Dem aber doch eine bestimmte Ansicht zu Grunde liegen muß!“

„Insofern wohl, als ich an Liebesglück nicht glaube, wo es darauf ankommt, daß ein Mann ein Opfer bringt; und Sie haben es gestern von meiner Mutter hören können, die Frauen selber finden es in der Ordnung, daß man dem Range und dem Besitze die Liebe nachstellt.“

Sie warf dabei den Kopf stolz in den Nacken, ihre Lippen schwellte der Zorn, daß das Lächeln, zu dem sie sich zwang, bitter und trotzig ward wie eines Mannes Lächeln. Emanuel hatte sie niemals so gesehen, sie einer so heftigen Empfindung nicht für fähig gehalten. Die Veränderung, die er schon gestern an ihr wahrgenommen hatte, trat ihm noch viel deutlicher entgegen.

„Sie sprechen in Räthseln zu mir,“ sagte er, „die mich erschrecken. Geben Sie mir die Lösung derselben, damit meine Freundschaft sie nicht vergebens sucht. Sie haben, seit wir uns nicht gesehen, den Glauben an Ihr Selbstgenügen eingebüßt. Sie haben also geliebt — und ich fürchte, unglücklich geliebt. Sagen Sie mir es, wenn meine Vermuthungen mich täuschen. Ich will wünschen, daß sie es thun. Ich fürchte, Sie sind nicht mehr glücklich, Konradine?“

„Glücklich?“ rief sie und schlug mit beiden Händen den schwarzen Schleier zurück, „wer ist denn glücklich? Sind Sie glücklich? Ich glaube nicht daran. Aber Sie sollen in mein Herz sehen, so frei und un=

verschleiert wie in mein Gesicht. Gleich gestern kam mir es wie des Himmels Fügung vor, daß ich auf der Grenzscheide dieses mir unheilvollsten Jahres Sie, eben Sie und noch obenein als den Verlobten einer Anderen finden mußte. Denn ich bedarf eines Menschen, dem ich sagen kann, was mir das Herz abdrückt, zu dem ich sprechen kann von dem, was mir geschehen ist, und der mich sicher nicht verachten wird, weil ich meine ganze Liebe einem Manne hingegeben habe, dem ich Nichts gewesen bin als ein Spiel wie jedes andere, Nichts als ein Zeitvertreib, zu dem er sich berechtigt hielt, weil er an eines Thrones Stufen geboren worden. Nichts als" — sie lachte, während ihre Lippen bebten — „als das arme Heideröschen, das der freche Knabe brach. — Daß ich ihn nicht stechen konnte, daß ich's leiden mußte, und ihn noch nicht hassen kann, daß sie mich verlachen, mich tadeln, selbst die eigene Mutter, weil ich mich nicht für zu gering hielt, einer Fürstentochter vorgezogen zu werden, das — das, mein Freund, das ist es, was mir das Blut vergiftet und das Leben zu einer schweren Bürde macht. Wie eine Last liegt er jetzt auf meinem Nacken, mein schöner, prächtiger, zerschlagener Stolz! Ich beuge mich unter ihm, ich trage an ihm, daß mir die Kniee brechen — ich schäme mich vor mir selber, ich hasse mich, weil ich so thöricht, so kindisch gläubig lieben konnte. Und man geht achselzuckend an mir vorbei — Jeder, Jeder! — Keiner noch hat mir die Hand gereicht und mir gesagt: „Steh' auf und wandle!" Und ich könnte ihn doch wie meinen Heiland lieben, den Menschen, der mir die Hoff-

nung gäbe, daß Aufstehen und Wandeln für mich noch möglich sei!“

Ihr Gesicht flammte, sie brach plötzlich ab, und mit einer Nichtachtung des eigenen, eben erst kundgegebenen Schmerzes, die etwas Furchtbares hatte, sagte sie im Tone der gleichgiltigsten Unterhaltung: „Wie man sich nur bei solcher Kälte so unnöthig erhitzen kann! Es ist im Grunde doch zum Lachen.“

„Welch ein entsetzliches Wort ist das!“ rief Emanuel. „Ihnen ist nicht zum Lachen und mir auch nicht. Vulkanische Flammen, die aus dem stillen, schneeigen Boden einer Ebene jählings gen Himmel lodern, sind erschreckend, sind furchtbar, und nicht lächerlich. Fügen Sie zu dem Grausamen, das Sie erlitten haben, nicht die Grausamkeit der Selbstverspottung noch hinzu. Halten Sie Ihren Schmerz in Ehren, wie ich Ihr Vertrauen ehre. Sie werden mir mehr, Sie werden mir Alles sagen, Konradine, was Sie drückt, und Sie wissen es, ich würde glücklich sein, Ihnen tragen zu helfen, Sie stützen und trösten zu können.“

„Das weiß ich!“ sagte sie, und darauf schwiegen sie Beide. Sie hatten das Dorf erreicht und hielten vor der Pfarre. Nun Emanuel ihr aus dem Schlitten half und sie in das Haus zu führen hatte, bereute er es, sie mit sich genommen zu haben. Sie war dem Pfarrer fremd, eine Vorstellung, eine Bekanntschaft einzuleiten, war das Zimmer neben der Krankenstube, deren Thüre immer offen stand, nicht der Ort, und waren sie auch Alle nicht gestimmt. Indeß der Zufall war ihm günstig.

Der Neujahrs-Gottesdienst hielt den Pfarrer noch in der Kirche fest, und Miß Kenney hatte Konradine von deren Kindheit an gekannt. Ihre Freude, sie so völlig unerwartet vor sich zu sehen, die Fragen um die Ursache ihrer Anwesenheit halfen der an Selbstbeherrschung ohnehin gewöhnten Konradine über den ersten Augenblick hinweg, und die Nachricht, daß die Kranke sich sehr gut befinde, daß sie kräftiger und Herr ihrer Gedanken und Erinnerungen sei, that Emanuel wohl. Hulda war am verwichenen Abende zum erstenmale mit Bewußtsein auf den Tod der Mutter zu sprechen gekommen, hatte in der Frühe nach Emanuel verlangt, und sehnsüchtig von Stunde zu Stunde auf seine Ankunft gewartet.

Da Miß Kenney bei dem Gaste bleiben mußte, ging Emanuel allein zu seiner Braut. Man hatte den Vorhang am Fenster aufgezogen, das Licht, das durch die dicht beeisten Scheiben drang, streifte Hulda's Bett und ihre weißen schmalen Hände, in denen sie eine Monatsrose hielt, die man ihr gezeigt hatte. Sie war eben erst am Morgen aufgeblüht. Hulda hatte sie abschneiden lassen, um sie ihm geben zu können.

Er setzte sich zu ihr, sie reichte ihm die Rose und wünschte ihm Glück.

„Ist es denn nicht schon ein Glück," sagte er, indem er ihre Hände in die seinen nahm, „und ein schöner Jahresanfang, daß Du lebst, daß Du mich wieder kennst?"

„Ja!" versetzte sie — „aber meine arme Mutter lebt nicht mehr."

Er that, was er konnte, sie zu beruhigen. Endlich zog er ein kleines Kästchen aus der Tasche, das er öffnete und ihr darbot. Es enthielt einen einfachen Goldreif, dem Ringe ähnlich, den er selbst am Finger trug, nur daß statt des Rubins ein Türkis, von Diamanten umgeben, in denselben eingeschlossen war. In der Innenseite waren die Worte: „Dich und mich trennt Niemand!“ — schön und klar gravirt.

Es flog ein seliges Lächeln über Hulda's bleiches Gesicht, wie er ihr die Worte vorsprach, sie hatte es ihm oftmals singen müssen, das Volkslied:

Feines Lieb', halt feste,
Wie der Baum die Aeste,
Wie der Ring den Demant,
Dich und mich trennt Niemand!

„Niemand! Niemand!“ wiederholte sie leise und innig, als er den Reifen an ihren Finger steckte; „aber,“ fügte sie hinzu, „ich kann von hier nicht fort. Wer soll bei meinem Vater bleiben? Er ist ganz allein.“

Emanuel tröstete sie mit der Zusage, daß davon nicht die Rede sei, daß der Vater mit ihnen gehen, mit ihnen leben werde. Sie achtete nicht recht darauf, sondern schien in ihren Erinnerungen irgend Etwas auffinden zu wollen. Mit einemmale sprach sie: „Ich hab' es wohl geträumt, aber so deutlich! Alles so deutlich! — Ich kniete am Altare wie — wie zur Hochzeit —“ sagte sie mit lieblicher Verschämtheit — „aber ich war ganz allein in der Kirche. Ich hörte die Trauungsworte, ohne daß ich Jemanden sah. Wie ich dann um mich blickte, stand mein Vater an meiner

Seite, meine verklärte Mutter schwebte über uns und hatte mich dem Vater angetraut!"

Sie schauerte zusammen bei der Vorstellung, auch Emanuel überlief es wider seinen Willen, wenn schon er's ihr verbarg und sie durch freundlichere Bilder zu zerstreuen suchte. Leise und langsam, wie ihre Schwäche es erforderte, sprach er ihr von dem Emporsteigen des Jahres, von ihrer wachsenden Genesung, von dem nahen Frühlinge, in dem er sie und ihren Vater gen Süden führen werde in sein Haus an dem schönen blauen Bergsee, und lächelnd seinen Worten lauschend, während ihre Hände noch in den seinen ruhten, schlummerte sie ein.

Um sie nicht zu erwecken, blieb er an ihrem Bette sitzen. Sie lag da, schön und weiß und regungslos, als wäre sie in ein Gebild verzaubert, aber auch er hatte diesen Winter wie unter dem Zauber des schlafenden Schlosses zugebracht, und es war Zeit, hohe Zeit, daß er denselben endlich brach. Nicht nur sich, auch Hulda hatte er zu befreien, die ihm eine Erlöserin gewesen war. Er mußte sie sobald als möglich fortbringen von dem Orte, an dem Alles ihr das schreckliche Ende der Mutter in das Gedächtniß rief, fort aus dem engen Kreise, den ihre lebhafte Einbildungskraft mit spukhaften Erscheinungen, mit märchenhaften Vorstellungen bevölkerte. Es mußte nur, selbst im glücklichsten Falle noch viel Zeit vergehen, ehe man darauf rechnen durfte, Hulda von hier entfernen zu können.

Er sah den Ring an, den er ihr heute als Pfand seiner Liebe und seiner Treue gegeben hatte, und seine

Gedanken wanderten dabei so unruhig hin und her, daß das Stillesitzen ihm zur Qual ward. Er sah nach der Uhr und steckte sie wieder ein. Er hatte geglaubt, daß es weit später sein müsse. Er betrachtete Hulda's sanften Schlaf und dachte an Konradinens wilde Leidenschaft. Endlich machte er sich behutsam von Hulda los. Er konnte Konradine nicht so lange auf sich warten lassen.

Als er sie wieder vor sich sah, als er mit ihr aus den kleinen niederen Zimmern, aus dem engen Hause wieder in das Freie, in den hellen Sonnenschein hinaustrat, athmete er erleichtert auf.

Die stolzen Rappen wieherten in der scharfen Kälte und warfen die mit Federbüschen geschmückten Köpfe in den Nacken. Wie auf Windesflügeln brausten sie vorwärts, als es nach Hause zurückging; und auch Emanuel freute sich, als er in dem leichten Gefährte über die schneeige, funkelnde Ebene, durch die im Reife flimmernde Allee wieder dem mächtigen, breit hingelagerten Schlosse entgegenfuhr.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Frau von Wildenau saß an ihrem Frühstücks=tische, Mamsell Ulrike stand vor ihr und bediente sie. Sie hatte es als ein Recht erachtet, das ihr selbst durch die Anwesenheit des Barons nicht entgehen konnte, in Abwesenheit der Schloßherrin sich persönlich nach dem Befinden wie nach den Wünschen und den Bedürf=nissen der Gäste zu erkundigen, und ihnen in aller Verehrung ihre Glückwünsche zum Neujahr darzubringen.

Sie hatte deshalb in der Wirthschaft Alles stehen und liegen lassen, hatte sich in gute Kleider geworfen, und Frau von Wildenau war ganz dazu gemacht, das großblumige französische Kattunkleid, die dicke goldene Kette, die Haube mit der Fülle der goldgelben Bänder zu bewundern, die wie eine majestätische Sonnenblume ihrer Wirthin bewegliches Gesicht umgab, und sie hatte auch Nichts dawider, sich in solch' müßiger Stunde von der Dienstfertigen etwas vorplaudern zu lassen, deren Originalität der erste Blick ihr kundgab.

Ein paar Dankesworte über die vortreffliche Auf=nahme, welche ihr gestern bereitet worden war, die

Anerkennung, daß eine so plötzlich geforderte Gastfreundschaft nur in einem sehr wohlgehaltenen Hause, und nur von der erfahrensten, durch keinen Zufall zu beirrenden Wirthin in solcher Weise geleistet werden könne, hatten Mamsell Ulrike über sich selbst erhoben. Ihr Antlitz strahlte heller als der Sonnenglanz, der es umgab. Alle Schleusen ihres Herzens und ihrer Erinnerungen waren aufgeschlossen, sie war ganz dazu gestimmt, ihre Redseligkeit fließen und steigen zu lassen wie die Wasserfälle und die Springbrunnen bei einem Extrafeste.

Noch ehe sie ihr Frühstück beendet hatte, wußte Frau von Wildenau Alles, was die Mamsell geleistet, von den Franzosenzeiten an bis auf den Tag, an welchem die Estafette die gräfliche Familie so plötzlich von dem Schlosse abgerufen hatte. Sie hatte erfahren, wie es auf ein längeres Verweilen, auf eine stattliche Wintergesellschaft und auf die Hochzeit hier im Schlosse abgesehen gewesen war, und wie dann der Tod des alten Fürsten das Alles mit einemmale umgestoßen habe.

„In drei Stunden waren sie sammt und sonders auf und davon,“ sagte Ulrike, „aber gnädige Frau haben ganz Recht, wer erst einmal die richtige Erfahrung hat, dem macht das weiter nicht viel aus. Denn, lieber Gott, die Menschen kommen und gehen, und auf ein Kindelbier und einen Todtenschmaus muß man in einem anständigen Haushalte alle Tage eingerichtet sein. Das ist Gottes Wille, und der Lauf der Welt bringt das so mit sich. Aber als es dann herauskam, daß wir den Herrn Baron im Schlosse behalten sollten,

und vollends, weshalb wir ihn behielten, und als denn auch noch in derselben Stunde das Unglück mit der Pfarrerin passirte, daß Jeder sah und sagte, wie das unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein konnte, da stand mir doch auch der Verstand einmal stille und ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen."

„Ja," sagte Frau von Wildenau, die von den Vorgängen durch den Baron am verwichenen Abende eine oberflächliche Kenntniß erhalten hatte, „ein Zugrundegehen, wie das der Pfarrerin, muß für die Hinterbliebenen etwas ganz Entsetzliches haben."

„Freilich, freilich!" fiel die Mamsell ihr ein, „jedennoch, lieber Gott, das kommt ja hierzulande öfters vor; das meinte ich im Grunde nicht. Unser Herrgott kommt uns suchen, wo es ihm gefällt, und auf Triebsand ist ja Mancher schon gerathen. Das ist nicht das Schlimmste und ist ja gleich vorbei. Aber daß der Herr Baron sich nun noch verlobt hat, daß er nun noch an das Heirathen denkt, nachdem er es von frühauf verschworen und bis in dieses sein vierunddreißigstes Jahr auch festgehalten hatte, das, meinte ich nur, das ging nicht mit rechten Dingen zu. — Gnädige Frau sind ja auch eine erfahrene Dame und mit unseren Herrschaften, wie ich vernommen, nach beiden Seiten hin bekannt. Sie werden's also wohl gehört haben, was auf den freiherrlichen Gütern Jeder weiß, und da Sie den Herrn Baron auch schon von früher kennen, so müssen Sie ja auch den Ring gesehen haben mit dem blutrothen Rubinstein, und werden wissen, wie es damit zusammenhängt."

Frau von Wildenau war von dem Schrecken, den sie am Abende gehabt, und von der Fahrt in des Posthalters elendem Fuhrwerk mehr angegriffen und ermüdet, als sie es zuerst empfunden hatte. Sie hatte sich lässig auf dem Sopha ausgestreckt und die Erzählungen Ulrikens als einen bequemen Zeitvertreib an ihrem Ohr vorübergleiten lassen. Die letzten Worte machten sie mit einemmale achtsamer. Sie hatte von der Gräfin allerdings einmal gehört, wie Emanuel aus einer Art von Ueberspannung der Ehe ausweiche. Die Gräfin hatte ihr auch nicht vorenthalten, welcher Anlaß in ihrem Bruder diesen sie betrübenden Entschluß hervorgebracht habe, und beide Frauen hatten denselben für die Familie umsomehr beklagt, als der Baron trotz seiner Blatternarben und des allerdings bemerkbaren Fehlers in seinem Wuchse keineswegs so entstellt war, als er sich selbst erschien. Er hatte im Allgemeinen sogar die Gunst der Frauen leicht gewonnen, weil er sich ihnen ohne jeden persönlichen Anspruch nahte, während seine Herzensgüte und seine Bildung ihn anziehend machten, und seine ursprünglich edlen Züge wie sein seelenvolles Auge für ihn einnahmen. Noch an dem verwichenen Abende hatten Mutter und Tochter sich wieder an seiner Liebenswürdigkeit gefreut, und es war ein wirklicher Antheil, nicht leere Neugier, welcher die Baronin zu der Frage bestimmte, was die Mamsell mit ihren Worten meine.

Ulrike zuckte mit den Schultern. „Was ich damit meine? Gnädigste Frau! was außer meinem Bruder, der einmal partout Alles besser weiß als alle anderen

Menschen, und der ein- für allemal an gar Nichts glaubt, hier sammt und sonders Alle meinen. Aber sie hat es meinem Bruder gerade so angethan wie dem Michael und dem Herrn Baron. Es war ja sogar darauf und dran, daß Seine Durchlaucht sie mit sich nehmen wollten, um sie nur immer bei sich zu haben. Als wenn die Frau Gräfin und die Comtesse das hätten leiden können! Und mit der Mutter war es ganz genau dasselbe seinerzeit. — Aber befehlen die gnädige Frau vielleicht, daß der Samovar herausgetragen werde? Oder soll vielleicht eine Platte heraufgelegt werden und etwas Eau de Lavende oder etwas Bernstein darauf verdampfen? Es ist das Eine wie das Andere im Hause."

Frau von Wildenau dankte für Beides, indeß, als die Mamsell anstandshalber Miene machte, sich zu entfernen, hielt sie dieselbe noch mit einer kleinen Anforderung zurück. Es widerstrebte ihrem guten Sinne, daß sie es that. Aus dem trüben Pfuhl von Verdächtigung und Aberglauben, auf welchem die Mamsell sicher und behaglich hin und wider schwamm, blitzte jedoch hie und da etwas so Befremdliches hervor, daß die Baronin sich endlich sagte, es liege vielleicht sogar in dem Interesse des Barons und ihrer Freundin, die möglicherweise von dieser Rederei gar Nichts wüßten, dem Unwesen nachzuspüren, um ihm ein Ende zu machen; und sich fest in ihren Shawl einwickelnd, während sie die Füße mit den goldgestickten, pelzverbrämten Korduan-Pantöffelchen in Gemächlichkeit über-

einanderschlug, fragte sie, ob es die verunglückte Pfarrerin sei, von der Mamsell Ulrike rede?

„Von der Mutter und von der Tochter!“ fuhr die Mamsell heraus, „denn die sind sich Beide darin völlig gleich. Es hat es ja dazumalen auch kein Mensch begreifen können, daß der Pfarrer, der sein Lebelang unter vornehmen Herrschaften gewesen war und doch nachher auch mit Leuten“ — sie warf sich in die Brust und schlug die Augen nieder — „Verkehr und Freundschaft gehalten hatte, die Etwas vor sich gebracht hatten, die sich sehen lassen konnten, und die ihn nicht zurückgestoßen haben würden, denn er war ein feiner und ansehnlicher Mann, der gut zu reden wußte — daß der Pfarrer, wollte ich sagen, gerade auf die Simonene verfallen war, die Höriger Leute Kind war, die kein Stück auf ihrem Leibe hatte, als was die Frau Gräfin an sie wendete, und die Nichts kannte und Nichts wußte, als das Bischen, was sie denn so an Manieren und sonsten, bei unser Einem abgesehen hatte. Und nun mit der Hulda, das ist ja noch weit ärger! das muß selbst dem Blindesten in's Auge springen.“

„Ich höre,“ sagte Frau von Wildenau, um den Herzensergießungen der Mamsell eine Schranke zu setzen, „die Braut des Herrn Baron soll eine Schönheit sein.“

„Schönheit? Gnädige Frau, wie man das nehmen will! Groß, beinahe die Höhe von unserer Comtesse, und schlank, und roth und weiß und blondes Haar. Gnädige Frau kennen solche Frauenzimmer ja! So wie das hierherum und weiter hinauf in Lithauen im

Felde unter den gemeinen Leuten aufwächst! Aber die da oben und die Lithauer können mehr als Brod essen; das wissen die gnädige Frau wohl auch."

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß man in Lithauen und in unseren Provinzen Zaubertränke braut?" fragte Frau von Wildenau, um Ulrike an ihr Ziel zu führen, „oder was meinen Sie mit Ihren Worten sonst?"

„Gnädige Frau, ich sage Nichts und meine Nichts, nur was ich weiß, das weiß ich. Gnädige Frau werden wohl auch die Liebesbänder kennen und gesehen haben, mit den Sprüchen und den Herzen und den Schwertern, welche die lithauischen Frauenzimmer für sich und für die Männer machen. Was sie da sonsten noch hineinthun, das kommt nicht so zum Vorscheine. Ich habe es aber mit meinen eigenen leiblichen Augen gesehen, von der Mutter, sowie von der Tochter, daß sie von ihrem eigenen Haare hineingeflochten haben. Solche Liebesbänder hat die Hulda machen müssen, weil die Comtesse es lernen wollte. Daß sie von ihrem Haare gewiß auch da hineingeflochten hat, das wird sie aber wohl für sich behalten haben, denn damit hat sie es gezwungen bei der Durchlaucht. Dem armen jungen Menschen, dem Sekretär von Seiner Durchlaucht, dem Michael, dem muß sie auf andere Weise beigekommen sein, denn der war nicht von heute, der wußte über sie Bescheid! Aber mit dem Herrn Baron setzt sie es nicht durch. Da sind"; sie sah sich um, trat an Frau von Wildenau heran und sagte leise, „da können die Anderen ihr doch über!"

„Was soll das heißen?“ fragte diese, der des abergläubigen Geredes, das sie anfangs wohl belustigt hatte, nun genug war. „Sie müssen sich deutlicher erklären. Von wem sprechen und was meinen Sie?“

„Gnädige Frau haben es bereits vernommen!“ entgegnete Ulrike mit einer eisernen Zuversicht. „Die Hulda hat ja gleich in der Stunde, in der sich der Herr Baron mit ihr verloben wollte, ihr Zeichen schrecklich genug bekommen; denn sie wußte es und ich habe es ihr zu ihrer Verwarnung selbst ganz klar gemacht, wie es mit dem Herrn Barone stand. Aber hat sie hören wollen? Nun sind der Schrecken und das böse Gewissen ihr in die Glieder gefahren. Nun liegt sie da und steht nicht wieder auf. Die Freiherren sterben auch aus, und es kommt Alles an unseren jungen Grafen, früher oder später!“

Frau von Wildenau gab ihr keine Antwort. Sie erkundigte sich nur nach den Umständen, welche dem Erkranken Hulda's, dem Verschwinden der Pfarrerin vorangegangen waren. Sie fragte, wer der Michael sei, dessen die Mamsell erwähnt hatte, und ohne völlig klar in das Wirrsal hineinzublicken, daß diese in ihren Anspielungen auf den Fürsten zu Markte gebracht hatte, meinte sie es vollkommen begreifen zu können, wie der Gräfin der Gedanke widerstehen mußte, ihren trefflichen Bruder eine Mißheirath mit einem Mädchen schließen zu sehen, das übel berüchtigt und eins jener dienenden Frauenzimmer zu sein schien, welche nur zu oft eine Plage in den Häusern begüterter und vornehmer Familien sind.

Ihr weibliches Standesbewußtsein nahm augenblicklich wider Hulda und wider die Heirathsplane des Barons Partei. Sie versetzte sich in die Seele ihrer Freundin, und lebhaft, wie sie es war, malte sie sich's aus, wie die Gräfin es ihr danken, welch eine Wohlthat sie der gräflichen und der freiherrlichen Familie damit erzeigen würde, wenn es ihr gelänge, Emanuels abenteuerliche Heirath auf die eine oder die andere Art zu hintertreiben, oder, was schließlich auf dasselbe hinauslaufen konnte, ihre Ausführung vorläufig nur hinauszuschieben. Daß ein Mann von Emanuel's Sinnesart sich in die Netze eines solchen jungen Frauenzimmers verstricken könnte, fand sie nicht eben auffallend, denn unter den in der Beurtheilung der Frauen überhaupt nicht scharfsichtigen Männern, hatte sie die sittlichen Idealisten immer als die Blindesten und Leichtgläubigsten gefunden. In ihre alte Freundschaft für die Schwester mischte sich deshalb ein Mitleid für Emanuel, als wenn er ihr eigener Bruder gewesen wäre, und ein Antheil, als wenn die Angelegenheit sie selbst betroffen hätte.

Sie hatte eben der Mamsell die Weisung ertheilt, daß sie für das Erste weiter Nichts bedürfe, und sie nicht länger von ihren Geschäften abhalten wolle, als Konradine und der Baron von ihrer Ausfahrt wiederkehrten. Fast gleichzeitig mit ihnen ließ sich der Amtmann bei ihr melden.

Er war nach der gestrigen Verabredung mit dem Baron gleich am Morgen nach der Poststation gefahren, um nachzusehen, wie es mit dem zerbrochenen

Wagen stehe, und das Gepäck für alle Fälle nach dem Schlosse schaffen zu lassen. Nun lauteten die Nachrichten, die er brachte, für das Fortkommen der Reisenden nicht günstig. Der Wagen war noch erheblicher beschädigt, als man es erwartet hatte. Der Schmied und der Stellmacher des Stationsortes getrauten es sich wohl, ihn in zwei Tagen herzustellen; der Amtmann jedoch meinte, daß es weit gerathener sei, den trefflichen Wagen lieber auf Kufen nach dem nicht allzu fernen Städtchen bringen und ihn dort von einem Manne, den er als verläßlich nannte, gründlich repariren zu lassen, worüber denn freilich mindestens fünf, sechs Tage hingehen könnten.

Während Konradine nachrechnete, daß sie auf diese Weise in jedem Falle ein verabredetes Zusammentreffen mit Verwandten versäumen würden, und die Mutter sich mit Sachkenntniß erkundigte, ob bei der leichteren Ausbesserung der Wagen nicht wenigstens für die Fahrt bis nach der Hauptstadt mit Sicherheit zu benützen sein dürfte, sagte Emanuel: „Sie stellen meine Selbstsucht auf eine schwere Probe, werthe Freundin! Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich Ihnen sagen, daß meine Reisekalesche und ein Packwagen, den die Gräfin hier zurückgelassen hat, zu Ihrer Verfügung stehen und im Nothfalle Ihre Weiterreise möglich machen. Aber ist Ihr Fortgehen denn so dringend und fällt es Ihnen denn so schwer, mir hier in meiner Einsamkeit für einige Tage das Vergnügen Ihrer Gegenwart zu gönnen?"

„Ich möchte,“ fiel der Amtmann ein, „den gnädigen Herrschaften auch zu bedenken geben, daß der Barometer höher gestiegen ist, als ich ihn je gesehen habe, und die Kälte hat nach Sonnenaufgang zugenommen. Es stehen uns also sehr kalte Tage vor der Thüre. Wenn die Herrschaften nicht recht fest auf der Brust und das Reisen in solcher Witterung nicht von früher her gewohnt sind, thäten sie vielleicht doch besser, es hier ein Weniges abzuwarten. Und,“ setzte er hinzu, indem er sich zu Emanuel wendete, „wenn ich mir herausnehmen darf, dem Herrn Baron meine Meinung auszusprechen, so glaube ich, Sie sollten sich auch bei diesem Nordostwinde nicht der Luft aussetzen, denn der greift hier am offenen Meere den Menschen anders an als in der Stadt, besonders wenn man, wie der Herr Baron, die Winter immer in warmen Ländern zugebracht hat.“

Frau von Wildenau stimmte ihm darin völlig bei, und ihre eigene Angelegenheit zunächst beiseite setzend, sagte sie: „Ich habe das heute schon den ganzen Morgen selbst gedacht, lieber Baron, als ich es erfuhr, wie Sie bei dieser schneidend kalten Luft mit Konradinen im offenen Schlitten ausgefahren wären. Das ist wirklich unverzeihlich. Sie dürfen das sich und den Ihrigen nicht anthun. Ich finde es ein Unrecht, daß man Sie nicht längst bewogen hat, auf Ihre Besitzungen an den Genfersee zu gehen.“

Er meinte, sie wisse es ja, welche Sorge und welche Pflicht ihn hier zurückgehalten hätten, obschon

er in der That gegen die Härte des Klimas nicht unempfindlich sei.

„Um Pflichten erfüllen zu können," entgegnete Frau von Wildenau, „muß man doch vor allen Dingen am Leben bleiben, denn das französische Sprichwort hat auch in diesem Falle Recht: die vernünftige Barmherzigkeit fängt bei sich selber an! Und da ich nicht in den Fehler Derjenigen verfallen will, die Sie hier so unnöthig festgehalten haben . . . ."

„Verzeihung," unterbrach sie Emanuel, der diesen versteckten Tadel gegen Hulda und deren Vater nicht zuzulassen vermochte, „es hat Niemand daran gedacht, mich festzuhalten, nicht daran denken können. Ganz im Gegentheil!"

„Nun denn, gleichviel! so muß ich Sie gegen sich selber beschützen, lieber Freund!" rief sie mit heiterer Lebendigkeit „Ich will mit Ihnen ein Abkommen zu treffen suchen, das mir frommt und Ihnen, wie ich hoffe, nicht entgegen ist. Wir wollen hier an Ihren warmen Oefen und hellen Feuern die Herstellung unseres Wagens wie den ersten harten Stoß der Kälte abwarten, wenn Sie dafür versprechen, ebenfalls geduldig in den Zimmern auszuhalten; und dann begleiten Sie uns in die Stadt, wo es denn doch so rauh nicht ist als hier, wenn Sie sich nicht noch zweckmäßiger entschließen, den Norden für die nächsten Monate zu verlassen und mit uns gen Süden fortzuziehen."

Emanuel dankte ihr für diesen liebenswürdigen Vorschlag. Er sagte, er habe es heute selbst gefühlt,

daß er die große Kälte wohl vermeiden müsse. Er nehme deshalb das erste ihrer Anerbieten um so freudiger an, da er jetzt mit verhältnißmäßiger Unbesorgtheit an seine Kranke denken könne. Ueber die nächsten Tage hinaus vermöge er eine Entscheidung nicht zu treffen, ein Versprechen nicht zu geben. Nur das Eine könne er versichern, daß er darauf halten werde, den Wagen so gründlich und so dauerhaft als möglich herstellen zu lassen.

Frau von Wildenau ließ sich damit genügen. Sie und der Baron gaben dem Amtmann scherzend die widersprechendsten Anweisungen in Bezug auf das Fuhrwerk. Der Amtmann, dem in jeder Hinsicht sehr daran gelegen war, daß der Baron ihm nicht etwa in Abwesenheit der Gräfin ernstlich erkrankte, fühlte sich dadurch beruhigt, daß Emanuel zunächst das Zimmer zu hüten versprach, und gab sich deshalb mit doppelter Gefälligkeit zu allen Anordnungen her, die man zu treffen wünschte.

Ebenso bereitwillig zeigte sich die Mamsell. Das Gepäck war angelangt, man fing an, sich für einige Tage einzurichten. Man siedelte aus den Fremdenzimmern in die noch behaglicheren Zimmer der Gräfin über. Die Gäste zeigten ein sichtliches Gefallen an der Schönheit und Stattlichkeit des Schlosses, sie sprachen davon, dem Gott des Zufalles einen Altar zu errichten, der ihnen dieses durchaus romantische Begegnen mit Emanuel bereitet habe, und Konradine meinte, als man am Mittag im besten Einverständniß fröhlich an der Tafel saß: „Eigentlich, wenn wir unseren Vor-

theil recht verstünden, verheimlichten wir dies Beisammensein vor aller Welt, denn dadurch bekäme es erst seinen wahren, rechten Reiz."

Die Mutter, die es offenbar erfreute, ihre Tochter wieder einmal wirklich heiter zu sehen, meinte, der Einfall sehe ihr ähnlich und stamme aus ihrer tiefsten Seele. „Konradine hat von frühauf," sagte sie, „den sonderbaren Zug gehabt, das, was ihr das Liebste war, an äußerem Besitz wie an liebevoller Neigung, zu verbergen und zu verschweigen. Sie ist in einer Weise ausschließlich, die ich oft mit Besorgniß angesehen habe."

„Und," warf Konradine hin, „das Leben hat mich dafür gezüchtigt, indem es mit meinem heiligsten Empfinden an die große Glocke der Oeffentlichkeit geschlagen hat. Aber lassen wir das."

Sie fuhr sich dabei hastig über die Stirne, warf die langen röthlichen Locken mit der schönen weißen Hand in den Nacken zurück und machte sich mit ihrem Armbande zu schaffen.

Emanuel sah, wie ihre Aeußerung und ihr ganzes Behaben der Mutter peinlich waren. Auch ihm mißfiel dies rückhaltlose Preisgeben, dies wilde Aufzucken ihres Schmerzes. Es erschien ihm unweiblich und unschön, während es ihn doch interessirte. Um das eingetretene Schweigen zu unterbrechen, sagte er endlich: „Ein Eigenstes, Etwas, was er ausschließlich besitzt, will im Grunde Jeder besitzen. Was Anderes ist es denn, das in manchen Fällen, der Diplomatie und den sogenannten verbotenen Liebeshändeln ihren Reiz für uns verleiht, als der Vorzug, ein Geheimniß sein zu

nennen, und die unterhaltende Nothwendigkeit, sich in ein Geheimniß hüllen zu müssen. Personen, die sie in irgend ein geheimes Abenteuer, in einen Ehren- oder Liebeshandel, oder was es immer sei, verstrickt glaubt, gewinnen schon um deshalb eine Bedeutung für die Gesellschaft. Sie werden ohne ihr eigenes Zuthun Gegenstände einer ganz besonderen Beachtung für die große Menge."

Die Mutter stimmte im Wesentlichen seinem Ausspruche bei. Sie führte mit guter Art einige Beispiele dafür aus ihrer persönlichen Erfahrung an und erwähnte dabei einer ihrer Bekannten, welcher das durch einen Zufall entstandene, völlig unbegründete Gerücht, sie habe um einer unglücklichen Liebe willen auf die Ehe verzichtet, zu dem Piedestal geworden war, von dem aus sie zu einer höchst bevorzugten Stellung erhoben und zu einer sehr glücklichen Ehe geführt worden war.

Man lachte darüber, die Unterhaltung blieb mit allerlei romanhaften Abenteuern beschäftigt, und die Mutter hatte wohl nicht recht erwogen, was sie damit that, als sie die Aeußerung machte, wie ihr in der Liebe das Uebermaß immer ein Entsetzen eingeflößt, und wie sie von jeher förmlich Scheu vor jenen gewaltsamen Empfindungen getragen habe, welche man als eine große Leidenschaft bezeichne.

„Ja!" fuhr da Konradine auf, „Mama hat durchaus Recht. Sie sind auch schrecklich, diese großen Leidenschaften mit ihrem: „Le jeu est fait, rien ne va plus!" bei denen der Mensch sein Alles einsetzt

und dann mit einemmale vor dem Nichts dasteht. Aber — so ein kleines Rapuschchen der Liebe, bei welchem man nur wenig wagt, nicht viel gewinnt, nicht viel verliert, das ist eigentlich der allerbeste Zeitvertreib. Wenn ich es recht bedenke, lieber Freund! müßten wir, um das romantische Abenteuer dieser Begegnung vollständig zu machen, uns hier in aller Eile in einander verlieben. Denken Sie, wie originell das wäre! Wir haben einander gekannt seit langer Zeit, sind immer gleichgiltig neben einander her gegangen; nun werden wir als halbe Schiffbrüchige zusammen auf eine wüste Insel verschlagen, werden nothgedrungen auf einander angewiesen — das ist ja Alles, wie ein Dichter sich's nur wünschen kann. — Und daß ich Ihnen die Wahrheit frei gestehe, ich finde Sie hier, wo Sie so vorsorglich sich für uns bemühen, so liebenswürdig, daß ich mir einbilde, meine gerührte Dankbarkeit müsse auch schon einen gewissen Eindruck auf Sie gemacht haben."

Er sagte, daß sie ihm nie anders als in dem Lichte aller ihrer Vorzüge erschienen sei, daß er es jedoch niemals habe wagen mögen, sich in den Kreis ihrer glänzenderen Verehrer einzureihen. Sie gab ihm diese Schmeichelei mit anmuthiger Verbindlichkeit zurück, und man war im besten Zuge, dies Federballspiel geselliger Galanterie heiter fortzusetzen, als die Mutter ihnen mit dem Finger drohend die Bemerkung machte, mit dem Feuer solle man nicht spielen. „Denn," meinte sie, „wie mir die großen Leidenschaften immer etwas Unheimliches gehabt haben, so ist mir auch alles

Herausfordern des Geschickes bedenklich. Es ist etwas Dämonisches in solchen Dingen, mit dem zu scherzen sehr gefährlich ist.“

Emanuel lehnte sich gegen diese Warnung auf. Er hatte all die Zeit her außer seinen Büchern keine andere Unterhaltung gehabt, als den von Kummer schwer gebeugten Pfarrer, oder die sentimentale, beschränkte Gewissenhaftigkeit der treuen Kenney. Nun warf Konradinens Keckheit mit übermüthiger Hand einmal die enge Schranke nieder, welche ihm den Anblick der Welt entzogen hatte, und er ward es mit Erstaunen inne, wie sehr er trotz vielfach abweichender Meinung durch die Gewohnheit langer Jahre mehr, als er es selber gewußt und geglaubt hatte, mit dieser großen Welt und ihrer Gesellschaft zusammenhing. Das Licht war grell, der Ton war schrill, die ihm von dort herüberdrangen, und doch regten sie ihn erfreulich auf, wie den an Wein Gewöhnten das feurige belebende Getränk, wenn er es lang entbehrt hat.

Konradinens Natur und Art waren keineswegs die seinen, aber er und sie waren auf dem nämlichen gesellschaftlichen Boden erwachsen, sie hatten die Freiheit gehabt, sich innerhalb gleicher Voraussetzungen eigenartig zu entwickeln, sie kannten Beide große, weite Menschenkreise aus ähnlichen Lebensbereichen, das ganze Uebereinkommen der sogenannten Gesellschaft, der großen Welt, das sich von dem Urtheile über das Erlaubte urd Nichterlaubte, über Sittlichkeit und Moral bis auf die Bedeutung des Wortes in der Sprache ausdehnt, war ihnen gleich geläufig und ge=

meinsam wie eine fertig ausgeprägte Münze, wie ein gleiches Gewicht und Maß. Emanuel vermochte deshalb selbst in den Uebertreibungen, zu welchen Konradine sich in ihrer jetzigen Verfassung verleiten ließ, deutlich zu unterscheiden, was darin conventionell oder durch Rückerinnerung an dichterische Gestalten gefärbt, was echt und selbstempfunden war. Das Erborgte beleidigte ihn also weniger, das Wahrhafte flößte ihm mehr Mitempfindung und mehr Neugier ein, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Sogar die schroffen Uebergänge, mit denen sie von schmerzlicher Bitterkeit, sobald sie achtsam darauf wurde, zu einer gleichgiltigen Frage oder Bemerkung übergehen konnte, hatte für ihn nichts Ueberraschendes, da er diese Art von Selbstüberwindung als einen der ersten Erziehungs-Grundsätze, als eine der nothwendigsten Eigenschaften für das Leben in der Gesellschaft zu würdigen und, wo es noth that, selbst zu üben wußte.

Er würde aus seiner Natur heraus auf eine Unterhaltung, wie Konradine sie angeschlagen hatte, kaum verfallen sein. Nun, da sie eine augenblickliche Zerstreuung in ihr zu finden schien, lockte es ihn, ihr darin das Paroli zu bieten, und es gewährte ihm eine gewisse Belustigung und Genugthuung, daß er sich sagen konnte, er habe in seiner Einsamkeit die heitere, gewandte Schlagfertigkeit doch noch nicht eingebüßt.

„Was ist nicht gefährlich, was ist nicht bedenklich für den Ungeübten?“ sagte Emanuel scherzend. „Feuer und Pulver sind gefährliche Dinge in eines Knaben Hand, und wie erfreuen uns trotzdem die Raketen

und Leuchtkugeln wenn sie aus den Flammengarben der Girandola nach allen Ecken und Enden durch die Lüfte fliegen. Dazu stehen wir bald am Beginne des Karnevals, und ich werde hier keine Maskenscherze haben wie in den fröhlichen Straßen von Ron oder unter den Hallen des geselligen Markus-Platzes. Ich finde deshalb Fräulein Konradinens Einfall ebenso glücklich als verlockend. Wir improvisiren für die Tage unseres hiesigen Beisammenseins eine kleine Komödie. Sie theilt sich in derselben eine Rolle zu, in welcher sie Meisterin ist. Ich werde versuchen, mich, so gut ich kann, in dem mir neuen Fache zu bewegen. Sie, theure Freundin, sind unser Publikum, und fällt der Vorhang, verlassen Sie das Schauspielhaus — so bin ich es allein, der die Kosten dieses frohen Spiels zu tragen haben wird, für den allein Gefahr daraus erwachsen kann."

„Sie?" rief Konradine, „als ob Sie nicht durch Ihre Liebe gefeit, durch Ihre Verlobung sicher wären? Sie denken innerlich an Ihre schöne, kranke Braut und an Ihre Hochzeit, ich an das Stiftskreuz, das man mir zugedacht hat und für das ich mir schon die würdige Haltung vor dem Spiegel einstudire, wenn ich sonst nichts Anderes zu denken und zu thun habe; denn eben dadurch, daß wir Beide innerlich mit völlig anderen Dingen beschäftigt sind, wird das Komödienspiel erst recht zu einem Spiel und ungefährlich. Nur müßte man eigentlich dazu auch im Kostüme sein."

„Befehlen Sie Watteau oder Renaissance?" fragte Emanuel, „es ist zu beidem das Material im Schlosse."

Sie wollte es nicht glauben. Er gab den Befehl, die Mamsell möge aus den alten Garderobe-Zimmern die Kleider, welche er bezeichnete, herbeischaffen. Sie wurden nach kurzer Zeit gebracht und machten den beiden Frauen viel Vergnügen. Die Anzüge stammten von den Vorfahren der jetzigen Besitzer her. Sie waren reich und prächtig und waren in Ordnung gebracht und aufgefrischt worden, als man sich ihrer im Herbste bei den Schaustellungen und Aufführungen zum Oefteren bedient hatte. Sie wurden genau besehen, in ihrer Besonderheit beurtheilt. Man verglich sie mit der Kleidung, in welcher man sich jetzt gefiel, und erinnerte sich der sogenannten griechischen Trachten, in die man sich am Anfange des Jahrhunderts gekleidet hatte. Frau von Wildenau schilderte, welche lächerlichen Scenen, welche Unbequemlichkeiten und Unschicklichkeiten diese zweite Auflage der griechischen Nacktheit an den Höfen im Norden herbeigeführt hätte. Dadurch kam sie auf die Zeit zu sprechen, in welcher sie während ihrer Erziehung in einem adeligen Fräuleinstifte die Mutter des regierenden Kaisers zu verschiedenenmalen gesehen hatte. Es war auch von den gegenwärtigen Verhältnissen des russischen Hofes die Rede, an welchem die beiden Frauen in diesem Herbste wieder gelebt hatten, und wie man sich endlich von der Tafel erhob, dachte man der alten Kostüme gar nicht mehr, und auch des phantastischen Vorhabens hatte man bald vergessen, mit dem man sich während des Essens, eben wie mit einem Feuerwerk die Zeit vertrieben hatte.

Die Leuchtkugeln, die man in die Luft geschleudert, hatten aber manches Verborgene mit ihrem raschen Lichte beleuchtet und enthüllt, manches bedeutende Signal gegeben. Nun war Alles ruhig und vorbei. Nur die Erinnerung an ein eigenthümliches Erlebniß blieb in Emanuel zurück.

Er sagte sich, daß er Konradinen früher doch nicht recht gekannt habe, oder daß ihre unglückliche Liebe sie verwandelt, ja zu einer Anderen habe werden lassen.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Der Barometer und der Amtmann hatten richtig prophezeit, die Kälte war eine außerordentliche geworden. Emanuel konnte nicht daran denken, seine Verlobte zu besuchen. Als die gewohnte Stunde herankam, machte ihn das unruhig, besonders, da er sich einer kleinen Nachlässigkeit gegen sie zu zeihen hatte die ihrem weichen und empfindsamen Herzen gewiß schmerzlich gewesen war.

Er hatte gestern, als er sich von ihrem Bette entfernte, die Rose liegen lassen, welche sie ihm am Neujahrstage im Wiedererwachen ihres Bewußtseins als erste Liebesgabe dargereicht, und er hätte viel darum gegeben, hätte er dies ungeschehen machen können. Nun blieb ihm nichts übrig, als ihr dies in dem Briefchen bedauernd auszusprechen, in welchem er ihr meldete, wie die Kälte ihn zwinge, sich zu Hause zu halten. Er ermahnte sie daneben, guten Muthes zu sein, sich die heiteren Bilder einer schönen Zukunft vor die Seele zu halten, sagte ihr, daß er an seinen Gästen eine angenehme Gesellschaft in seiner Klausur

besitze, und machte den Vorschlag, daß er an jedem Nachmittage einen verdeckten Schlitten nach der Pfarre hinunterschicken werde, um abwechselnd den Vater und Miß Kenney zum Kaffee in das Schloß zu holen, da allen Beiden diese kleine geistige Erfrischung endlich auch nöthig und wohlthuend sein werde. Er bat Hulda, ihm die gestrige Rose durch den Boten zu übersenden, da er sie nicht entbehren wolle, schickte ihr frische Blumen dafür, wie die Treibhäuser sie boten, und obschon er sich sagte, die Genesende werde ihn vermissen, war es ihm im Grunde gar nicht unlieb daß er sich mit seinem Briefe und der Blumensendung, des Besuches einmal entheben konnte. Am Bette eines kranken Mädchens zu sitzen, das er wie ein Kind mit sanftem, gaukelndem Kosen zu beschäftigen hatte, dazu fühlte er sich heute gar nicht aufgelegt, und von ihrem Ergehen hoffte er durch den Boten, und später am Nachmittage durch den Vater oder durch die treue Pflegerin günstigen Bescheid zu erhalten.

Als er den Reitknecht abgesendet hatte, ließ er sich bei seinen Gästen melden. Die Mutter war beschäftigt, Konradine nahm seinen Besuch in ihrem Zimmer an. Sie war noch in einem Morgenkleide, und hatte ein Fanchontüchelchen über den Kopf geworfen und unter dem Kinne zugeknüpft, so daß die Form ihres Gesichtes sich schön darin abzeichnete.

Emanuel entschuldigte sich wegen seines zeitigen Besuches mit der Bemerkung, wie ihn das lange Alleinsein wahrhaft durstig nach belebendem Verkehr, und damit unmäßig in dem Wunsche gemacht habe,

ihrer Gesellschaft während dieser kurzen Tage so viel nur möglich theilhaftig zu werden. Sie sagte, er komme ihr eben gelegen, denn sie habe ihn zu sehen, und sich gegen ihn zu rechtfertigen gewünscht.

„Wenn Sie sich des Unmaßes anklagen, was soll ich dann von mir sagen, die ich gestern den ganzen Tag hindurch und auch schon am Abende vorher aus einem Unmaß in das andere gefallen bin?“ sprach sie. „Ich war aber gestern wirklich nicht Herr über mich, habe mir Vorwürfe deshalb gemacht, aus Aerger darüber nicht schlafen können. Und doch vermochte ich eben nur durch diese Gewaltsamkeit mir über die Gedanken fortzuhelfen, die das Wiedersehen mit Ihnen und die Erinnerung an unser harmloses letzes Beisammensein im Hause der Gräfin mir heraufbeschworen hatten. Ich habe in den letzten Monaten zu viel erlebt, zu grelle Gegensätze durchempfunden. Meine Gesundheit hat gelitten. Ich würde bisweilen kraftlos zusammenbrechen, wenn ich mich nicht mit lauter Salti mortali über die Abgründe fortschwänge, die sich vor mir aufthun, so oft ich rückwärts blicke. Sie müssen mich sehr verändert finden, däucht mir.“

Da er ihr dies am verwichenen Tage ohne ihr Zuthun ausgepsrochen hatte, trug er kein Bedenken, es ihr auf ihre Frage zu wiederholen. „Sie haben Ihr früheres Wesen eingebüßt,“ sagte er, „um ein tieferes und noch viel anziehenderes dafür zu gewinnen. Nur macht Alles, was ich in diesen wenigen Tagen von Ihnen sah und hörte, mich fürchten, daß Sie die gewonnene Vertiefung schwer erkauften.“

„Sehr schwer!“ gab Konradine ihm zur Antwort. „Ich habe sie um so verschwenderischer bezahlt, als die gewonnene trostlose Erkenntniß mir kein Ersatz ist, für die in sich gefestigte Zufriedenheit, die mir bis dahin das Leben lieb und leicht gemacht hat.

Sie saßen einander am Kamine gegenüber, Konradine hatte sich in ihren Sessel zurückgelehnt. Sie schaute nachdenklich zu, wie die Flammen an den Scheiten in die Höhe stiegen, wie sie dort aufzuckten, wie hier einer der Brände Feuer fing, dort einer hell aufloderte, und wie ein anderer verlosch. Sie war in sich versunken. Emanuel wagte sie nicht zu stören.

„Das Beste ist noch,“ hub sie mit einemmale an, „daß Alles vergänglich ist, daß Alles so wie diese Flammen endlich in sich zusammenfällt und daß man das Interesse an sich selbst verliert, weil man, wenn man sich nicht absichtlich verblendet, sich sagen muß: Selbst der Schmerz und der Zorn und die verzweifelnde Empörung sind nicht in ihrer ursprünglichen Gewalt lebendig zu erhalten. Und was kommt's denn darauf an, ob solch ein vergängliches Wesen, wie der Mensch, sich glücklich oder elend fühlt?“

Sie war nahe daran, wieder in ihr schweigendes Brüten zurückzufallen, Emanuel aber sagte: „Sie gönnen es mir, Ihren Gedankengängen zu folgen, mich in Ihren Kummer einzuweihen; aber ich kenne die Quelle nicht, aus welcher er entspringt, obschon Sie es gestern Abends angedeutet haben, daß Ihr Schicksal den Menschen nicht verborgen geblieben ist.“

„Ich sehe, wie zurückgezogen Sie gelebt haben müssen,“ entgegnete sie, „daß Sie nicht davon erfahren haben. Die Geschichte ist sehr natürlich, sehr menschlich — und so erbärmlich wie gar manches Menschliche. Ihnen,“ hub sie danach an, „brauche ich nicht zu versichern, daß ich nie coquett war. Sie kennen mich ja lange und Sie haben mich gestern gewiß nicht mißdeutet, als ich es aussprach, daß die Tauschgeschäfte mit jener billigen Scheidemünze der Liebeständelei, wie ich sie von frühauf in der Gesellschaft betreiben sah, nie nach meinem Sinne gewesen sind. Sie ließen mir die sogenannte Liebe als eine abgeschmackte Spielerei erscheinen, für die ich mich zu gut hielt. Auch die Ehe, wie ich sie in meiner Umgebung vielfach vor Augen hatte, hatte nichts Verlockendes für mich. Da nun meine Mutter sich frei zu bewegen liebte, hatte ich auch eben so viel Freiheit, als ich brauchte, um mich auf die eigenen Füße zu stellen und mir mein Leben auf meine eigene Weise einzurichten. Ich hatte Bewunderer, Anbeter, Bewerber, und gewann Freunde unter Denen, die es nicht als eine Beleidigung ansehen, wenn man sie nicht unwiderstehlich fand, oder nicht Neigung fühlte, als Herrin ihres Hauses zu ihrem Haussklaven zu werden. Kalten Herzens und kalten Blutes, ohne einen wirklichen Ausgleich meine Freiheit aufzuopfern, hätte ich für eine Thorheit gehalten.“

„So habe ich hingelebt, mein Dasein genossen und — Sie haben es ja mitangesehen — mich durch-

aus heiter und im Gleichgewichte gefühlt, bis wir auf den Einfall kamen, in dem verwichenen Herbste von unseren Gütern für einige Wochen nach Petersburg und an den Hof zu gehen, weil der Kaiser es gerne sieht, wenn die Familien aus unseren Provinzen sich von Zeit zu Zeit am Hofe präsentiren. Wir langten dort an, als die Herrschaften aus dem Süden des Reiches in die Residenz zurückkehrten, und wurden sehr gnädig aufgenommen. Aus Deutschland hielten sich eben fürstliche Herrschaften am Hofe als Gäste auf, das Gesellschaftsleben begann also früher als gewöhnlich und mit großem Glanze."

„Unter diesen deutschen Gästen befand sich auch Prinz Friedrich von —." Sie nannte den Namen einer jener deutschen Dynasten-Familien, die in jenen Tagen, als die Eisenbahnen die Bedeutung des Raumes noch nicht zusammenschrumpfen machten, sich mächtiger und wichtiger glauben durften als in unserer Zeit. — „Was jetzt folgt," sagte sie, und ein bitteres Lächeln flog über ihre stolzen Lippen, „das ist bald erzählt. Es ist derlei in vielen unserer landläufigen Romane zu lesen. Es war aber nur meine Schuld, daß ich mir einbildete, Prinz Friedrich sei nicht ein Fürst wie alle anderen Fürsten, er sei zugleich ein Mensch — und daß ich die Gewalt der Liebe, meiner Liebe, überschätzte."

„Der Prinz stand nicht in direkter Linie zur Erbfolge. Er war also in der verhältnißmäßigen Freiheit eines appanagirten Fürsten aufgewachsen, hatte sich glänzend ausgebildet, und er gefiel sich darin, seine

Freiheit als ein unschätzbares Gut zu preisen, es bei jedem Anlasse zu wiederholen, wie glücklich es ihn mache, daß er nicht genöthigt sei, als ein moderner zwerghafter Titane in Tschako und Uniform die Sorgen für ein Volk und für ein Land auf seine Schultern zu laden. Sein ungebundener Uebermuth stand ihm vortrefflich neben seinem angeborenen Stolz. Ich habe nie einen schöneren Mann gesehen, nie einen Mann, dessen Ausdruck in Wort und Blick wahrhaftiger erschienen wäre als der seine. Er ist mehr als einnehmend, er ist überzeugend und unwiderstehlich, wenn er es sein will."

„Der Kaiser fand großes Wohlgefallen an ihm, die Frauen zeichneten ihn aus und suchten ihn zu beschäftigen. Auch ich gestand mir, daß er unvergleichlich sei; und ich hatte nicht nöthig, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, er hatte mich vom Anfange an bemerkt. Eine Art von Geistesverwandtschaft zog uns sehr rasch zu einander. Wir waren keine Neulinge, die ihr Herz nicht kannten, ich war völlig frei, er nannte sich unbedenklich Herr über seine Wahl. Wir hatten also keinen Grund, es einander zu verbergen, wie schnell und gewaltig die Leidenschaft uns erfaßte — und heute noch sag' ich es — es war eine schöne, eine prachtvolle Leidenschaft."

Sie hatte das Alles berichtet, als sei es nicht eben ihr, sondern einer Anderen begegnet. Nur das Stocken ihres Athems verrieth bisweilen, wie sie ihre Empfindung niederzukämpfen hatte. Bei den letzten Worten hielt sie inne.

Emanuel war von ihrer Mächtigkeit, von ihrer Schönheit hingerissen. Diese Kraft, diese Fähigkeit, sich betrachtend über sich selber zu stellen, hatte er ihr und den Frauen überhaupt nicht zugetraut; und seiner Gedankenreihe unwillkürlich Ausdruck gebend, rief er: „Der neidenswerthe Mann!“

Konradine sah mit leuchtendem Blicke zu ihm hinüber. „Ja,“ sagte sie, „er war beneidenswerth!“

Damit erhob sie sich, Emanuel folgte ihrem Beispiele. Sie öffnete die Thüre des angrenzenden Saales, es war frischer in demselben, und sie schritten eine kleine Weile schweigend neben einander hin. Es hatten in ihnen Beiden die angeschlagenen Akkorde und Dissonanzen auszuklingen.

„Ohne die Zustimmung seiner Familie,“ sagte Konradine endlich, „konnte der Prinz keine Ehe eingehen, am wenigsten eine Ehe mit einer nicht ebenbürtigen Frau. Da das Bestehen der herzoglichen Familie aber gesichert war, fand seine Absicht, eine Verbindung zu schließen, deren Nachkommen man nicht aus den Staatseinkünften als Prinzen des Hauses zu versorgen brauchte, wenig Widerstand. Er unterzeichnete für sich und seine zu erwartenden Kinder die übliche Entsagungsakte, unsere Verlobung wurde an dem nämlichen Abende in dem Kreise unserer vertrautesten Bekannten vollzogen. In den nächsten Tagen stand unsere Vorstellung als Brautleute und die förmliche Erklärung unserer Verlobung bevor. Der Kaiser, der meiner Mutter und mir stets geneigt gewesen war, billigte durchaus des Prinzen Wahl, und

wir sahen in die Zukunft wie in ein Paradies. Ich kannte meines Glückes kein Ende."

„Da langte an dem Tage, welcher der Präsentation vorherging, plötzlich ein Courier von dem Oheim des Prinzen, dem regierenden Herzoge, an. Er meldete, daß ihm glänzende Aussichten für Friedrich eröffnet worden wären, und daß er vorläufig, falls sogar die Entsagungsakte bereits unterzeichnet sein sollte, sie als nicht vorhanden betrachten wolle. Die Tochter eines der großen deutschen Regenten-Geschlechter war in heirathsfähigem Alter. Die junge Prinzessin und ihre Mutter waren dem Prinzen im Sommer in einem Badeorte begegnet. Die Prinzessin hatte Augen und Verstand genug gehabt, den Prinzen liebenswürdiger als jeden Anderen zu finden, die Mutter hatte das mit zustimmendem Wohlgefallen wahrgenommen. Der Gedanke einer Liebesheirath an den Stufen eines Thrones hatte doppelten Reiz für sie, da sie unglücklich und gegen ihre Neigung verheirathet worden war. Ihr Verlangen, die einzige Tochter glücklicher zu wissen, war natürlich, und Friedrich wie das fürstliche Haus hatten den Antrag in jeder Beziehung als eine Ehre und eine Auszeichnung zu betrachten."

„Er selber brachte mir das Schreiben seines Oheims. Ich las es mit völliger Seelenruhe und gab es ihm zurück. Das setzte ihn in Verwunderung und er sprach mir diese aus. „Sie schlagen die Vortheile nicht eben hoch an, die ich Ihnen zu opfern habe!" sagte er, während sein Blick, seine Haltung und mehr noch seine Worte es verriethen, daß die Aussicht,

jenem mächtigen Hause so eng verbunden zu werden, seinen Ehrgeiz aufregte und ihm verlockend schien. Seine Worte trafen mich in meiner Liebe und in meinem Stolze. „Sie nannten sich gestern noch den glücklichsten der Männer," sagte ich, „gibt es heute Etwas, das Ihnen begehrenswerther scheint als jenes Glück, welches wir in einander zu finden geglaubt haben, so trog uns eben eine falsche Hoffnung, und meine Liebe ist stark genug, Sie von dem glänzenden Lose nicht zurückhalten zu wollen, welches heute offenbar Ihnen als das Begehrenswerthere erscheint."

„Ich hatte erwartet, ihn dadurch auf sich selbst und auf unsere Liebe zurückzuführen; er machte mir den Vorwurf, daß ich seiner spotte, daß ich überhaupt nicht tief empfinde."

„Eine Frau, die wahrhaft liebt," entgegnete er mir, „könnte eines solchen Gedankens nicht fähig sein; aber ich glaube wirklich, bei Ihnen würde der Ehrgeiz die Liebe wohl besiegen können." Ich traute meinen Sinnen nicht. Es war unverkennbar, er suchte einen Streit mit mir, um seinem Mißmuth einen Ausweg zu verschaffen. Er schuldigte mich des Ehrgeizes an, während der seine es ihn bereuen ließ, daß er sich gebunden hatte. Er schien Alles vergessen zu haben, was wir für einander gefühlt, was wir einander zugeschworen hatten. Ich wollte mich beherrschen, mich gegen meine Empfindung waffnen, sie war stärker als ich. Ich wollte ihm Vorwürfe machen und enthüllte ihm die ganze Zerrissenheit des Herzens, das er kalt verwundete. Er stand unbeweglich vor mir.

„Glauben Sie,“ sagte er, „daß ich nicht dasselbe fühle? Glauben Sie, daß mir das Herz nicht blutete, als ich jetzt zu Ihnen kam? Aber ich bin nicht so glücklich wie Sie, nur an mich und meine Liebe denken zu dürfen. Mein Haus und das Land haben Ansprüche an mich, die ich zu hören verpflichtet bin. Die Verbindung mit dem mächtigen Königshause ist von der höchsten Wichtigkeit für uns. Ich habe nicht das Recht, Rücksicht auf mein Gefühl zu nehmen, wo Höheres in Frage kommt, ich habe mit kalter Unerbittlichkeit zu überlegen. Es ist keine Kleinigkeit für uns, die Hand der Prinzessin auszuschlagen. Sie ist eine Nichte und Enkelin von Königen, sie ist ....“ Da übermannte mich die Empörung. „Sie ist jünger als ich und durch ihre Mutter eine der reichsten Erbinnen auf den Thronen Deutschlands!“ rief ich aus. Er gab mir keine Antwort. Erst nach langer Pause sagte er: „Ich kam, um mit Ihnen gemeinsam zu berathen, wie ich mich diesem Falle gegenüber zu verhalten habe. Ich hatte darauf gerechnet, bei Ihnen ein Verständniß für die schwierige und delikate Lage zu finden, in die ich so unerwartet versetzt worden bin. Ich hatte auf Ihren starken Verstand, auf Ihre Liebe und Freundschaft für mich, auf Ihre Weltkenntniß vertraut. Ja, so groß hatte ich von Ihnen gedacht, daß ich in Ihnen eine Stütze gegen meine Schwäche zu finden gehofft hatte. Ihre Heftigkeit aber wirft Alles über den Haufen, selbst die billigste Rücksicht und Gerechtigkeit.“ Ich konnte es nicht ertragen, diese Komödie mit mir spielen zu lassen. Er und seine Liebe waren für mich

verloren, es blieb mir also nur noch Eines übrig: großes Spiel zu spielen, und ihm hinzuwerfen mit einem großen Wurf, was er mir selber zu entziehen wohl entschlossen war — und ich that es! — Das hatte er gehofft und nicht erwartet. Er stand vor mir, schön und mit einer so wundervollen Haltung, als hätte er mir nicht eben die tiefste Beleidigung zugefügt, die schwerste Demüthigung von mir hingenommen. Aber ich fühlte es, er war unentschlossen, ob er seiner Eitelkeit die Zügel schießen lassen, ob er verrathen sollte, was er wider seinen Willen als Mensch und Mann empfand, oder ob er sich als Fürst über alles Menschliche, über mein Herz und auch über das seine — denn ich weiß es, er hat mich geliebt, wie er nie wieder eine Andere lieben wird — emporschwingen, und schließlich noch mir den Verrath und Wortbruch verzeihen sollte, den er an mir beging. Endlich fand er einen anderen, einen noch erhabeneren Ausweg. Er warf sich vor mir nieder, er zeigte sich vom Schmerze überwältigt. Er bat mich, es zu vergessen, daß er mich einen Augenblick verkannt, an meiner Charaktergröße auch nur einen Augenblick gezweifelt habe. Er pries die bewundernswerthe Seelenstärke, mit der ich ihn auf seine Pflicht verwiesen hätte, und so hinreißend ist der trügerische Ausdruck von Wahrhaftigkeit, mit dem die Natur ihn ausgestattet hat, daß ich in Thränen des gemeinsamen Leides von ihm schied, daß ich in dem Augenblicke fast vergessen hatte, was ich eben erst erlitten und gethan."

Sie brach plötzlich ihre Erzählung ab, und die Arme über den Rücken gekreuzt, das Haupt gesenkt, ging sie wieder eine Weile neben Emanuel her.

„Jetzt begreife, jetzt verstehe ich Sie!“ sagte er nach langem Schweigen.

Sie antwortete ihm nicht darauf. „Der Prinz suchte an dem Abende eine Audienz bei dem Kaiser nach, am folgenden Morgen verließ er den Hof. Meine Mutter und ich wurden zur Tafel befohlen und mit besonderer Gnade aufgenommen. Die Kunde von meiner edelmüthigen Entsagung“ — sie lachte, als sie diese Worte aussprach — „wurde sofort in Umlauf gesetzt und fand den gebührenden Glauben. Man hatte mich sehr beneidet; man fand also einen Genuß darin, mich zu beklagen und zu trösten. Der Boden, auf dem ich stand, brannte mir unter den Füßen. Die Luft, die ich in den Zimmern athmete, in denen ich mit ihm gelebt hatte, lastete wie Blei auf mir. Ich konnte die Gegenstände, die er berührt, auf denen sein Auge geruht hatte, nicht ansehen. Ich hatte nur das einzige Verlangen, fortzukommen — und ich mußte bleiben, um der Schicklichkeit willen. Alle Welt suchte mich. Man wollte sehen, wie ich meine Rolle spielte, wie ich mich in die Schleier der mir aufgedrungenen Erhabenheit drapirte. Man fand des Prinzen Handlungsweise von der Pflicht geboten. Sogar meine Mutter räumte dieses ein, und beklagte ihn so sehr als mich. Sie verstanden Alle seinen Ehrgeiz, sie nannten ihn natürlich. Mich und die Liebe verstanden sie eben nicht. — Des Prinzen

Oheim bot mir eine Präbende in dem reich dotirten Damenstifte des Landes. Meiner Mutter war das eine Genugthuung. Sie war nahe daran, an meinen Edelmuth zu glauben, weil die Kaiserin ihn rühmte und der regierende Herzog ihn in seinem Handschreiben an mich bewunderte. Es fehlte nur noch, daß ich selber an ihn glaubte, daß ich vergaß, wie feig und grausam man mir mitgespielt, wie man mich gezwungen hatte, mich aufzuraffen, um mich nicht unter die Füße treten zu lassen! — Es war die elendeste Posse von der Welt. — Und jetzt — jetzt, denke ich, werden Sie sich nicht mehr wundern, theurer Freund, daß ich nicht mehr die heitere Konradine, daß ich nicht mehr dieselbe bin."

Sie warf sich auf einen Sessel und nahm das kleine Tuch von ihrem Kopfe. Ihre Wangen glühten, ihre Stirne bedeckte ein dunkles Roth. Emanuel hatte großes Mitleiden mit ihr, aber seine Bewunderung für sie war noch größer. Sie sah, wie er sie betrachtete, und reichte ihm die Hand. Er drückte sie ihr wie einem Freunde und sie erwiderte es ebenso.

„Blicken Sie nicht mehr zurück, schauen Sie vorwärts, Konradine!" rief er, und er wagte nicht mehr zu sagen, weil er sich erschüttert fühlte und weil er wußte, wie ihr Herz noch blutete. Auch hinderte es der Diener, der ihm die Antwort aus der Pfarre brachte.

Miß Kenney verhieß ihr Kommen für den Nachmittag. Sie meldete, daß die Kranke sich recht gut befände, daß es sie beruhige, wenn der Baron sich schone, und sendete ihm die verlangte Rose mit Hulda's

besten Grüßen. Er machte das Blättchen auf, die Rose war welk geworden und duftete kaum noch. Er steckte sie in sein Taschenbuch. Konradine sah es.

„Es ist spät und Zeit, daß ich mich ankleiden gehe," sagte sie; „aber Sie sind mir nun auch Aufschlüsse über sich schuldig, mein Freund, und ich werde sie von Ihnen in der ersten ruhigen Stunde fordern."

„Die sind bald gegeben," entgegnete er. „Ich hatte nie geglaubt, die Theilnahme der Frauen gewinnen zu können und, ich verhehle es Ihnen nicht, mit Schmerz darauf verzichtet. Hulda's Unschuld und Arglosigkeit verriethen mir, daß sie mich liebte —"

„Als ob das solch ein Wunder wäre!" rief Konradine aus, und hätte das Wort zurückhaben mögen, denn Emanuels bleiches Antlitz färbte sich mit dunkler Röthe, und sie wußte sich nicht zu erklären, was ihn so verwirrte, oder weshalb er seine Mittheilung mit einemmale abbrach.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Emanuel war beschäftigt, als am Nachmittage Miß Kenney zum Besuch der Gäste in das Schloß kam, das sie seit der Abreise der Herrschaften nicht wieder betreten hatte. Die wöchentliche Briefpost ging am folgenden Tage des Weges, es mußten also alle Briefe, die man abzusenden hatte, bis zum Abende nach der nächsten Posthalterei befördert werden, und der eben erfolgte Jahreswechsel gab ihm mehr noch als sonst zu thun. Aber die Frauen vermißten seine Anwesenheit eben heute nicht. Es war in der gräflichen Familie in diesem Jahre so viel vorgegangen, worüber Niemand besser Auskunft geben konnte als Miß Kenney, die treue Anhängerin des Hauses, und wie man sich denn nur erst zusammengefunden hatte, war die Verlobung des Barons nicht der letzte Gegenstand, auf den die Unterhaltung sich hinwendete.

Miß Kenney fand sich indessen diesen Fragen gegenüber in einem Zwiespalt, der ihr lange schon peinlich gewesen war, und der ihr nur noch deutlicher wurde, da sie nun ihren Gedanken Worte geben

sollte. Die aufopfernde Sorge und Pflege, welche sie Hulda angedeihen lassen, hatten sie ihr noch viel werther gemacht. Sie fand eine Freude darin, vor den beiden Frauen der guten Eigenschaften ihres Schützlings rühmend zu gedenken, und aus voller Ueberzeugung die Verdächtigungen zurückzuweisen, mit denen das grillige Uebelwollen von Mamsell Ulrike den guten Namen und die Sittenreinheit Hulda's vor den Fremden anzutasten gewagt hatte. Sie sprach es sogar offen aus, daß für sie in der demüthigen Liebe, welche das junge Mädchen Emanuel weihe, etwas poetisch Erhabenes läge, aber es war, als höbe sie das Alles nur hervor, um es doppelt zu beklagen, daß diese Heirath dennoch eine unstatthafte sei, und um es daneben doch wieder traurig und hart zu finden, daß nicht nur Frau von Wildenau, sondern auch Konradine sich in diesem letzten Punkte mit ihr vollkommen einverstanden zeigten.

„Oh!“ rief Konradine, „es sind nach meiner Ansicht gar nicht die Standesrücksichten, welche mir als das eigentliche Hinderniß bei dieser Heirath erscheinen. Ob ein Mann für sich und seine Nachkommenschaft auf die Vorzüge verzichten will, zu deren Genuß seine Geburt ihn berechtigt, das muß er für sich selbst entscheiden — und in der Beziehung pflegt ihr Egoismus den Männern ein ausreichender Berather zu sein. Aber Miß Kenney rühmte die lebhafte Phantasie und die poetische Richtung der Pfarrerstochter als eine ihrer Eigenschaften, und solchen Eigenschaften gegenüber macht die Eitelkeit die Männer nicht nur un=

vorsichtig, sondern völlig blind. Gerade die Phantastik, auf deren Boden des Mädchens Liebe erwachsen, ist die gefährlichste Mitgift für die Ehe. Wie soll ein Mann den Anforderungen entsprechen, welche eine solche geistergläubige Unschuld an ihn macht, die ihn in dem Lichte eines Feenprinzen betrachtet? Sie träumt von einem Paradiese mit ewigem Sonnenschein, sie hofft in demselben mit dem Geliebten in immer gleicher Jugendschöne und Heiterkeit zu wallen — und das Jahr setzt sich aus vier Jahreszeiten zusammen, mit dumpfer Schwüle, mit Sturm und Schnee und Regen. Es setzt sich zusammen aus finsteren Nächten und aus all den Tagen voll Widerwart und Hinderniß, voll Unmuth und Mißlingen; und jedes Jahr macht den Menschen älter und unliebenswürdiger, wie er sich auch dagegen sträubt. Da legt dann Einer dem Anderen zur Last, was der ganz natürliche Lauf unseres höchst prosaischen Lebens ist. Da gibt es Thränen, wenn die Ereignisse dem Manne den goldenen Schimmer der Bräutigamslaune von den geknickten Flügeln streifen; da fühlt sich solch ein poetisches Frauengemüth in seinen idealen Erwartungen betrogen und enttäuscht, weil man nicht im Himmel, sondern auf der Erde lebt, deren Gottheit nicht die Liebe, sondern die Selbstsucht ist. Und Baron Emanuel vollends ist recht dazu geschaffen, durch die idealische Unerfahrenheit eines Mädchens unglücklich zu werden. Er vor Allen!“

Die Kenney meinte, Baron Emanuel sei selber ein Idealist.

„Um so schlimmer!“ sagte Konradine.

„Und,“ fügte die Kenney hinzu, welche Konradinens Herbigkeit dazu verleitete, dasjenige vermittelnd zu vertheidigen, was sie selber als unstatthaft bezeichnet hatte, „Baron Emanuel ist nicht selbstsüchtig!“

„Nun, dann lassen Sie ihn auf den Straßen und Plätzen als ein Wunder sehen!“ lachte Konradine. „Ein Mann und nicht selbstsüchtig! Freilich, er ist kein roher Egoist. Aber der feine Egoismus der Männer ist der gefährlichste, weil er sie und uns zugleich betrügt. Fühlen Sie es denn nicht, hören Sie es denn nicht aus jedem Worte, daß es nur das Gottgelüsten des Glücklichmachens ist, welches Emanuel zu diesem jungen Mädchen hinzieht? Es hebt ihn über die Schranken der gemeinen Wirklichkeit hinaus, ein Wesen vor sich zu sehen, das ihm Alles dankt, das in ihm, wie es in der griechischen Kirche von dem heiligen Johannes heißt, seinen Erwecker und Erleuchter anbetet. Wer jedoch will es dem Baron verbürgen, daß dem immer so sein werde? daß er das Ideal des Mädchens bleiben wird, wenn es später in der Welt Männer kennen lernt, die schöner sind und glänzender als er? Und welcher Mann wäre geduldig genug, nicht ungeduldig zu werden und nicht empört darüber zu sein, wenn er denn doch einmal bemerken muß, daß die Opfer, die er gebracht, das große Glück, welches er zu bereiten geglaubt hat, nicht so glücklich machen, als er es erwartet hat? Sehen Sie,“ rief sie, „Menschen, die das Leben kennen, müßten einander vor dem Trau=

altare schwören, daß sie für sich und von einander in der Ehe kein besonderes Glück erwarten, ja sie müßten eigentlich das Dante'sche: „Laßt jede Hoffnung draußen!“ zu ihrem Wahlspruche machen, um mehr zu finden, als sie geträumt haben, um zufrieden und glücklich zu werden und glücklich zu machen. Aber zwei Idealisten in einer Ehe, da wird das „Laßt jede Hoffnung draußen“ mit Naturnothwendigkeit zu einer unerbittlichen Wahrheit.“

Die Mutter bemerkte mißbilligend, Konradine gefalle sich in solchen übertriebenen Behauptungen, auch die Kenney, welche ohne alle Kenntniß von Konradinens Erlebnissen war, meinte, wenn diese sich bisher auch nicht zur Ehe habe überreden lassen, so habe sie doch früher weniger hart über dieselbe geurtheilt.“

„Früher, früher!“ wiederholte Konradine, „das ist lange her. Glauben Sie denn, daß ich nicht bisweilen jene früheren Zeiten zurückwünsche, in denen ich selbst noch wie ein Kind zu glauben, zu vertrauen und zu hoffen vermochte? Aber kann ich mein Bewußtsein rückwärts schrauben? Kann ich meiner Einsicht gebieten, nicht zu sehen und zu verstehen? Oder soll ich mich zum Selbstbetrug verdammen, um Andere nicht zu enttäuschen? Früge mich Baron Emanuel um meine Meinung, ich würde sie ihm nicht vorenthalten, und er ist auch viel zu gescheidt, um ohne Ahnung über das Bedenkliche seiner Wahl zu sein!“

Miß Kenney wollte das nicht gelten lassen. Sie sagte, er habe alle Einwendungen, welche man ihm gegen diese Verbindung gemacht, zurückgewiesen und

es schließlich beleidigend genannt, daß man ihn eines Wortbruches fähig glaube. Trotzdem habe sie öfters daran gedacht, welche Wirkung es auf Hulda's empfindsame Seele machen müßte, wenn in der That Emanuel jemals dahin kommen sollte, seine Verbindung mit ihr nicht mehr als etwas ihm Nothwendiges zu betrachten. Ihn von seinem Vorhaben abzubringen, das werde jedoch in keinem Falle möglich sein.

„Mit offener Widerrede sicher nicht," warf Frau von Wildenau ihr ein. „Es käme indessen auf den Versuch an, ob die Bande, welche ihn an das Mädchen fesseln, einer Trennung widerstehen. Es ist schon mancher Faden zerrissen, wenn man ihn weiter ausdehnte, als sein Gehalt vertrug; und der Baron hat uns halbwegs die Zusage gethan, uns eine Strecke zu begleiten."

„Er wird nicht gehen!" seufzte Miß Kenney, auf das Neue zwischen ihren Ueberzeugungen und ihren Wünschen schwankend.

„Ein Mädchen, das ihn liebt, wäre auch sehr thöricht, wenn es ihn nicht hielte!" meinte Konradine.

„Hulda ihn halten?" rief die Kenney, und ihr ganzes Vertrauen in des Mädchens Charakter klang aus diesen Worten wieder, „ihn halten, wenn man ihr sagt, daß das Fortgehen für ihn dienlich sei? — Sie kennen Hulda nicht!"

„Sie machen mich begierig, sie kennen zu lernen!" sagte Konradine. Die Kenney äußerte ihre Bedenken dagegen, Konradine blieb jedoch bei ihrem Einfall und

wiederholte ihr Verlangen, als der Baron sich danach zu ihnen gesellte. Emanuel entgegnete, er hätte wohl gewünscht ihr Hulda zeigen zu können, wie er sie zuerst erblickt. Jetzt sei sie nur der Schatten ihrer selbst, obschon selbst die Leiden der Krankheit die Reinheit ihrer Gesichtsformen nicht angetastet habe. Er hoffe aber, sie ihnen in nicht ferner Zeit wieder in aller ihrer Frische vorstellen zu können. Von solchem Aufschub wollte Konradine jedoch nicht hören.

„Wer weiß,“ sagte sie, „wie Ihre und unsere Südergänge und Weltfahrten uns wieder auseinander führen. Eine kleine Zerstreuung ist jedem Kranken gut. Es muß Hulda ja auch freuen, wenn eine langjährige Freundin des Barons ihr die Hand zu geben wünscht. Sagen Sie ihr, liebe Kenney, ich würde, da die Kälte den Baron hier noch gefangen hält, in den nächsten Tagen zu ihr kommen, ihr seine Grüße selbst zu bringen.“

Emanuel freute sich der Theilnahme, welche Konradine für die Kranke zeigte. Auch die Kenney fühlte sich allgemach geneigt, ihr zu willfahren, ohne es auszusprechen, welche heimliche Hoffnung sie darauf baute. Man verabredete also, daß der Pfarrer, der seinen Besuch für einen der nächsten Nachmittage verheißen hatte, Bescheid darüber bringen sollte, ob seine Tochter sich die Kraft zutraue, die Freundin der gräflichen Familie zu empfangen, und man blieb noch eine Weile mit Hulda und ihrer Eigenartigkeit beschäftigt, nachdem die Kenney bereits den Heimweg angetreten hatte.

Aber die selbst für jene nordischen Gegenden ungewöhnlich harte Kälte hielt den Pfarrer und Miß Kenney, die in ihrem vorgeschrittenen Alter die Unbill des Wetters doppelt zu scheuen hatten, an den folgenden Tagen von dem Schlosse fern. Nur der Bote, welchen Emanuel täglich nach der Pfarre sendete, brachte Kunde, und zwar gute Kunde aus derselben, und Miß Kenney meldete in einem besonderen Briefchen, daß es Hulda freuen würde, wenn Konradine sie besuchen wollte. Diese war mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit augenblicks dazu bereit. Emanuel jedoch sprach nun Bedenken dagegen aus, welche den Frauen nicht stichhaltig erschienen, die sie indeß gelten zu lassen hatten; und in einem angenehmen Beisammensein waren wieder mehrere Tage hingeschwunden, als man aus dem benachbarten Städtchen die Meldung erhielt, daß der zerbrochene Wagen hergestellt und wieder zu benützen sei.

Kein Tag war seit der Ankunft der Gäste vergangen, ohne daß von dem Wagen und von der Abreise der beiden Frauen die Rede gewesen wäre; dennoch empfand Emanuel es wie eine unerwartete und unangenehme Unterbrechung, als Frau von Wildenau ihre Zufriedenheit mit der Botschaft aussprach und Tag und Stunde ihres Fortgehens bestimmte. Man hatte die Zeit, welche man zusammen verlebt, so bequem und behaglich zugebracht, und war einander in ganz neuer Weise nahegetreten; Emanuel hatte in der Mutter mehr Ernst und mehr besonnene Er-

fahrung gefunden, als er ihr zugetraut, und Konradinens trotzige Herzzerissenheit, der wilde Zorn, mit welchem sie sich gegen ihr Geschick wie gegen den Schmerz empörte, den sie wider ihren Willen fühlte und doch nicht zu besiegen vermochte, hatten ihm eine so lebhafte Theilnahme eingeflößt, daß er sie zu längerem Verweilen zu überreden strebte. Indeß er erreichte damit Nichts, als daß man ihn mit Lebhaftigkeit dazu bestimmen wollte, das Schloß so bald als thunlich mit einem südlicheren Aufenthalt zu vertauschen.

„Ich bin mein Lebenlang nicht ängstlich um das Urtheil der Leute besorgt gewesen,“ sagte die Mutter, als sie sich mit Emanuel allein befand und man wieder auf das Thema zu sprechen kam; „aber wir sind in diesem Augenblicke in einer Lage, welche uns doch Rücksicht zu nehmen zwingt. Konradinens Herzensangelegenheit hat Aufsehen gemacht. Neben den Gutdenkenden, welche sie beklagen, finden sich, wie in allen solchen Fällen, auch Uebelwollende und Personen, welche ihr den Antheil neiden, den die beiden Höfe ihr bewiesen haben. Diesen würde Nichts willkommener sein, als irgendwo einen Anlaß zu der Behauptung zu finden, daß meine Tochter nicht eben schwer von dem Bruche jenes Verhältnisses betroffen worden sei, daß nur ihr Ehrgeiz unter demselben leide. Wer will voraussehen, welche Absichten man mir unterlegen würde, wenn wir länger, als es durchaus erforderlich ist, hier die Gastfreundschaft eines unverheiratheten Mannes annähmen, der nicht einmal der Herr des Hauses ist. Es gibt Leute genug, die es bezweifeln

werden, daß wir von Ihrer Anwesenheit im Schlosse nicht unterrichtet waren, daß uns wirklich nur ein Unglücksfall hiehergeführt hat; und von allen thörichten und unwürdigen Rollen, welche ich im Laufe meines Lebens von Frauen habe spielen sehen, ist mir keine widerwärtiger erschienen, als die Rolle jener Mütter, die ihre Töchter, wie es in der Volkssprache heißt, an den Mann zu bringen suchen. Selbst vor dem Schatten eines Verdachtes möchte ich mich nach dieser Seite hin bewahren — mich und Konradine!“ fügte sie hinzu. „Im Uebrigen mag man von mir und von meiner Tochter denken, was man will. Wir beruhen, Jede von uns in ihrer Weise, in uns selbst, und was wir vielleicht an einander im Einzelnen auch anders wünschen möchten — wir dürfen uns auf einander verlassen. Und das ist immerhin schon Etwas in der Welt, wie sie nun eben ist.“

Frau von Wildenau setzte Emanuel mit dieser Unumwundenheit in Erstaunen, so daß er im ersten Augenblicke um die Antwort darauf verlegen war. Daß sie ihn, eben ihn, zu den Männern zählte, welche der Welt geeignet scheinen könnten, ihrer Tochter Trost und Ersatz für das zu bieten, was sie erlitten und verloren hatte, das schmeichelte, wenn er sich dessen auch nicht klar bewußt war, seiner Eitelkeit. Es brachte ihm plötzlich den Ausruf: „Als ob es solch ein Wunder wäre, wenn man Sie liebt!“ in das Gedächtniß, den Konradine gethan, als er ihr berichtet, wie er und Hulda sich gefunden hätten.

War es denn möglich, daß er sich über sich selbst getäuscht hatte, war er nicht so unschön, als er es bisher geglaubt? Konnte er Neigung gewinnen, Liebe erwecken, und war es wirklich nicht ein Wunder, wenn Jugend und Schönheit sich zu ihm wie zu anderen Glücklicheren wendeten?

Die Gedanken schossen ihm mit Blitzesschnelle durch den Sinn, während er sich gleichzeitig den Vorwurf machte, daß er, von dem oberflächlichen Urtheil oberflächlicher Menschen verleitet, Frau von Wildenau früher nicht nach Gebühr geschätzt habe, daß auch er in den Fehler verfallen sei, nach fertigen Maßen und hergebrachten Vorstellungen zu messen und zu urtheilen, und wie er nahe genug daran gewesen sei, zu verurtheilen und nicht für vollwichtig zu halten, was in irgend einer Weise gegen das Hergebrachte anstieß, oder mit dem Mittelmaße nicht genau zusammenstimmen wollte. Er erfuhr dadurch eine innere Wandelung und zugleich eine völlige Umgestaltung seines Verhältnisses zu den beiden Frauen. Er konnte nicht mehr daran denken, sie zu längerem Verweilen aufzufordern, nur daß ihre Anwesenheit ihm ein Glück gewesen und ihr Fortgehen ihm sehr leid sei, das sprach er mit großer Wärme ihnen aus. Frau von Wildenau knüpfte daran die Hoffnung auf ein baldiges Wiederbegegnen. Emanuel sagte, daß er, wie sie sich nun selber überzeugt haben werde, über seine nächste Zukunft und seine nächsten Entscheidungen nicht Herr sei.

Die Baronin hörte das an, schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Ich habe mich so freimüthig über

mich und unsere Lage gegen Sie ausgesprochen, lieber Freund, daß ich aus dieser Offenheit den Muth schöpfe, Ihnen die Entfernung von hier noch einmal recht dringend anzurathen. Sie dürfen den Winter und das verderbliche Frühjahr hier nicht abwarten; und da ein Augenblick, ich möchte sagen, ein bloßer Zufall, Ihre Verlobung veranlaßt hat, ist es wirklich eine Nothwendigkeit, daß Sie von dem Boden Ihrer alten früheren Lebensverhältnisse aus, die Probe machen, welchen Werth diese so plötzlich erfolgte Verbindung und dieses Mädchen thatsächlich für Sie besitzen. Ich hatte Sie in der ersten heiteren Erregung unseres hiesigen Wiedersehens überreden wollen, mit uns zusammen von hier aufzubrechen. Dieselben Gründe, welche unser längeres Verweilen unzulässig machen, hindern mich natürlich, auf jenem früheren Vorschlage zu bestehen. Aber gehen Sie bald von hier fort, lassen Sie die Zeit, die Entfernung, beruhigend auf sich wirken. Sorgen Sie sich um das junge Mädchen nicht zu sehr. Selbst die Kenney, die doch empfindsam genug ist, und an dem Mädchen hängt, ist bedenklich und hat uns gebeten, Sie zu einer vorläufigen Entfernung zu vermögen. Wiederzukehren steht ja in jedem Augenblick in Ihrer Macht; und wenn nicht? — — Nun, man stirbt wirklich nicht aus Liebesgram, obschon Ihr Männer dieses gerne glauben möchtet. Aber an einer unpassenden Ehe sind schon viele der Besten zu Grunde gegangen. Unter allen Dichterworten ist sicherlich keines von einer unwiderleglicheren Wahrheit als jenes: „D'rum prüfe, wer sich ewig bindet

— — der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!" Es gibt nach meiner Erfahrung wirklich gar keine bedenklicheren Verbindungen als diejenigen, in welche die leichte Bestechbarkeit der Männer durch kindliche Ueberrumpelungen hineingetrieben wird, und — ein wenig, lieber Freund, ist das auch Ihr Fall gewesen."

Sie lächelte bei den letzten leichthin gesprochenen Worten, aber gerade diese traten ihm zu nahe und zerstörten den Eindruck, welchen die wiederholten Vorstellungen auf ihn zu machen begonnen hatten. Er hatte die ganze Selbstbeherrschung seiner Wohlerzogenheit nöthig, ihr nicht kundzugeben, daß sie zu weit gegangen sei; aber nachdem er sich bis dahin dem Besuche nicht geneigt gezeigt, den Konradine der Kranken hatte machen wollen, erinnerte er plötzlich sich jetzt an denselben, und schickte fragen, ob das Fräulein vielleicht den Sonnenschein eben dieser Mittagsstunde zu der Fahrt benützen wolle.

Konradine war sofort dazu bereit. Als sie in den Saal trat, fand sie zu ihrem Erstaunen den Baron ebenfalls für die Ausfahrt angekleidet. Sie versuchte ihm Einwendungen gegen seine Begleitung zu machen; er entgegnete, er wolle und müsse die kleine Fahrt doch einmal wagen. Man könne die Dauer der Kälte nicht voraus berechnen, er trage Verlangen danach, seine Verlobte wiederzusehen, und mache sich einen Vorwurf darüber, der selbstsüchtigen Sorge für seine Gesundheit schon zu lange rücksichtslos nachgegeben zu haben.

Frau von Wildenau wußte, wie sie sich diese Bemerkung zu deuten hatte und nahm sie gelassen hin. Da sie in bester Absicht, ohne einen Nebengedanken gehandelt, hatte sie sich nur den Vorwurf zu großen Eifers zu machen, und sie verschwieg selbst der Tochter die Zurechtweisung, welche sie durch Emanuel in diesem Augenblicke erfuhr. Indeß, es war von dem Gespräche eine innere Erregung in dem Baron zurückgeblieben, und wie er nun an der Seite seines schönen Gastes abermals wie an dem Tage nach der Frauen Ankunft, über die weite weiße Fläche hinflog, kam es ihm vor, als sei seit jener Fahrt schon eine lange Zeit vergangen, als stehe er an dem Vorabende eines unabweislichen Schmerzes.

Es verwirrte ihn, wie er sich auf dieser Empfindung betraf. Er nannte sie wunderlich, schalt sich um seiner Weichheit willen, denn jedes Abschiednehmen war ihm von Jugend auf eine Pein gewesen, und weil er meinte, seiner Gefährtin über sein Schweigen eine Aufklärung zu schulden, bekannte er ihr seine Schwäche, indem er es ihr herzlich aussprach, wie viel das Beisammensein mit ihr ihm werth gewesen sei.

Sie sah ihn mit ihren schönen Augen ernsthaft an. „Das ist mir eine große Genugthuung," versetzte sie darauf, „denn wenn man sich selber Nichts mehr gilt, hat man doppelte Freude daran, für Andere doch noch Etwas sein zu können, und ich verberge es Ihnen nicht, ich gehe auch nicht gerne fort. Um ein Wanderleben wie das unsere angenehm zu finden, muß man Wünsche, Lebenslust und Hoffnung haben,

die mir sammt und sonders fehlen. Schmerz will stille sitzen! Die Ruhe hier bei Ihnen hat mich wider mein Erwarten so erquickt, daß ich förmlich Sehnsucht nach einem festen Heim, nach einem Orte bekommen habe, an dem ich wandellos verweilen könnte; und so müde bin ich, daß mir die Aussicht auf das Stifts-kreuz und das Fräuleinstift, die mir vor wenig Wochen trostlos dünkte, allmälig lieb zu werden anfängt."

„Die Einsamkeit täuscht Sie über sich selbst," entgegnete Emanuel. „Sie werden anders denken, wenn Sie wieder in Ihren gewohnten Kreisen leben werden. Naturen wie die Ihre brauchen Raum und Licht, sich zu entfalten und ihrer selber froh zu werden."

„So lange Sie noch Sie selber sind!" warf Konradine ein, und sie versanken Beide in ihre beson-deren Gedanken, bis sie an das Dorf kamen und das Pfarrhaus wieder vor sich liegen sahen.

Der Pfarrer war zu einem Sterbenden in das nächste Amt gerufen worden, nur die Kenney empfing die Ankommenden, und Emanuel ging sofort in die kleine Krankenstube.

Er fand Hulda seiner bereits wartend. Sie hatte den Schlitten kommen hören, seine Stimme schon ver-nommen.

„Ach, wie habe ich mich nach Ihnen gesehnt," rief sie ihm entgegen, „aber es ist so kalt. Sie hätten doch nicht kommen sollen!"

Wie er an sie herantrat und ihr die Hand gab, zog sie diese, ehe er es hindern konnte, an ihre Lippen,

und bot ihm dann mit schüchternem Lächeln ihren schönen Mund.

Er küßte sie sanft, sprach ihr seine Freude aus, sie so viel kräftiger zu finden und fragte, wie ihr sei.

„Wie soll ich's Ihnen sagen?“ entgegnete sie. „Ich begreife es noch Alles nicht, denn seit ich meine Gedanken wieder beieinander habe, ist es mir erst völlig wie ein Traum. Aber wenn die Kälte Ihnen nur nicht schadet! Wenn Sie krank würden und ich läge hier gebannt, und müßte Sie den Fremden überlassen?“

Ihre ganze Seele lag in diesen Worten. Emanuel versicherte ihr, daß er wohl sei, daß er die Kälte heute gut ertragen habe, und daß er hoffe, sie von nun an wieder an jedem Tage sehen zu können. Aber die Unterredung, welche er während der Fahrt gehabt hatte, klang noch in ihm nach. Sie hatte ihn, wie Alles, was Konradine that und sprach, eigenthümlich ergriffen. Er fühlte sich zerstreut, und weil er dies nicht merken lassen wollte und doch die warme Zärtlichkeit des Mädchens nicht, wie sie es verdiente, zu erwidern vermochte, fragte er Hulda scherzend, indem er an ihre Worte anknüpfte, ob sie eifersüchtig sei?

„Ja!“ entgegnete sie mit ihrer gewohnten Wahrhaftigkeit, „es sind ja Alle mehr als ich!“ und ihr schlichter, knapper Ausdruck traf ihn wieder bis in das Herz.

Da er ihr nicht gleich die Antwort gab, wurde sie besorgt. Er sollte sagen, ob er ihr böse deshalb sei.

„Nein, nein!“ versetzte er, „ich bedauere nur, daß Du Dich solchen Grillen überläßt und ich weiß jetzt nicht, ob Du das Fräulein, das mit mir hieher gekommen ist, auch wirklich sehen willst!“

„Ich habe ja alle die Tage darauf gewartet!“ sagte Hulda und richtete sich empor, als Emanuel die Thüre öffnete, und Konradine, begleitet von der Kenney, freundlich an das Bett der Kranken trat. Ueber Hulda's bleiche Wangen flog eine jähe Röthe. Sie sah die Fremde an, sah Emanuel an, die Thränen traten ihr in die Augen, und ihre Arme mit Heftigkeit um den Hals des Barons schlingend, der an ihrem Bette saß, rief sie: „Emanuel, ich will Niemanden sehen als Dich, als Dich allein! Schick' sie fort, schick' sie fort!“ und damit barg sie ihr Gesicht an seiner Brust, während sie ihn heftig an sich preßte.

Er und die beiden Frauen waren sehr erschrocken. Konradine zog sich gleich zurück, die Kenney folgte ihr, Emanuel hielt das Mädchen in seinen Armen und versuchte es zu beruhigen, ohne daß es ihm gelingen wollte. Sie weinte und bat ihn um Vergebung, sie nannte ihn Emanuel und Du und ihren Geliebten, was sie nie zuvor gethan hatte. Sie hing sich fest und fester an ihn, und küßte ihn mit Leidenschaft. Dazwischen verlangte sie, Konradinen noch einmal zu sehen. Sie wollte wissen, wann die Fremden das Schloß verlassen würden, und dann wieder rief sie, laut aufweinend: „Sie wollen mich ja Alle von Dir reißen, die Gräfin und der Vater und die Kenney und gewiß die Fremden auch! Ich habe Niemanden

auf der Welt als Dich allein, Dich allein! Du darfst mich nicht verlassen und ich lasse nicht von Dir, denn in dem Ringe da steht es geschrieben: „Dich und mich trennt Niemand!"

Sie war außer sich, Emanuel war erschüttert bis in das tiefste Herz. Er that, was er immer konnte, sie zu beschwichtigen, die Kenney war auch hinzugekommen, aber Hulda wies sie mit Heftigkeit zurück.

„Niemand! Niemanden will ich sehen als ihn allein, als Dich!" rief sie laut und leidenschaftlich ein um das andere Mal. Sie blieb jedem beruhigenden Zuspruche Emanuels unzugänglich, bis sie sich erschöpft hatte, und eine ohnmächtige Ermattung sie in Schlummer fallen ließ.

Man konnte es sich nicht verbergen, man hatte einen großen Fehler begangen, indem man Konradinens Wunsch, die Verlobte Emanuels kennen zu lernen, nachgegeben hatte. Emanuel konnte es sich nicht verzeihen.

Diesmal war der Heimweg von der Pfarre für den Baron und Konradine nicht so heiter und so angenehm als am Neujahrstage. Konradine machte ein paar flüchtige Bemerkungen über Hulda's Schönheit; nur einige Worte über die begangene Unvorsichtigkeit wechselten sie mit einander, und im Schlosse angelangt, trennten sie sich schweigend.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Noch einen Tag hatten die beiden Frauen in Emanuels Gesellschaft zu verweilen, es ging äußerlich Alles den guten hergebrachten Gang. Man kam an den bestimmten Stunden in den gewohnten Räumen so wie bisher zusammen, allein die zuversichtliche unbefangene Heiterkeit, welche den Freunden die Stunden verschönt hatte, waltete nicht mehr zwischen ihnen. Man saß einander noch gegenüber, und war innerlich doch nicht mehr beisammen wie bisher.

Frau von Wildenau hatte sich in ihrer Phantasie ein Fest daraus gemacht, ihrer Freundin den Bruder zuzuführen, um damit die ersten Schritte zur Lösung jener Verlobung zu thun, welche der Familie so wenig paßte. Daß dies Vorhaben ihr nicht gelungen war, das verstimmte sie, und da sie von den Männern sehr verwöhnt war, fing die kleine Zurückweisung, die sie von Emanuel erhalten hatte, sie nachträglich zu verdrießen an. — Konradine ihrerseits scheute sich, wie sie es Emanuel gestanden hatte, vor der Rückkehr in die große Welt, und sie verhehlte es sich auch nicht,

daß sie die Gesellschaft des Barons, auf dessen verständnißvolle und nachsichtige Theilnahme sie in jedem Augenblicke hatte rechnen dürfen, sehr vermissen werde. Emanuel aber war völlig in sich selbst versunken.

Hulda's Leidenschaft, die Tiefe ihres Empfindens, die Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich kundgab, das eigentlich Dämonische in ihrer ganzen Natur, das ihn immer so mächtig angezogen, hatte ihn auch jetzt wieder überwältigt. Ihre Eifersucht hatte sie mit seherischem Blick in seinem Herzen lesen, und errathen lassen, was er selber nicht vermuthet, nicht erkannt. Und doch wußte und fühlte er, daß seine Liebe ihr unverändert eigen war, obschon Konradinens Schicksal ihn sehr beschäftigt, und er eine sehr große Theilnahme für sie gewonnen hatte. Daß Hulda's Wesen so aus Einem Gusse war, daß es ihr unmöglich fiel, sich zu beherrschen, um sich zu verstellen, das gehörte zu dem Bilde, welches er von ihr im Herzen trug; aber eben diese tiefe wilde Gewaltsamkeit hatte doch im Augenblicke, wie jede ungezähmte Naturkraft, etwas Erschreckendes und Unheimliches für ihn gehabt, und er verhehlte es sich nicht, daß Hulda's Eigenartigkeit unter Verhältnissen für sie und ihn, eine Quelle manches Leidens werden könne, daß sie schwer in die nothwendigen Schranken zu bannen sein würde, in welchen alles Empfinden innerhalb unserer geselligen Verhältnisse sich zu bewegen hat.

Er dachte immerfort an Hulda, auch wenn er mit Konradinen und ihrer Mutter war. Er fand es gut und nöthig, daß seine Gäste morgen von ihm

schieden, trotzdem that es ihm leid und wehe, daß er dann Konradinen nicht mehr sehen und daß es ihm dann nicht mehr vergönnt sein werde, ihr Etwas zu leisten und zu sein.

Es fiel ihm an dem Tage und an dem Abende schwer, die Rolle des Hausherrn mit gewohnter Achtsamkeit zu üben. Es glückte Alles nicht wie sonst. Man fing die Gespräche an und ließ sie fallen, keine Unterhaltung wurde nachhaltig. Man versuchte, Abreden für die Zukunft zu nehmen, und auch damit wollte es nicht gelingen, weil Emanuel keine bestimmten Anhaltspunkte zu bieten vermochte. Am Abende versuchte man noch einmal Musik mit einander zu machen, aber auch das wurde bald wieder aufgegeben, denn Konradine fühlte sich nicht aufgelegt zum Singen, und so trennte man sich früher, als es je geschehen war. Die zeitig angesetzte Abreise der Gäste bot dafür den Vorwand.

Emanuel schlief wenig in der Nacht, der rauhe Nordwind, unter dem die Fenster klirrten, ließ ihn die Freundinnen beneiden, die gen Süden zogen. Am Morgen, da man sich zu dem letzten gemeinsamen Frühstücke zusammenfand, war es draußen noch völlig dunkel. Glücklicher Weise hatte Frau von Wildenau ihre gute Laune wiedergefunden. Die Aussicht, in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit in wärmerem Himmelsstriche und in einer ihr zusagenden befreundeten Geselligkeit zu sein, lockte sie vorwärts. Das kleine angenehme Zwischenspiel dieses einsamen Schloßlebens hatte nun lange genug gewährt, und weil sie

wußte, daß uns von einem Erlebnisse kaum Etwas so deutlich und über seinen Werth entscheidend in der Erinnerung bleibt, als seine letzten Stunden, war sie bemüht, ihre volle Liebenswürdigkeit zum Schmucke derselben aufzuwenden. Selbst diese wollte jedoch heute nicht die gewohnte Wirkung thun. Konradine und Emanuel sprachen Beide wenig, aber der Letztere war in so herzlicher Vorsorge für die Scheidenden bemüht, daß Beide ihrer Anerkennung und ihres Dankes gar kein Ende finden konnten. Auf Hulda kam Keine von ihnen auch nur mit einem Worte zurück. Emanuel erwähnte ihrer auch nicht.

Als er die Frauen endlich die Treppe hinunter und nach dem Wagen geleitete, war ihm noch schwerer um das Herz als in der Stunde, da die gräfliche Familie das Schloß verlassen hatte. Damals hatten ein ihm neues Empfinden und eine leidenschaftliche Erregung ihn getragen, heute fühlte er sich von Sorge mancher Art bedrückt.

Die Sterne standen noch am Himmel, es war schneidend kalt, man hörte den Schnee knistern unter dem Tritte der Leute, welche bei der Abreise behilflich zu sein hatten. Der Amtmann in seinem Pelzrocke und die Mamsell mit ihrer schwarzen Sammtkappe waren zeitig in das Schloß gekommen. Die lebhafte Freundlichkeit der Fremden, welche von der Zurück=haltung der gräflichen Frauen weit verschieden war, hatte dem Amtmanne wohlgefallen; die reichen Ge=schenke, mit denen sie die Mamsell beim Abschiede be=

dacht, hatten die hohe Meinung, welche diese von ihnen hegte, noch gesteigert. Sie erschöpfte sich, als ob sie des Hauses Herrin gewesen wäre, in der Bitte, man möge an dem Schlosse nicht vorübergehen, wenn man wieder dieses Weges komme; man möge ihr die Ehre gönnen, die vortreffliche gnädige Frau und das liebe schöne Fräulein wieder einmal bedienen zu können.

Sie war ganz außer Athem vor Diensteifer und vor Bewunderung, als Emanuel die Mutter in den Wagen hob, als Konradine ihm noch einmal die Hand darbot. „Leben Sie wohl, mein Freund, vergessen Sie meiner nicht!“ sprach Konradine noch zu ihm. „Wie könnte ich das!“ gab er ihr zur Antwort, und der Wagen entführte sie seinem umwölkten Blicke.

Schweigend ging er in das Schloß und in seine Gemächer zurück. Ulrike sah ihm nach und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Das schöne Fräulein,“ meinte sie, „das wäre eine andere Frau für den Baron gewesen, als des Pastors Hulda!“

Sie hatte das zu ihrem Bruder und, nach ihrer Art, nicht laut gesprochen; aber bei ihrer hellen scharfen Stimme ging in dem stillen Raume kein Wort davon verloren. Emanuel wollte, er hätte es nicht gehört, denn in seiner Gewissenhaftigkeit zürnte er sich selbst darüber, daß dies Scheiden ihm so schwer geworden war, daß er sich des Wunsches nicht zu entschlagen vermochte, er hätte Konradinen so gekannt wie jetzt,

bevor der Schmerz zerstörend in ihr Leben eingegriffen hatte, oder er wäre ihr gar nicht mehr begegnet.

Er ging durch die Zimmer, welche die Frauen bewohnt hatten, er ging in das Frühstückzimmer, es war Alles leer. Selbst als er in seine stille Stube kam, fehlte ihm Etwas, denn die Notenhefte, die er von Konradinen entliehen, und ein paar Bücher, die sie ihm gegeben, lagen nicht mehr an derselben Stelle. Er setzte sich an den Schreibtisch nieder und fing in seinen Papieren zu kramen und sie zu ordnen an, aber er hatte auch dazu keine Ruhe. Er war niedergeschlagen und traurig, und der Tag kam so langsam herauf.

Er sah in tiefem Sinnen in das Morgengrauen hinaus. Wie Schatten zogen die Gedanken an ihm vorüber. Er bemerkte jeden einzelnen und konnte sie doch nicht festhalten — und hätte er's gekonnt, er hätte es nicht gewollt.

Als die Hähne zu krähen anfingen, als der Sturm sich draußen legte und der gelblich blasse Schein am Horizonte sich zu färben und zu röthen, und als es dann im Osten über dem Meere flammend aufzuleuchten anfing, wurde er endlich freier. Er mußte aufathmen, er mußte eine Pause machen, ehe er weiterleben konnte, und wie er sich niederwarf, um womöglich noch eine Stunde der Ruhe zu genießen, sagte er, ohne es zu wollen: „Das ist nun vorbei!“ Er erschrak, als er die Worte hörte.

Dreißigstes Capitel.

Da ihm die Ausfahrt nicht Schaden gethan hatte, wollte Emanuel am Mittage abermals nach der Pfarre hinüber, um Hulda zu sehen. Er war sicher, daß sie nach ihm verlangen mußte. Denn er selber fühlte das Bedürfniß, das gestrige Erlebniß in einem neuen, friedlichen Beisammensein aus ihrer Seele zu verscheuchen. Sich und sie wünschte er zu beruhigen. Er hoffte zum erstenmale auf ein eigentliches Gespräch mit ihr, zu dem es bisher nie hatte kommen können, und er wollte, nun sie auf dem sicheren Wege der Genesung war, auch endlich die übliche Zusage ihres Vaters fordern, welche derselbe bis dahin zu geben vermieden hatte, weil, wie er gesagt, des Menschen Entscheidung nutzlos sei, ehe Gott nicht selbst entschieden habe.

Gegen alle seine Gewohnheit kam der Pfarrer aber schon in den ersten Morgenstunden zu Emanuel in das Schloß. Er sagte, es habe sich ihm durch den Postmeister eine Gelegenheit zu der Fahrt geboten, und er habe sie sofort benützt, um Emanuel zu sprechen,

um sich mit ihm zu verständigen, und ihm und seinem Kinde neue Aufregungen zu ersparen.

Es war eine Reihe von Tagen vergangen, seit Emanuel den Vater nicht gesehen hatte, und er fand ihn auffallend verändert. Erst jetzt, da er ihn zum erstenmale nach der Unglücksnacht in den Kleidern vor sich sah, welche der Pfarrer außerhalb seines Hauses zu tragen pflegte, bemerkte er, wie der bis dahin immer noch rüstige und verhältnißmäßig wohlerhaltene Mann verfallen und abgemagert, wie der sonst so helle Glanz der alten Augen matt und trüb geworden war. Es lag unverkennbar ein schwerer Druck auf ihm, der nicht allein von der Trauer um die verlorene Lebensgefährtin stammte. Emanuel konnte sich nicht enthalten, es dem ihm sehr werth gewordenen Manne auszusprechen, daß er ihn angegriffen finde, und wie er sich getröste, daß Ruhe und Pflege und die Gunst eines milderen Himmelsstrichs herzustellen vermögen würden, was Sorge und Leiden ihm genommen hätten.

Der Pfarrer sah ihn freundlich an. „Ja," sagte er, „ich habe das gleich gefühlt; um solches Geschick ungebrochen zu ertragen, muß man jünger sein. Für mich alten Mann war es allzu schwer. Aber der Herr hat mich doch nicht sinken lassen. Ich habe mein Amt versehen können bis auf diesen Tag, und ich hoffe, Gott wird mir dazu auch die Kraft verleihen bis an mein Ende, das mir ja nicht ferne sein kann."

Emanuel wollte dieser Voraussicht keinen Glauben schenken. „Lassen Sie mich hoffen, mein Freund,"

sprach er mit Wärme, „daß Sie sich über ihre Kräfte täuschen, und eben deshalb lassen Sie es uns bedenken, ob es nicht gerathen für Sie wäre, Ihrer anstrengenden Amtsthätigkeit baldigst zu entsagen, um fortan in beschaulicher Ruhe mit uns zu leben, und Ihrer Tochter den Schmerz der Trennung zu ersparen."

Der Pfarrer machte eine leise abwehrende Bewegung mit der Hand. „Nicht weiter, Herr Baron!" bat er. „Nöthigen Sie mich nicht, Herr Baron, das großmüthige Anerbieten, welches Sie mir für Hulda und auch für mich zu machen denken, mit ausgesprochenem Worte abzulehnen. Führen Sie mich nicht in die Versuchung, mich in der Schwäche meiner Vaterliebe gegen die große Dankbarkeit zu versündigen, welche wir seit drei Menschenaltern der gräflichen Famile schuldig geworden sind, oder dem Wunsche meines Kindes zuliebe meiner Pflicht untreu zu werden, und wie ein fauler Knecht von dem Posten fortzugehen, die Arbeit aus der Hand zu legen, ehe der Herr mich abruft, der sie mir zugewiesen hat. Ich kann nicht darein willigen, daß meine Tochter Ihre Frau wird, und ich darf ebenso wenig daran denken, mein Amt niederzulegen, da ich glaube, ihm noch vorstehen und wirksam in dem mir heiligen Berufe sein zu können."

„Aber Ihre Tochter liebt mich," fiel Emanuel ihm in die Rede, „und Sie kannten meine Wünsche, meine Absichten, seit der ersten Stunde, in welcher sie in mir rege geworden waren."

„Ihr Vorwurf ist gerecht, ich habe ihn mir selbst gemacht," entgegnete der Pfarrer sanft, „und gerade heute war ich gekommen, Ihnen mein Verhalten zu erklären, für meine Schwäche die Verzeihung von Ihnen zu erbitten." Er hielt inne, als falle es ihm schwer zu sagen, was ihm noch zu sagen blieb. „Ich war überwältigt von dem Schlage, der mich getroffen hatte, als Sie Hulda zu mir brachten", hub er darauf an. In solchen Augenblicken sieht man über die nächste Stunde nicht hinaus. Dann brach mir auch das Kind zusammen, und weil Hulda in ihrer Krankheit bitterer Noth so angstvoll nach Ihnen, und immer nur nach Ihnen rief, weil ich an ihrem Aufkommen verzweifelte und weil es mir auch selbst ein Trost war — ich klage mich dieser Schwäche offen vor Ihnen an — daß Sie mit mir Vereinsamten um das liebe junge Leben trauerten und sorgten, that ich und ließ ich geschehen, was ich nicht hätte zugeben dürfen, und was die Frau Gräfin in dem Briefe, den sie mir auch an diesem Neujahrstage nicht entzogen hat, mir mit Recht zum Vorwurfe macht; denn sie hatte es mich gleich anfangs wissen lassen, daß sie dieser Verbindung nicht geneigt sei, und sie konnte es auch nicht sein."

Trotz der Demuth, mit welcher der Pfarrer zu ihm sprach, kränkten seine Worte den Baron, während die Gewißheit, daß seine Schwester heimlich seinen Wünschen entgegengearbeit hatte, ihn obenein beleidigte und reizte. „Sie übersehen in Ihrer Anhänglichkeit an Ihre Patrone, wie mich dünkt, mein Freund, daß

es sich hier um mich und nicht um die gräfliche Familie handelt!“ sagte er mit Lebhaftigkeit.

„Ich weiß das, Herr Baron! Aber darf ich der Gemeinde Entsagung, Selbstbeherrschung, Demuth predigen —“

„Ihre Demuth schließt ein stolzes Selbstgefühl nicht aus!“ warf Emanuel ihm ein.

Ueber des Pfarrers bleiches Antlitz flog ein leises Roth, und die Augen zu dem Baron erhebend, sprach er: „Könnten Sie dies Selbstgefühl Demjenigen mißgönnen, der sonst nichts Anderes besitzt? Oder soll ich Denen, von welchen ich Gutes empfangen habe mein Lebenlang, mein einzig Kind aufdrängen, das sie nicht unter sich aufzunehmen wünschen?“

„Seien Sie unbesorgt,“ rief Emanuel, dessen Lebhaftigkeit sich an der in jedem Betrachte peinigenden Unterredung steigerte, „meine Frau wird nie die Schwelle eines Hauses überschreiten, in welchem man sie nicht mit offenen Armen und offenen Herzens aufnimmt.“

„Gewiß nicht, Herr Baron, aber das ist es ja eben. Soll der Bund Ihrer Ehe über den Trümmern einer schönen, heiligen Geschwisterliebe, eines einträchtigen, würdigen Familienlebens aufgerichtet werden? Es ist ja nicht die Frau Gräfin allein, es ist ja auch Ihr verehrter Bruder, von welchem Sie sich loszureißen, es sind großer Besitz und große Vortheile, die in Ihren Händen einst für Viele nutzbar werden könnten, denen Sie zu entsagen hätten, um eines jungen Kindes willen, welches Sie für solche große Opfer nicht ent=

schädigen kann. Das hat Hulda gestern in ihrer auf-zuckenden Leidenschaft instinctiv gefühlt, das wird sie immer wieder fühlen neben den Frauen Ihres Standes und Ihrer Lebenskreise."

„Ich wußte, was ich that," entgegnete ihm Emanuel, „als ich mich entschloß, ein so junges Mädchen in meine Zukunft aufzunehmen. Ich kenne auch die Aufgabe, welche diese Wahl mir stellt; aber ich kenne ebenso auch Hulda und weiß, daß es mir gelingen wird, ihre Fortentwicklung glücklich zu vollenden. Haben Sie doch einst in Ihrer Ehe das Nämliche vollbracht."

Der Pfarrer schüttelte ablehnend das Haupt. „Nicht das Nämliche! Ich stand ganz allein, ich hatte keine Angehörigen, die meine Wahl betrübte, die ich zu opfern, von denen ich mich abzutrennen hatte. Die angebornen Bande der Verwandtschaft zerreißt man nicht, ohne sein Herzblut daran zu setzen. Ich habe gerade deshalb der Frau Gräfin erst vor wenigen Tagen freiwillig und aus eigener Ueberzeugung eingeräumt, daß Ihre Verbindung mit meinem Kinde nicht zu wünschen ist, daß ich nicht in dieselbe willigen werde. Und Sie werden doch nicht wollen, Herr Baron, daß ich an des Grabes Schwelle zum Verräther werde an meinem freiwillig gegebenen Worte und an meiner Gönnerin?"

„Lieber zum Verräther an des eigenen Kindes Glück! Lieber zum Verräther an dem Manne, der Ihnen wie ein Freund vertraute, Ihnen eines Sohnes Herz entgegenbrachte!" rief, empört über des Greises

demüthige Gewaltsamkeit, Emanuel zornig aus, und es flammte, da man sie ihm versagen wollte, die starke Zuneigung, die er für Hulda gefühlt hatte, wieder so mächtig in ihm auf, daß er darüber der abweichenden Empfindungen, der verwirrenden Erlebnisse seiner letzten Tage gar nicht mehr gedachte.

Der Pfarrer neigte sein Haupt vor jenen Worten. „Ich war gefaßt auf diesen Vorwurf, auf Ihren Zorn; und ich wiederhole es, ich verdiene ihn für meine Schwäche!“ sagte er. Das entwaffnete Emanuel, und Vergebung für sich selber fordernd, reichte er dem Greise seine Hand. Der Pfarrer hielt sie fest.

„Lassen Sie das einen Handschlag, lassen Sie es eine Zusage sein,“ bat er dringend, „daß Sie meiner Mahnung folgen. Vertrauen Sie mit mir, daß Gott mir die Kraft verleihen werde, mein Kind auf dem Weg und in die Bahnen zurückzuführen, die es nie verlassen haben würde, hätte ich dem besorgten Sinne seiner klugen, frommen Mutter mehr vertraut als meiner Einsicht, und als des jungen Kindes weltlichem Verlangen.“

Emanuel hatte ihm die Hand entzogen. „Das Versprechen gebe ich nicht und Sie dürfen es nicht fordern!“ sagte er. „Sie dürfen Hulda, Sie dürfen uns nicht dahin bringen“ — er hielt inne und sagte dann: „eine Hoffnung an die Stunde zu knüpfen, die Sie uns dereinst entzieht. Drängen Sie das theure Mädchen nicht zu der Wahl zwischen seiner Kindespflicht und seiner Liebe, zwischen mir und Ihnen. Das dürfen und das werden Sie nicht thun.“

„Nein," entgegnete der Vater, „nein! Auf diese Probe durfte ich sie allerdings nicht stellen und ich habe es auch nicht gethan." — Emanuel verstand nicht, was er damit sagen wollte.

„Heute in der Frühe," hub darauf der Pfarrer wieder an, „hat meine Tochter nach mir verlangt. Sie wollte mir ihr Herz ausschütten, wollte mir bekennen, welche wilden Leidenschaften gestern in ihr aufgestiegen waren. Sie wollte Ihnen schreiben und dem Fräulein schreiben, Beide um Verzeihung angehen. Da habe ich zu ihr gesprochen in meiner doppelten Pflicht, als ihr Vater und als der Mann, dem Gott die Sorge für ihre junge Seele anvertraut hat, und Gott ist mit mir gewesen und mit meinem Worte!"

„Weiter, weiter!" rief Emanuel, dem die zuversichtliche Gelassenheit des Greises marternd das Herz bedrückte. „Sie haben Hulda zum Entsagen, zum Verzichten hingedrängt!"

„Ich habe sie nur daran erinnert, daß mein Amt mich nach des Herrn Rathschluß an dieser Stelle festhält. Ich habe sie daran erinnert, daß ich alt und einsam bin. Ich habe sie gebeten, nicht von ihrem alten Vater fortzugehen, und das hat sie mir versprochen!"

Ein schweres, hartes Wort der Anklage schwebte auf den Lippen des Barons, nur die Achtung vor dem greisen Manne hielt es zurück. Er stand auf und wendete sich von ihm, seiner Erregung Herr zu werden, seine Gedanken erst zu sammeln und zu klären. Bald dünkte ihm die Handlungsweise des Pfarrers erhaben

und verehrungswerth, dann wieder erschien sie ihm wie eine Arglist, wie eine jesuitische Berechnung, zu der die Gräfin ihm die Anweisung gegeben habe. Tiefes Mitleid mit Hulda, deren Liebe er gewiß war, Mißtrauen gegen ihren Vater und gegen die Kenney, zornige Empörung gegen seine Schwester wechselten in rascher Folge in ihm ab. Nur das Eine stand in ihm fest, wie Hulda den Bann von seinem Sinne genommen, so mußte er jetzt sie befreien aus den Banden einer Entsagung, von der, wie er überzeugt war, ihr Herz Nichts wußte, und die auf sich zu nehmen man sie nur in ihrer jetzigen Schwäche überredet haben konnte.

Er sagte dem Pfarrer, daß er Hulda sprechen müsse, und daß er sich jedes Urtheiles enthalten wolle, bis er sie gesehen haben würde. Der Pfarrer entgegnete, Hulda habe auch nach ihm verlangt, aber sie bäte ihn, erst am nächsten Morgen zu ihr zu kommen, die Unterredung mit dem Vater habe sie angestrengt und sie bedürfe noch des Ruhens.

Der Aufschub mißfiel Emanuel. Er besorgte, da sein Mißtrauen rege geworden war, daß der Vater ihn benützen werde, Hulda in ihrer von ihm angeregten Geistesrichtung zu befestigen; doch durfte er nicht daran denken, die mühsam Genesende einer Anstrengung auszusetzen, der sie sich nicht gewachsen glaubte. Er mußte sich also noch einmal zu jenem Abwarten entschließen, das durch alle die Monate so schwer auf ihm gelastet hatte, das ertragen zu haben er sich vorwarf, während er doch bis zu den allerletzten Tagen kaum eine andere

Wahl oder die Möglichkeit eines entschiedeneren Handelns besessen hatte.

Als der Pfarrer sich entfernen wollte, hielt Emanuel ihn noch zurück. „Ich hatte gehofft," sprach er, „daß nach dem heutigen Tage unsere Zukunft eine gemeinsame sein sollte und daß wir in gegenseitiger Neigung einander stützend, tragend, fördernd verbunden sein würden. Mit Ihnen gemeinsam hatte ich Hulda's schöne Natur heranzubilden und uns an ihrer Entfaltung zu erfreuen gedacht. Mit Hulda vereint hatte ich Ihr Alter zu verschönen gewünscht. Nun drängt — verzeihen Sie mir, daß ich es sage — Ihre vorurtheilsvolle Unterwerfung unter die Gräfin — mich zu einem Kampfe, bei dem ich nicht für mich allein einzutreten habe, und bei welchem ich auf Ihre Redlichkeit vertrauen muß. Sie haben Ihrer Tochter Herz in Ihrer Hand. Sie sehen sie heute und ich bin fern. Wer bürgt mir dafür, wie Sie diese Freiheit gegen meinen Wunsch benützen? — Wollen Sie mir versprechen, Hulda sich selbst und ihrem eigenen Nachdenken und Empfinden zu überlassen, bis ich morgen komme und sie selber spreche?"

Der Pfarrer sagte ihm das mit einem Handschlage zu.

„Dann bin ich ruhig!" sprach Emanuel, und so schieden sie von einander.

Einunddreißigstes Capitel.

Ein Tag und eine Nacht sind eine lange Zeit, wenn man sie wie Emanuel einsam mit sich und seinen Gedanken hinzubringen hat, und er war froh, als er am Morgen sich endlich auf den Weg machen konnte.

Der Tag war hell, die Luft von wundervoller Klarheit. Er selber hatte sich aus der Trübe herausgerungen, welche seit gestern auf ihm gelastet hatte, und da er, rückblickend auf die hier im Schlosse verlebte Zeit und auf sein ganzes Verhältniß zu Hulda, zu jenem freien Ueberschauen der Zustände gelangt war, mit welchem man der befriedigenden Entwicklung einer Dichtung entgegensieht, wenn die Träger derselben, von keiner wirklichen Schuld beladen, zur Erkenntniß ihrer Irrthümer und ihres eigentlichen Bedürfens und Verlangens gekommen sind, so fühlte er sich gewiß, auch das geliebte Mädchen über sich selber beruhigen und aufklären, und Alles zu einem glücklichen Ende führen zu können.

Als er in dem Pfarrhause anlangte und in die Stube eintrat, kamen der Vater und Miß Kenney ihm zugleich entgegen. Sie waren Beide schwarz gekleidet, wie zu einer feierlichen Handlung, und sahen heiterer aus, als er sie in allen diesen letzten Monaten gesehen hatte. Es lag eine wahre Sonntagsruhe über den beiden alten Gesichtern. Sie drückten ihm mit ganz besonderer Herzlichkeit die Hände; sie sagten ihm Beide, wie wohlaussehend und wie ruhig er Hulda heute finden werde, aber es war in dem Allem eine Geflissentlichkeit, die ihn besorgt und unbehaglich machte.

Der Vater selbst führte ihn zu Hulda und ließ ihn dann mit ihr allein. Sie saß, von Kissen gestützt, aufrecht auf ihrem Lager, ihre Augen voll auf ihn gerichtet. Ihre Stimme hatte schon wieder den alten schönen Klang, als sie ihn willkommen hieß, aber sie reichte ihm nicht wie sonst die Hand entgegen. Es war etwas Fremdes in ihrer Haltung. Wie Emanuel sie jetzt vor sich sitzen sah, fielen ihm die Worte Shakspeare's ein: „Sie sitzt wie die Geduld auf einem Grabdenkmal."

Er sprach es ihr aus, wie es ihn gefreut habe, zu hören, daß sie sich gut befände, und er wollte sie dazu, wie stets, umarmen. Sie aber hielt ihn mit sanfter Abwehr von sich ferne.

„Ja, es ist mir wieder wohl," sagte sie. „Es war so lange her, daß ich nicht mehr beten konnte. Alle die letzten Wochen im Schlosse nicht! — Dann kamen meiner armen Mutter Tod und meine Krankheit!

Ich war gar nicht mehr ich selbst, und vorgestern vollends nicht!" setzte sie sanft hinzu indem sie die Augen schüchtern zu ihm emporhob.

Er bat, sie möge nicht mehr daran denken. Er allein trage die Schuld. Er habe Unrecht gethan, das Fräulein zu ihr zu führen, Konradine habe das auch selbst gefühlt; „indeß," fügte er hinzu, „lass' Dich's nicht gereuen, daß die Leidenschaft Dich übermannt; konnte ich doch die Stärke Deiner Liebe daran ermessen."

„Nein," versetzte sie, „es war Alles gut und Gott hat es ja auch zugelassen, damit ich Alles einsehen lernte." Sie sah gedankenvoll vor sich hin und sprach danach: „Ich sagte es Ihnen schon neulich; seit ich meine Sinne erst wieder zusammenhalte, kam mir es immer wie ein Traum und ganz unmöglich vor. Als ich dann neulich das Fräulein mit Ihnen sah, so schön, so vornehm wie die junge Fürstin, und sah dann auf mich selbst — da" — sie stockte, nahm sich zusammen und sagte dann mit Ueberwindung — „da wußte ich, daß es nicht sein könne — und das brachte mich so außer mir."

„Hulda!" rief Emanuel in gerührtem Staunen über ihre Charakterstärke und Seelengröße, „besinne Dich doch, Mädchen! Du sprichst zu mir, zu mir, der sich Dir anverlobt hat, der Dich liebt! Dein Herz weiß Nichts von Allem, was Du mir jetzt sagst. Sieh', ich bin ja hier" — er schlang seine Arme um sie — „und hast Du denn vergessen, „daß Du meine Braut bist? Hast Du das Alles ganz vergessen?"

„Ja!“ versetzte sie, „Alles hatte ich vergessen — Alles! — Aber das ist nun vorbei, denn mein Vater hat mir es wachgerufen durch sein Wort. Ich habe nur an mich und an mein Glück gedacht, und nicht an ihn und meine Pflicht und seine. Ich kann nicht von ihm fort.“

Sie trocknete sich die Augen, ihre Stimme wurde matter. Emanuel sprach ihr mit sanftem Worte dringend zu. Er wünschte sie zu überzeugen und wollte ihr doch keine Aufregung veranlassen. Sie hörte ihm zu, sie lächelte zu seinen Worten; aber als er meinte, sie überredet zu haben, schüttelte sie ablehnend das schöne Haupt.

„Es kann nicht,“ sprach sie, „es kann nicht sein. Ich hatte keine Ruhe seit der Stunde, in der meine Mutter umkam und nach mir rief — einmal, zweimal. Ich sagte es ja damals gleich. In allen den langen Nächten voll schrecklicher Gebilde kam es wieder und immer wieder. Ich hörte sie rufen und rufen — auch neulich am Tage, als Sie fortgegangen waren und ich schlief. Sie hat es nicht gewollt, daß ich aus dem Pfarrhaus ginge, sie könnte es jetzt noch weit weniger wollen, und mein Vater will es auch nicht.“

„Dein Vater ist bejahrt!“ wendete Emanuel ein.

„Das gerade ist es!“ rief sie. „Er kann von seinem Amte nicht fort. Wie könnte ich also von ihm gehen, da er Niemanden hat als allein mich? Wie er mir das gesagt hat und wie mir es wieder eingefallen ist, daß meine Mutter mich im Traume ihm

angetraut hat — da habe ich es gefühlt — ich kann nicht fort von ihm."

„Und mich, mich willst Du lassen?" fragte Emanuel, der sich überzeugt hielt, daß Hulda aus dem Bereiche der Phantastik, in den sie wieder hineingerathen war, sich zurückfinden würde zu ihm und seiner Liebe. „Hast Du mir nicht Dein Herz geschenkt, hast Du mich nicht befreit von dem Unglauben an mich selbst? Liebst Du mich denn nicht mehr?"

‚Ach!" stieß sie hervor mit einem Tone, der ihm, bis in das Herz drang; aber im nächsten Augenblicke ergriff sie seine Hände, und sie an ihre Brust drückend, flehte sie: „Machen Sie es mir nicht schwerer, es ist schwer genug. — Wenn er stürbe," fuhr sie lebhafter fort, „wenn er mich riefe in seiner letzten Stunde, wie die Mutter mich gerufen hat, und ich wäre nicht bei ihm, der Niemanden hat als mich — es würde mir nicht Ruhe lassen mein Lebelang, auch im Paradiese nicht! Ich hatte heute das Abendmahl genommen, ich hatte Verlangen danach, und mein Vater hat es mir gereicht. Da habe ich mir gelobt und ihm in seine Hand gelobt, nicht von ihm zu gehen, und für ihn zu leben — für ihn ganz allein — und nicht für mich!" — setzte sie mit unterdrücktem Weinen still hinzu — „so lange Gott ihm noch das Leben schenkt."

Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Er wußte sich keinen Rath. Er hatte sie nie mehr geliebt als eben jetzt und durfte doch bei ihrer eigenthümlichen Geistesrichtung nicht daran denken, in diesem Augen=

blicke mehr in sie zu dringen. Er fühlte das tiefste Mitleiden mit ihr.

Er sah sie einsam in dieser Oede, an des Vaters Seite Tag um Tag, und vielleicht Jahr um Jahr trauernd und verblühend in aufgezwungener Entsagung, und er sah auch in die eigene Zukunft, und sie kam ihm farblos vor und leer, da die schönen Plane nun zusammenbrachen, mit denen er sie ausgefüllt.

Wie er noch so dasaß, ihre Hände in den seinen, trat der Pfarrer ein. Emanuel machte eine leise Bewegung, Hulda glaubte, er wollte sich entfernen, und die Augen weit öffnend in starrem Schrecken, rief sie: „Du gehst, Emanuel?"

„Sage, daß Du mir folgst — und ich bleibe!" entgegnete er voll Liebe.

„Seien Sie barmherzig!" mahnte der Vater. „Stellen Sie sie nicht auf jene harte Probe, die Sie selber grausam nannten. Sie war ruhig, seit sie sich zu ihrem Heiland hingewendet hatte, und sie wird den Frieden in sich finden, wenn kein neuer äußerer Anreiz sie mehr stört."

Hulda hatte die Hände gefaltet, ihre Augen hingen an Emanuel, aber des Vaters Worte und ihr Schweigen schnitten ihm durch das Herz. Er erhob sich, um zu gehen. Hulda streifte mit zitternder Hand den Ring vom Finger, den er ihr gegeben hatte. Davor konnte er sich nicht halten.

„Nein!" rief er, „nein! wir scheiden nicht für immer! Der Ring sei Dir ein Pfand! wir sehen uns

wieder!“ — und einen Kuß auf ihre Stirne drückend, eilte er hinaus.

Er hörte nicht, was der Pfarrer, der ihn geleitete, zu ihm sprach, nicht wie Miß Kenney ihm mit sanftem Wort versicherte, er möge ihr in voller Zuversicht das theure Mädchen überlassen. Er war in das Schloß gekommen und in seine Zimmer, und die Augen der Geliebten, die so thränenschwer, so schmerzvoll an ihm gehangen hatten, und die Lippen, die der Schmerz zusammengepreßt und die sich nicht zu öffnen gewagt hatten, er sah sie immer vor sich. Er war traurig bis in das tiefste Herz. Schöne, sanfte Hoffnungen, in denen er sich gewiegt, waren ihm zerstört worden, und auch der Glaube an die Seinen war für ihn zerstört. Er grollte ihnen, dem Pfarrer, der Kenney, sich selbst und seinem Schicksal; und dazwischen dachte er, die echte Liebe, die Liebe, wie er sie in Hulda zu besitzen geglaubt, wie er sie ihr zugetraut hatte, der würde kein Eid und keines Vaters Machtspruch den Mund geschlossen haben, die hätte nicht geschwankt zwischen dem Vater und zwischen dem Geliebten, wenn dieser bittend vor ihr gestanden hätte, so wie er. Und wenn er dieses dachte, ward ihm das Herz noch schwerer.

Er ließ den Diener kommen, befahl zu packen und Alles für die Abreise herzurichten. Hier hatte er jetzt Nichts mehr zu erwarten und zu hoffen, hier war seines Bleibens nun nicht mehr.

In wenig Stunden war Alles geordnet und gethan. Es war gegen den Abend hin, als seine Kalesche vorfuhr. Er ging noch einmal durch die lange Zimmer=

reihe, wie an dem Tage, an welchem er die Gräfin und Clarisse hier erwartet hatte. Es kam ihm vor, als lägen Jahre zwischen jenem Sommertage und dieser Abendstunde, so weit war der Schmerz, der auf ihm lastete, von dem ruhig entsagenden Gleichmuthe entfernt, mit welchem er in diese Gegend und in das Schloß gekommen war. Heute begriff er die Entmuthigung und den Widerwillen, mit welchem Konradine daran dachte, in die Welt und in die Gesellschaft zurückzukehren — und doch — auch die Einsamkeit ward ihm hier zu einer Qual!

Der Amtmann und Ulrike fehlten natürlich auch an diesem Nachmittage nicht. Die Abreise des Barons hatte Beide überrascht. Es war vorher die Rede nicht davon gewesen, es war auch kein Brief gekommen, auf dessen Nachrichten man die plötzliche Entschließung hätte schieben können. Mamsell Ulrike sagte, man komme sich ganz dumm vor, wenn man so Etwas geschehen sähe, ohne doch zu wissen, was es zu bedeuten habe. Der Amtmann meinte, was nicht seine Sache sei, darüber mache er sich keine Sorgen, aber gut und gerathen sei es freilich nicht, daß der Baron bei dieser Kälte reise.

Ulrike wendete sich an den Kammerdiener. Er gab ihr keine Auskunft. Er war zu gut geschult und seinem Herrn zu ergeben, um sich gegen Fremde auf seine Vermuthungen einzulassen.

Ehe der Baron zu seinem Wagen ging, ließ er Ulrike zu sich rufen und legte ihr dringend die fort=

gesetzte Fürsorge für Hulda an das Herz. Es solle Alles für sie geschehen und geliefert werden wie bisher.

„Gewiß, gewiß, Herr Baron," fiel die Mamsell ihm freudig ein, weil sich ihr damit die Möglichkeit zu einer Frage aufthat. „Herr Baron sollen sich bei Ihrer Rückkehr überzeugen, daß ich das Meinige gethan habe. Aber wann denken der Herr Baron denn wieder zurückzukehren, damit man sich doch danach richten kann?" setzte sie neugierig und diensteifrig hinzu.

„Ich werde es Sie wissen lassen!" entgegnete er.

„Man wird es ja auch im Pfarrhause erfahren können, denn dahin werden der Herr Baron ja schreiben!" meinte die Mamsell.

Er gab darauf nicht Antwort. Ulrike wurde stutzig.

Als er fortgefahren war, als man das Hofthor schloß und sie noch auf der Rampe neben dem Bruder stand, zog sie ihr Gesicht in Falten, daß der Amtmann dachte, sie fange an zu weinen, was sie doch immer nur vor Aerger that.

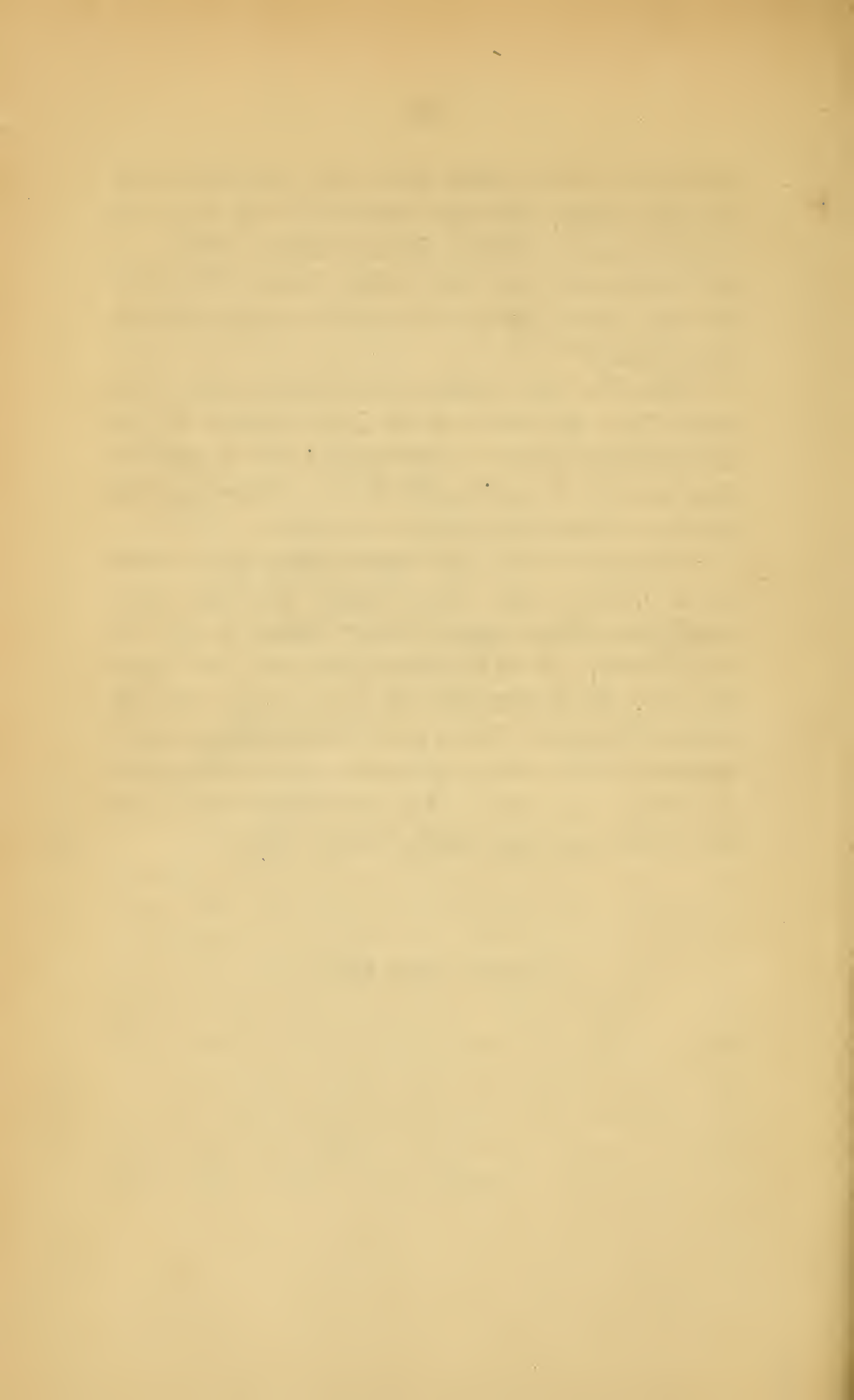
„Ordentlich wie ein Todtengräber kommt man sich vor, wenn Einer nach dem Anderen geht, und man sieht ihm nach und schließt hinter ihm Thor und Thüren zu!" klagte sie. „Still wird es nun wieder werden hier bei uns; und Ruhe wird man haben und Zeit mehr als genug. Aber," setzte sie rasch hinzu und mit ihrer Rührung war es vorüber, „mit dem Baron und Deiner Mamsell Hulda, Bruder, ist es aus. Gestern mit einemmale früh Morgens der Pastor hier im Schlosse! Heute der Baron in aller Frühe schon wieder in der Pfarre — und nun mit

einemmale bei der Kälte fort, und gleich heute noch auf und davon; und keine Antwort, als ich sagte, daß er doch nach der Pfarre schreiben würde! Nicht einmal ein Gewiß! oder „Ja freilich, freilich, Mamsell!“ Da steckt etwas dahinter. Mit der vornehmen Heirath ist es vorbei!“

Bist Du schon wieder auf der Unglücksjagd? Behalte Deine Weisheit doch für Dich, bis man sie von Dir fordert!“ zürnte der Amtmann, und sie hörte es ihm an, daß es gerathen für sie sei, zu schweigen, und so wie er selber ihres Weges zu gehen.

Emanuel aber fuhr schwermüthig und brütend in die sinkende stille Nacht hinaus, über die weite, unabsehbare Ebene hinweg, die der Schnee farblos und kalt bedeckte; und in der Pfarre wachte die arme Hulda die ganze Nacht hindurch auf ihrem Lager und versuchte es vergebens, sich an ihrer Pflichterfüllung emporzurichten, und vorwärts zu blicken auf den Weg durch das Leben, das auch so kalt und farblos und so unübersehbar lang und traurig vor ihr lag.

Ende des ersten Bandes.





Date Due



T
423
L3E8
1
10384

